This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

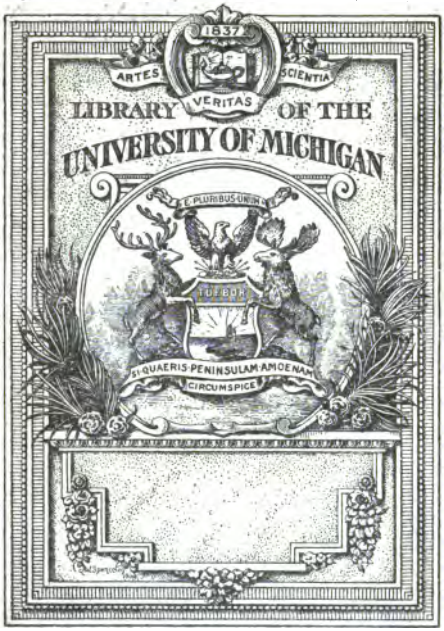
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
R11

G.W.RABENER.

22027

Gottlieb Wilhelm Rabeners sämmtliche Schriften.

Sechs Theile.

Leben des Verfaßers.

Leipzig, 1777.
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegien.

Finnish
1819.

Wir JOSEPH der andere von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Infant in Hispanien und Erz-Thronfolger der Königreiche Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien, und Slavonien, Erz-Herzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und Lothuringen, Groß-Herzog zu Toscana, Groß-Fürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland und Bar, Gefürsteter Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol, ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun Kund allermänniglich, daß Uns die Wittwe, Dyck, Buchhändlerin zu Leipzig, allerdemüthigst zu vernehmen geben laßen, was Gestalten sie entschlossen seye, Gottlieb Wilhelm Rabeners sämtliche Schriften, nebst dem Leben des Verfassers von C. F. Weiße, in Sechs octav-Bänden im Druck herauszugeben; Weilen aber sie besorge, daß ihr sothane Schriften von gewinnsichtigen Leuthen unter verschiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch sie in Schaden versezet werden mögte; Als bitte Uns dieselbe demüthigst, daß Wir ihr, und ihren Erben über solches Werk Unser Kayserliches Privilegium impressorium auf zehen Jahre

zu

zu ertheilen gnädigst geruhet mögten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen solcher der Supplicanten demüthigst-ziemliche Bitte; Ihr haben Ihr derselben und ihren Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit wissentlich, in Kraft dieses Briefes, also und dergestalten, das Eingangs ernelte Wirth, Dych und ihre Erben, vorgedachte Schriften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder verkaufen geben, feil haben, und verkaufen lassen, auch ihnen solches Niemand ohne ihren Consens, Wissen und Willen, innerhalb denen nächsten zehen Jahren, von dato dieses Briefs anzurechnen, im heiligen Römischen Reich nachdrucken und verkauffen, viel weniger etwas daraus nehmen, und zusammentragen solle, weder in kleiner noch größerer Form, unter was für suchtem Schein das immer geschehen mögte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unseren und des heiligen Reichs Unterthanen und Getreuen, insonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchbindern, und Buchhändlern, bey Vermeidung Sechs Marck löthigen Goldes, die ein jeder, so offt er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche Kammer,

und

und den anderen halben Theil obgedachter Mittl. Dyck, oder ihren Erben, unnachläßig zu bezahlen verfallen seyn solle, hiermit ernstlich, und wollen, daß ihr, noch Einiger aus euch selbst, oder jemand von euretwegen obangezogte Schrifften, innerhalb deren obbestimmten Zehen Jahren nicht nachdrucket, distrahiret, feil habet, umtraget, oder verkauffet, noch auch solches anderen zu thun gestattet, in keine Weis, noch Wege, alles bey Vermeidung obbestimmter Strafe der Sechs Marck löthigen Goldes, auch Verliehrung desselben euren Druckes, den vielgedachte Dyck, und ihre Erben, oder deren Befehlshabere, mit Hülff und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo sie dergleichen bey euch und einen jeden finden würden, alsogleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderuog männiglichs, zu sich nehmen, und darmit nach eigenem Gefallen thun und handlen mögen; jedoch solle mehr ernannte Dyck, und ihre Erben, schuldig und verbunden seyn, von mehr ernannten Schrifften die gewöhnliche Fünff Exemplarien zu Unserem Kayserlichen Reichs-Hof-Rath bey Verlust Unserer Kayserlichen Freyheit zu liefern, und dieses Privilegium anderen zur Nachricht und Bewarnung dem Buch vor-

an-

undrucken zu lassen. Wir Urkund dieses Briefs besiegelt mit Unserm Kayserlichen aufgedrückten Secret-Insiegel, der geben ist zu Wien den Zehenden Januarii, anno Siebenzehen Hundert Acht und Siebenzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

Joseph mppr.

(L. S.)

Vt R. Fürst Colloredo mppr.

Ad Mandatum Sac. Cæs. Majestatis proprium.

Andreas Edler von Stock mppr.

Leben und Charakter des Verfassers

von

C. F. Weiße.

(Geschrieben im November 1771.)

Deutschland hat vor kurzem zween seiner verdienstvollsten Männer und seiner vorzüglichsten Schriftsteller verloren. Gellert und Rabener — Wer kennt nicht diese Namen, wer vereiniget sie nicht, als die Namen zweyer Freunde, die gemeinschaftlich und mit Glücke arbeiteten, ihr Vaterland in seiner eigenen Sprache zu ergötzen, zu belehren und zu bessern? Ohne Zweifel sind dieser beiden Männer Schriften mit dem allgemeinsten Beyfalle gelesen worden, und haben das allerunverstellteste Lob erhalten. Man darf sich darüber nicht wundern. Ihre Schönheiten sind nicht von

der versteckten Art, die nur wenige empfinden, die übrigen Leser aber, wenn sie dieselben loben sollen, auf Treue und Glauben annehmen müssen: sondern so offenbar, so leicht zu finden, so der gemeinsten Fassung gemäß, daß jeder Leser auch gültiger Richter derselben seyn kann. Aber das Vergnügen ist ein zu kleiner Zweck für einen edelgesinnten Schriftsteller. Er will auch nützlich seyn. Wirklich arbeiteten beide für die Verbesserung ihrer Leser, wann schon nicht beide auf gleiche Weise. Thorheiten, sind oft den Lastern ähnlich, entspringen aus denselben, oder führen auf sie. Wer seine Mitbürger von jenen befreyen will, muß auch diese zugleich angreifen: und indem Rabener bloß das Unschickliche und Ungereimte im Betragen dem Gelächter blosstellete, so machte er auch zugleich das Boshafte und Widersinnige des Charakters verhaßt.

So verschieden auch der persönliche Charakter ist, auf welchen ihre Schriften schließen lassen, so kommen sie doch darinn überein, daß sie beide strenge in ihren Pflichten waren, beide Wahrheit, Religion und Tugend liebten. Dem gemeinen Haufen, welcher Dinge und Menschen nur nach dem Schalle der Namen, die man ihnen giebt, und nach den ersten Begriffen beurtheilet, die er

von

von diesen Namen hat, kann die Vergleichung eines geistlichen Liederdichters und eines beißenden Satyrenschreibers, eines ernsthaften Predigers der Sittenlehre und eines lachenden Sittenrichters anstößig seyn. Aber der Mann von Verstande wird wissen, daß der üble Ruf, in der seit langer Zeit die Satyrenschreiber stehen, entweder bloß von der wirklichen Bösartigkeit einiger wenigen Schriftsteller dieser Art, oder von dem allgemeinen Unwillen der Menschen über diejenigen herkomme, die etwas an ihnen tadeln und noch dazu lächerlich machen wollen. Der Vorwürf mochte wirklich in verschiedenen Fällen wahr seyn. Diejenigen, welche einzelne Personen lächerlich machten, um ihnen zu schaden, oder sie zu erniedrigen, oder diejenigen, die die Menschen überhaupt lächerlich machten, weil sie sie verachteten, diese konnten keine gute Menschen seyn, konnten keine Liebe verdienen, wenn man auch ihre Talente bewundern mußte. Aber Rabeners Satyre ist erstlich von dem Fehler der Persönlichkeit so frey, als nur immer eine Satyre davon frey seyn kann. Wenig andere Satyrenschreiber, guter ihm, lassen sich ohne Anekdoten, ohne Schlüssel verstehen. Bey ihm darf man nur dem Menschen überhaupt und sich selbst kennen. Zweytens wendete er niemals

den Spott, den er in seiner Gewalt hatte, dazu an, dasjenige Ungereimte lächerlich zu machen, das wegen der zu nahen Verbindung mit dem Verehrungswürdigen geschont werden muß. Endlich liebte er überhaupt als Mensch und als Schriftsteller die Tugend. Er huldiget ihr bey jeder Gelegenheit: er verräth überall, daß er nicht bloß die Thorheit und die Bosheit, sondern auch die Weisheit und Rechtschaffenheit bemerket hätte. Man höre ihn selbst, was er von einem satyrischen Schriftsteller fodert, und darnach beurtheile man das, was er geleistet hat. »Wer den Namen eines Sathrenschreibers verdienen will, sagt er, »dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund »des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige »der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach »der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und »das Ansehn der Obern das Heiligste seyn. Die »Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm »der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft; so liebt »er den Mitbürger doch, und verabscheuet den »Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne »der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch

»tugend.

»tugendhaft werden kann. Er muß eine edle »Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott »dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und »einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich »und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und »das ganze Herz der Menschen, aber vor allen »Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß lieb»reich seyn, wenn er bitter ist. Er muß mit einer »ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, »was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden »will.«

Der Mann, der sich diese Pflichten anlegen, der sie erfüllen konnte, mußte ein hochachtungswürdiger Mann seyn. Nicht bloß eine Menge vereinigter Talente, sondern auch Menschenliebe und Wohlwollen; aber auch Muth, mit einem Worte, Tugend gehöret dazu, wenn ein solcher Mann soll gebildet werden. — Es sind drey schwere Fragen, die Rabener jedem Satyrenschreiber an sich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen? — Unser Rabener konnte sie alle von sich bejahen. Ich habe schon bemerkt, daß unter allen Satyren der alten und neuen Zeit, die seinige am wenigsten persönlich war. Es ist

in der That keinem, der die Natur in irgend einer Art schildern will, möglich, ohne alles Original zu schildern. Der Stoff muß nothwendig aus dem wirklichen Leben hergenommen seyn, wenn er auch durch die Zusammensetzung neu wird. Also war es ohne Zweifel ein gewisser Geizіger, ein gewisser Pedant, der ihn auf den Charakter selbst aufmerksam gemacht und ihm die ersten Züge desselben gelehrt hatte. Aber einmal schrieb er nicht eher, als nachdem er viele solche Züge aus verschiedenen Fällen gesammelt und die Fälle selbst vergessen hatte. Ueberdieß, wo er auch sich der Person oder der Begebenheit noch bewußt war, die zu der Schilderung Anlaß gegeben hatte: so verwechselte er doch die Züge, die er von ihr nahm, mit so vielen andern, die bloß aus der allgemeinen Kenntniß des Charakters genommen waren, daß weder er, noch die übrigen die Person unter dem neuen Bilde erkannten. »Die Charaktere meiner Thoren, sagte er, sind allgemein: nicht »mehr einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn »Narren zugleich billig Anspruch machen können. »Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so »nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, »die stolzen Augenbrauen von Mäven, die vor»nehm dummen Blicke vom Gargil, die aufgebla»senen

[illegible] Bäcken von Kilian; die trotzige Unterlippe von Klendby, den aufgeblasenen Bauch von Eldrasin, den gespreizten Gang von Meran; und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmüthigen Narren, der stolz Cäsar und Mäo, können die übrigen sagen, daß ich sie gezeichnet habe? Sie sind noch lebend, wenn sie alle todt sind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er sich diejenigen Fehler abgewöhnt, welche er in dieser Kopie lächerlich findet.

Ein Satyre also war nicht in seiner Hand ein Werkzeug, mit welchem er sich vertheidigen oder andere angreifen wollte. Er hatte keinen Feind, denen er lächerlich zu machen suchte, keinen Gegner, an dessen Demüthigung ihm etwas wäre gelegen gewesen. Er mahlt sich nicht, wie viele Schriftsteller dieser Art, gewisse, auch vielleicht verachtungswürdige Leute zum Ziele, auf die er seine Pfeile abdrücken. Er streitet nicht mit den Menschen, er stritt nur mit der Thorheit und den Fehlern. Die Schilderung eines Charakters eines ehrlichen Mannes, der das Lächerliche und Ungereimte so leicht bemerkt, am gefährlichsten seyn kann, nämlich, daß er den Menschen nach und nach geringe zu schätzen anfängt, wenn er der

Thorheiten so viele, und selbst bey den Weisen gesehen hat: diese Verbindung gegen das menschliche Geschlecht, mit welcher Wohlwollen und Güte nicht bestehen können, war weder in Rabeners Charakter, noch in seinen Schriften. Seine Satyre ist lachend, scherzhaft, nicht bitter; und er selbst war gewiß im Stande, dieselbe Person, an der er vielleicht sehr lächerliche Fehler bemerkt hatte, zugleich von ganzem Herzen hochzuachten, wenn sie im übrigen wahre Verdienste besaß. Auch weiß ich mich nie zu erinnern, daß es iemals Jemand gewagt hätte, von irgend einer Stelle in seinen Satyren öffentlich eine Deutung zu machen. Diejenigen, welche dieß zuweilen aus einem dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlichen Vorwitze versuchten, wurden immer durch die folgenden Züge der Satyre selbst, die schlechterdings bey Einer Person nicht zusammen kommen konnten, widerlegt: und zuweilen brauchte Rabener selbst einen kleinen Kunstgriff, sie zu beschämen. Wie sinnreich wurden einst diese Deuter durch das siebzehnte Blatt im Jünglinge hintergangen, das einer seiner Freunde nach seiner Anlage verfertiget, wo ihnen im ein und zwanzigsten gezeigt wurde, daß die in jenem entworfenen Schilderungen lange vor den Personen, auf die sie konnten gedeutet

werden,

werden, da gewesen, und von alten und neuen Schriftstellern erborgt waren. Noch mehr überraschte er sie durch das Mährchen vom ersten April. Alles war im Aufruhr, als man unter den satyrischen Gemälden so gar die vermeynten Anfangsbuchstaben der lächerlich gemachten Personen fand. Ich bin ein persönlicher Zeuge von Gesellschaften gewesen, wo der ganze Abend damit zugebracht wurde, zu jedem Buchstaben den Namen zu finden, und man fand in der That Namen zu jedem, und mehr als Einen Namen zu einigen. Hätte man Rabenern für den Verfasser gehalten; so hätte man gewiß nicht erst Deutungen versucht: denn ihn kannte man schon, und man erwartete keine persönliche Satyre von ihm. Aber er hatte sich vollkommener zu verbergen gewußt. Man hielt das Stück für die erste Geburt eines jungen vortrefflichen Kopfs, der seine Talente mißbrauchte, bis Rabener mit dem Schlüssel hervortrat, und den voreiligen Deutern durch die Anfangsbuchstaben, die sie hatten erklären wollen, die Lehre gab:

VT. TEMO. IN. SEDE. TENTATI. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Doch

Doch, welches die gewöhnlichsten Mißbräuche der Satyren sind, und derer, die sie lesen; die Absichten, welche man sich dabey vorsetzen soll, und die Art, wie man diese erreichen kann, mit einem Worte, alle Regeln, nach denen unser Rabener muß beurtheilet werden, und nach welchen er ein so schätzbarer Mann und so berühmter Schriftsteller worden ist, hat er selbst in seiner Abhandlung, von dem Mißbrauche und der Zulässigkeit der Satyre auseinander gesetzt. Man sieht aus dieser Schrift, daß er seine Pflicht im ganzen Umfange kannte, und aus seinen übrigen, wie genau er sie beobachtet hat. »Einen so moralischen Satyriker kenne ich nicht,« sagt der fromme Verfasser der Schrift, die den Titel führt: geheimes Tagebuch. »Bey aller Laune sieht »man es ihm doch immer an, daß gute Absichten »ihn leiten. Wie sehr scheint er mir hierinnen »Swiften zu übertreffen!«

Seine Absichten waren also lauter. Das Gute zu befördern, die Tugend, die gesunde Vernunft und die Religion zu empfehlen, ein anständiges, würdiges Betragen allgemeiner zu machen, die Pedanterey der verschiedenen Stände zu mindern, so wohl Kleinigkeiten, die über die Gebühr geschätzt, als auch wichtige Dinge, die in Verachtung

tung gerathen, wieder auf ihren Werth zu setzen: kurz, die Vollkommenheit, und mithin die wahre Glückseligkeit des Menschen war der Zweck seiner Werke. Aber war sie auch die Wirkung derselben? Ich glaube es; so weit als sie überhaupt die Wirkung einer menschlichen Bemühung seyn kann. Keine, weder die ernsthafte, noch die scherzende Moral kann gewiß seyn, daß sie die Sitten bessert. Dieß ist allein das Werk einer höhern Macht und des Menschen selbst. Aber das kann sie hoffen, daß sie die Besserung veranlasset, indem sie vielleicht lange zuvor, ehe die Aenderung geschieht, dem Menschen die Gedanken und Betrachtungen beybringt, die bey ihm durch besondere Umstände, aber doch erst mit der Folge der Zeit, wirksam und zu seiner Besserung kräftig geworden sind. Weder das Schauspiel, noch die Satyre bessert auf der Stelle. Es ist ohne Wunderwerk nicht möglich, daß man als ein Narr zu lesen anfangen und als ein Weiser aufhören sollte. Alle Aenderungen in der menschlichen Natur geschehen durch Stufen, nach und nach. Viele Ursachen müssen dabey zusammen kommen; aber zu diesen gehöret doch vornehmlich der sittliche Unterricht, und derjenige gewiß am meisten, der am meisten Aufmerksamkeit erweckt, das heißt, der nicht ohne Vergnügen vernommen

nommen wird. Wenn man inzwischen gewisse Fehler oder Thorheiten, die dazumal, als der Verfasser schrieb, noch sehr gewöhnlich waren, sich verlieren, oder doch seltener werden sieht, wenn man sich gewisser Dinge itzt schämet, aus denen man sich zu derselben Zeit eine Ehre machte; sollte man es bloß der Mode, die oft neue Fehler, neue Thorheiten in die Stelle der alten setzt, zuschreiben, und den Sittenlehrern gar kein Verdienst beymessen? Das heißt in der That sichtbare Ursachen leugnen, um verborgene aufsuchen zu können. Wenn die Vorstellungen des Schadens oder des Ungereimten, das aus gewissen Handlungen entspringt, gar keinen Einfluß auf den Menschen hätten, wenn er sich weder durch die ernsthafte Folge jener Thorheiten, noch durch ihre lächerliche Ungestaltheit abschrecken ließe; was könnten überhaupt Unterricht, Beyspiele, Gesetze, was könnte ein Mensch zur Besserung eines andern thun? — Ich schreibe in der That den Rabenerischen Satyren die Abstellung manches Fehlers zu, der itzt nicht mehr unter uns herrscht, und der sonst geherrschet hat.

Den Charakter der Rabenerischen Satyre zu schildern, würde überflüßig seyn, nachdem es schon Herr Professor Ramler in seiner Einleitung in die schönen

schaften Wissenschaften nach dem Baltazar auf eine Art gethan hat, zu der nichts hinzuzusetzen übrig bleibt. »Swift, dieser Lieblingsautor unsers Landes, sagt er, hat in Prose gedichtet, wie Lucian und »Swift. Ein lachender satyrischer Genius, mehr »voll Salz, als voll Bitterkeit, männlich schön in »seiner Schreibart, gerecht und lehrreich in seinem »Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindungen. Welche Gallerie von Bildern, welche Verschiedenheit von Charakteren in seinem Swiftischen Testamente, in dem Mährchen vom ersten »April, im deutschen Wörterbuche, in der Chronike und Todtenliste, in den Sprüchwörtern des »Panss, und besonders in den Briefen, die es »Personen von allen Ständen und Charakteren in »die Feder legt! — — Wir empfehlen ihn unsern Lesern, als einen Autor, der, wie Moliere, »mehr als Eine Klasse von Zuschauern zu vergnügen, mehr als Eine Fähigkeit des Verstandes zu »belustigen, und mehr als Eine Art der Thorheit »zu bestrafen weiß.« —

Warum hat uns doch ein so vortrefflicher Schriftsteller nicht mehr liefern können! Nach dem Reichthume seines Witzes, nach dem Umfange seiner Kenntnisse und der Scharfsinnigkeit seines Beobachtungsgeistes, war er es im Stande, und

ganz gewiß würde er uns noch mehrere Auftritte der menschlichen Thorheiten gezeiget, und das dem Publico in seinem Abschiede — daß ihr versprochene Vermächtniß nicht vorzogen haben, wenn er nicht seiner Schriften durch einen unglücklichen Vorfall wäre beraubt worden.

Obgleich das Leben eines Gelehrten, oder eines Mannes, der in bürgerlichen Aemtern gestanden hat, keine großen und sehr abwechselnden Begebenheiten enthält, die die Neugier an und für sich reizen; so sind doch die Umstände eines Mannes von vorzüglichen Gaben und eines Schriftstellers vom ersten Range, so geringe sie auch scheinen mögen, immer für die Leser seiner Schriften wichtig. Die Achtung und die Neigung, die man für den Mann hatte, erregt natürlicherweise die Wißbegierde, auch in Ansehung seiner Gebuhrt, seiner Erziehung, seiner Glücksumstände und seiner Lebensart. Ueberdieß werden die Schriften eines Mannes doch in gewisser Maaße besser verstanden, und mit weit mehr Nutzen gelesen, wenn man seinen persönlichen Charakter und die Begebenheiten weiß, durch die er ist gebildet worden. Die Umstände, die wir von Rabenern erzählen können, sind nur allgemein, und werden eben deswegen vielleicht weniger den Wunsch der Leser be-

friedi-

predigen, oder unsere Absicht erreichen lassen. Aber ihre Erzählung wird uns wenigstens lebhafter wieder an den schätzbaren Mann erinnern, wenigstens unsern Lesern zeigen, wie gut der witzige Schriftsteller mit dem arbeitsamen Bürger bestehen könne.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde den 17ten September 1714 zu Wachau, einem Rittergute unweit Leipzig geboren. Sein Vater, Justus Gottlieb Rabener, war damals Besitzer desselbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht selten hypochondrischen Anfällen ausgesetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daselbst des Unterrichts eigner Lehrer, und unter diesen namentlich der Aufsicht des noch itztlebenden Stadtpredigers in Dresden, Herrn M. Grenzens, der nachher sein Beichtvater war, und sich durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landschule nach Meißen, wo vormals sein Großvater väterlicher Seite, M. Justus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hatte. Für diesen hatte er eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte. Es fand hier unter andern seiner Mitschüler den Herrn

M. Grabener, itzigen sehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er seine Ergebenheit durch das Vermächtniß seines ihm möglichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Professor Gärtner in Braunschweig und den seligen Professor Gellert. Mit diesen errichtete er eine genaue Freundschaft, die auf der Universität fortgesetzt wurde, und bis an seinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftsteller hochgeschätzt, als ein äußerst brauchbaren und geschäftiger Mann bewundert. Oft sprach derselbe von ihm in seinen Lehrstunden, als von einem vorzüglichen Beyspiele, daß der strengste Fleiß in Geschäfften, selbst in trocknen und mühsamen Geschäfften, mit der größten Munterkeit des Geistes und dem lebhaftesten Witze sich vertrage. Gellert, der ernsthafte, leidende Gellert, wurde auch noch in seinen letzten Jahren von dem Scherze seines Freundes aufgeheitert. Sie erinnerten sich beide, wann sie sich von Zeit zu Zeit wieder sahen, ihrer erstenjugendlichen Verbindungen und Begebenheiten. Rabener erzählte sie mit seiner gewöhnlichen Laune und einem scherzhaften Muthwillen, und Gellerts eigne Munterkeit wurde dadurch wieder erweckt. Darüber entspann sich ein kleiner freundschaftlicher Streit

zwischen

zwischen ihnen; sie erneuerten die Zeit ihrer Jugend, und Gellert kam immer mit einem entwölkten und heiterern Gesichte wieder von ihm.

Nachdem er die gewöhnlichen sechs Jahre in Meissen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Universität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf seinen Vater verlor. Hier bauete er auf den feinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente sich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war indessen die Rechtsgelehrsamkeit, worinnen er einen so guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine selbst verfertigte Streitschrift, de mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er sich auch gern in praktischen Dingen, und hauptsächlich in solchen, welche die Landesverfassung betreffen, umsehen wollte, so begab er sich oft zu dem damaligen Kreys-Landsteuereinnehmer Lazer: dieser machte ihm Lust zur Kenntniß der Steuersachen, und verschaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer solchen Wissenschaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einschlagende Arbeiten kannte und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geschäffte gemacht. Er faßte

1737 verfertiget, Beweis daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind, welches itzt die ersten Zeilen seines zweyten Bandes einnimmt. Nach diesem zu schließen, würde er kein mittelmäßiger Dichter geworden seyn, und leicht ein zweyter Horaz, wenn er sich des Versses in seiner Satyre bedienen wollen. Er ist durchgängig wohlklingend und kräftig. Mit wie vieler Laune charakterisirt er z. B. die Lohensteinische Schreibart:

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Der Phöbus Hofpoet und erster Günstling seyn,
Und der genannten Zahl'nie ringelwohlster Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Tuppe,
Der Musen Weihrauch streun; leicht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst durch Flammen, Blitz und Glut;
Muß er die Schwefelkunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Vulcanus Zunft, und ruft den Styx zusammen:
Langt er aus Stygien her, macht er Gewitter wüst,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Märtyer schmelzt;

Läßt

Sieht er um und um sich her des Unglücks Vorbild ist glänzen:
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sentenzen!
Da kömmt ein Zoilus, und ruft: die Dichtung schwillt!
Sein ganzer Vers ein Rauch, sein Kopf mit Dunst erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Als Pyrrhysmus singt, und Oden phantasiret, u. s. w.

Die Belustigungen brachten noch einen andern Vortheil. Unsre besten jungen Köpfe arbeiteten daran, und viele derselben verbanden sich dadurch zu einer nach genauern Freundschaft. Viele von ihnen waren, ob sie gleich die Belustigungen, als die erste deutsche Schrift dieser Art, für ein dem deutschen Witze sehr nützliches Journal erkannten, dennoch schon vom Anfange her darüber mißvergnügt gewesen, daß sie wohl nicht wenige, und noch darzu gar unschmackhafte Streitschriften eine Aufnahme darinnen gefunden, als auch überhaupt in den Aufsätzen nicht eine strengere Wahl beobachtet würde. Mit den häufigen und immer härtern Aufsätzen, welche beide Ursachen den Belustigun-

gen zuzogen, welches natürlicherweise das Mißvergnügen verschiedene, unter denen sich auch Rabener befand, trugen, mit Anführung dieser Gründe, bey dem Herausgeber an, daß mit dem sechsten Bande dieses Journals geschlossen, und bey eben demselben Verleger ein neues von gleicher Art nächste angefangen werden, zu welchem auch sie ihre Arbeiten beyzutragen sich erboten, wenn dabey, in Absicht auf diese beiden Punkte, eine andere Einrichtung getroffen würde. Der Herausgeber willigte darein. Alle Mitarbeiter wagten, nach dem Maaße ihrer damaligen Einsichten und Fähigkeiten, ihren Fleiß an, vorzüglich gute Stücke in diesen Band zu verfertigen, damit er wenigstens gegen die vorhergehenden sich auszeichne, und sie mit Ehren schlössen. Rabener ließ es an seiner Seite an vielen Ermunterungen nicht fehlen, welches ohnedieß seine Gewohnheit war, weil er sich des deutschen Witzes und der Monatsschriften, in die er arbeitete, mit einem sehr patriotischen Eifer annahm. Er faßte bey dieser Gelegenheit den Entschluß, eine Schrift unter dem Titel: Vorlesungen eines Professors von Hexatov, über die Belustigungen im Jahre 1744 gehalten, demselbigen Bande anzuhängen. Dieses sollte gleichsam eine Kritik und Vertheidigung der Belustigungen

beides

beides zugleich, und zwar in einer satyrischen Schreibart seyn: nämlich seinen Gedanken durch einen satyrischen Zug das Urtheil sprechen, und unbillige Anfälle mit einem eben so lachenden Spotte abweisen. Er hatte dabey viele Satyren auf unächte Kritiker, und ihre Art, die alten Autoren zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln, desgleichen auf geschmacklose Allusionssucht ausgebracht. Denn er wollte auf eine gleiche Weise, als von ihnen öfters bey den Werken des Alterthums geschehen, auch bey den Belustigungen verfahren. Da der Bär, das Breitkopfische Buchdruckerzeichen, zu vielen ungesalznen Scherzen über die Belustigungen Anlaß gegeben hatte, so hatte sich auch hier der Verfasser die Gelegenheit, dieselben zu rügen, durch die Erfindung zubereitet, daß aus dem Schnitte eines Hauses ein Bär, das Schild des Breitkopfischen Hauses in Leipzig, hervorgezogen worden. Der otzacowische Herr Professor hat sich darüber in gar gelehrte Dissussionen eingelassen, und versuchte, ob er dadurch verschiedenen ihm dunklen Stellen aus Schriften derselben Zeit, die bey Gelegenheit der Belustigungen, auf einen Bär anspielten, ein Licht anzünden könne, fand aber beym Schlusse, daß seine Bemühungen hierinnen wohl vergeblich seyn möchten, weil er nicht im

Stande

wäre, eine vernünftige Verbindung zwischen den Belustigungen und dem Witz auszudenken. Schon war Nabener in seiner Arbeit weit gekommen, als der Entschluß, die Belustigungen nicht weiter fortzusetzen, geändert wurde. Nabener hörte also damit auf, nützte verschiedene Stellen und einzelne satyrische Züge in seinen folgenden Aufsätzen, und vertilgte seine Vorlesungen.

Indessen hatte sich Gärtner, als der Urheber dieses Anschlages, und mit ihm Cramer und Adolph Schlegel, zur Verfertigung einer solchen Monatsschrift, wie sie die neue Fortsetzung der Belustigungen eingerichtet zu sehen gewünschet, vereiniget, und da sich von ungefähr ein bremischer Buchhändler zum Verleger darbot, so wählten sie diesen um so viel lieber, weil sie auf diese Art, wie ihre Absicht war, desto leichter verborgen zu bleiben hofften. Die Gesetze, die sie dabey zum Grunde legten, und die der Herausgeber selbst in Vorschlag brachte, können denjenigen zum Muster dienen, die eine Monatsschrift dieser Art unternehmen wollen. Der Herausgeber solle bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger besorgen, aber außerdem, in Absicht auf die einzurückenden Arbeiten, vor seinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben, und seine eignen Stücke gleicher Kri-

tik

ſtil und Entſcheidung, als die übrigen, unterthan ſey; kein Mitarbeiter ſolle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden; kein Aufſatz eines Mitarbeiters aber einen Platz finden, wenn nicht die meiſten Stimmen dafür ausgefallen; alle Mitarbeiter ſollen jedes Stück kritiſiren, und wenn ſich einer nicht entſchlieſſen könnte, die von den meiſten Stimmen verurtheilten Stellen wegzuſtreichen oder zu ändern, ſolle es zwar bey ihm ſtehen das Stück ganz zurück zu behalten, aber doch daſſelbe, ſo lange es nicht nach der Entſcheidung der meiſten geändert worden, vom Journale ausgeſchloſſen bleiben; daß mit den eingeſandten Stücken ebenfalls nach der Entſcheidung der meiſten müſſe verfahren werden; und endlich, weil damals viele Leſer gewohnt waren, bloß aus dem unterſetzten Namen auf den Werth oder Unwerth eines Aufſatzes zu urtheilen, daß keinem Stücke der Name ſeines Verfaſſers beygefüget werden ſolle. So bald mit dem Verleger alles in Richtigkeit gebracht war; ſo wurde Rabenern die Entdeckung davon gemacht, der ſich ungemein darüber freuete, und dieſer kleinen Geſellſchaft beytrat. Man geſellte ſich hierauf auch Schmideen von Lüneburg, Eberten und Zacharia zu. Anfangs war auch Mylius unter dieſen: aber die fanden bald,

daß

daß sie in Anfehung seiner sich getäuschet, und derselbe in den genommenen Plan sich entweder nicht fügen wollte, oder nicht konnte, und gleich, nachdem das erste Stück erschienen, in welchem sich von ihm weiter nichts findet, nicht die Abhandlung, daß das Feuer keine Materie sey, gieng er wieder ab. Sie bewarben sich gleichfalls um auswärtige Mitarbeiter, und erfuhren Gevatterin in Berlin und Glück in Kopenhagen. In Kopenhagen war ihre Bemühung vermuthlich die erste, sich einen gewissen Zeitgenossen bekannt zu machen, da der Buchdruckerey der Buchstabe, die Schrift, fehlte, und allenfalls, bey dieser aber nicht sehr wichtigen Sache, gethan, auch dem Trauerspiel, die Trojanerinnen, davon zur Kritik übersendete Bogen hingehören, dem sie gleichfalls davon, Ehrenhalber gedruckt, vielen durch seinen Beyfall und stille Winke vielen Antheil daran. Nun entstunden die Verfasser der kurzweiligen Wochenschriften in Wettstreit. Sie hatten auch das Vergnügen, bey den ersten beiden Stücken, da sie die Vorrede von Bremen aus datiret hatten, unerkannt zu bleiben, und von den Bewegungen, welche die unerwartete Erscheinung dieser Monatsschrift verursachte, nebst den Vermuthungen, sie zu entdecken, selbst Zeugen zu seyn. Als die wahren Verfasser bekannter zu

werden

werden anfiengen, trat auch Gellert zu ihnen, der gleich Anfangs Lust zu ziehen, verschiedene Umstände verhindert hatten. Er unterwarf ihres Beurtheilung, die sehr strenge zu seyn pflegte, sein erstes Buch, die Fabeln und seine Briefschweitzer, deren Verfertigung er, bis er sie vollendet hatte, geheim gehalten, verbesserte sie nach ihrer Kritik sehr sorgfältig, und überließ die erste Bekanntmachung der letztern dieser neuen Monatsschrift. Schon bey dem zweyten Bande wurde ihre Anzahl aus Hamburg erst durch den seligen Giseke, und hernach durch den seligen Spener, einen jungen Dichter, der noch in Leipzig durch einen frühen Tod der Welt entrissen wurde, vermehret. Zuletzt, da schon die Gesellschaft durch den Abgang einiger, die Leipzig verliessen, sich zu vermindern anfieng, erhielt sie einen neuen Zuwachs in Klopstocken, Zacharien und Schmidten von Langensalza; von denen aber die beiden letztern nur zu den vermischten Schriften Beyträge gethan.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung über die Geschichte der bremischen Beyträge vergeben, da es gewiß die erste periodische Schrift von vermischtem Inhalte war, die so viele ausnehmend schöne und keine schlechten Aufsätze in Prosa und in Versen enthielt. Sie machte einen unauslöschli-

gen

gen Zeitpunkt in unserer Litteratur aus, weil den Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, das Studium unserer Sprache und die Begierde, durch deutsche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte. Von dieser Zeit an ist die Anzahl unserer Dichter und Prosaisten erstaunlich gewachsen: und wann auch die meisten darunter schlecht, aber wenigstens mittelmäßig sind: so können wir uns damit trösten, daß selbst der grosse Eifer ungeübter Köpfe um einen gewissen Vorzug, den sie nicht erreichen, immer ein Beweis ist, daß andere bessere Köpfe ihn zuvor wirklich erhalten haben, und noch erhalten werden.

Die meisten Aufsätze, die den zweyten Theil der satyrischen Schriften unsers sel. Rabeners ausmachen, erschienen nach und nach in diesen neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche vier Bände ausmachen, und in den Sammlungen vermischter Schriften, unter welchem Titel dieselben Verfasser ihre Bemühungen fortsetzten. Diese Arbeit aber war nicht bloß für das Publicum, sondern auch für diese rechtschaffenen Männer selbst vortheilhaft. Ihre Freundschaft hatte nun einen gewissen Zweck, ihre Vertraulichkeit wurde größer, ihre Zusammenkünfte, die sie wöchentlich an bestimmten Tagen in einem

fest-

festgesetzten Umlaufe hielten, unterhaltender. Alle sahen in der Folge diesen Theil ihres Lebens als den angenehmsten, und diese Vereinigung ihrer Arbeiten als die vornehmste Ursache ihrer eignen Vollkommenheit und des guten Erfolgs ihrer Schriften an. Das Schicksal entfernte sie bald von einander: aber ihre wechselseitige Freundschaft blieb unverändert. Kaum konnte irgend einer, nach dieser Trennung, neue, eben so vertraute und innige Freunde wieder finden.

Rabener hatte schon im Jahre 1741 das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreißes erhalten, ein beschwerliches Amt, das mit vielen Reisen auf dem Lande umher, mit Untersuchungen und Abmessungen des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums oder auch Gewerbes, beschäftiget ist; das eine genaue Kenntniß der Landesverfassung und eine geprüfte Rechtschaffenheit erfodert. Er war auch in diesem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er verrichtete sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er

brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erfoderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholung waren seine witzigen Arbeiten. »Alle meine Satyren, schrieb er mir einst, habe ich auf »meinen Expeditionen und während solcher Geschäffte gemacht, wo ich mit den Antipoden des »Witzes zu thun hatte.« Der itzige Herr Hofrath Kästner in Göttingen, dem ein scherzhafter Satyr oft auch die Geißel in die Hand gegeben, verfertigte auf ihn bey jener Veranlassung folgendes feine Sinngedichte:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rab'ners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.

Rabener sagte im Scherze zu ihm, daß er dieses als Advokat der Bauern und der Narren gemacht habe.

Indessen entriß die Vorsehung unserm Rabener einen Freund nach dem andern, um ihre Verdienste an entfernten Orten zu belohnen, und

durch

durch sie zugleich Kenntniß, Geschmack und Liebe zu unserer Muttersprache zu verbreiten. Rabeners Lustigkeit und Gabe zum Scherze mußte ihm nothwendig viel Gesellschafter erwerben; und seine Rechtschaffenheit und sein Verstand neue Freunde machen: aber sein Herz wurde doch immer zu diesen alten Vertrauten gezogen. Er genoß ihrer, aber meistens nur durch sein Andenken und durch den Briefwechsel. Auch ich hatte das Glück, um das Jahr 1750 mir seine Gewogenheit zu erwerben. Mit jedem der folgenden Jahre vermehrte sich seine Liebe und Vertrauen gegen mich. Wie viel heitere Augenblicke genoß ich in seinem Umgange! wie vielen Unterricht! wie manchen treuen Rath! Das Andenken seiner Freundschaft wird mir lebenslang theuer seyn.

Gegen das Ende des 1751sten Jahres schrieb er seine satyrischen Briefe, die er im folgenden Jahre herausgab, und die den dritten Theil seiner Schriften ausmachen. Meinem Urtheile nach hat sich in diesen sein schöpfrischer Geist am meisten geäußert. Die Gabe, die Sitten, die Denkungsart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrschenden Leidenschaft genau zu treffen, diese eigenthümliche Gabe des dichterischen Genies hat er nirgends in einem so hohen Grade gezeiget. Er läßt Leute von allen Ständen spre-

chen, und alle reden ihre eigne Sprache. Das Bildniß ist allemal getreu, und die Züge die er wählt, sind allgemein kenntliche Züge, die jedermann in Originalen bemerkt hat, die aber nur Er so zusammen zu finden, so ins Licht zu stellen wußte. Diese Schilderungen hatte er nicht bloß aus seinem Kopfe entworfen. Er hatte wirklich die Menschen gesehen, sie aufmerksam, als ein philosophischer Beobachter, gesehen. Sein Amt und seine ländlichen Reisen selbst hatten ihn unter mancherley Klassen von Menschen geführet, und ihn die Sitten und den Ausdruck verschiedener Stände und Charaktere kennen gelehrt. — Wer einmal dieses geistige Auge hat, kann an jedem Orte und an jedem Menschen lernen. Swift gieng in Wirthshäuser, den gemeinen Mann zu studiren. In der That muß man erst den Menschen kennen, wenn man ihn kopieren will, und man lernt ihn nicht kennen, wenn man ihn nicht in sehr verschiedenen Umständen und Verfassungen sieht. Erst die Abweichungen von dem Gewöhnlichen machen uns aufmerksam.

Indessen zog sein Fleiß, seine Treue, Geschicklichkeit und Ordnung in seinen Berufsarbeiten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten immer mehr auf sich. Sie sahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Posten noch weit wichtigere Dienste leisten

könnte,

könnte, und wünschten auch seine bisherigen zu belohnen. Man berief ihn also nach Dresden in das Obersteuercollegium, wo er, nach Herrn Hofmanns Tode, die Stelle eines ersten Obersteuersekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz seiner besten und ältesten Freunde, als den Ort seiner jugendlichen Freuden und seiner ersten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog seinen Beruf seiner Lust, und die Hoffnung, noch nützlicher zu seyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey solchen Verdiensten nicht anders zu vermuthen war, unter Hohen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Zwey Jahre darnach, 1755, gab er den vierten und letzten Theil seiner satyrischen Schriften heraus. Er enthält des Anton Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind: Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Stolze noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre, an die königl. Akademie zu Pau in Bearn: das Mährchen vom ersten April, und endlich Abbitte und Ehrenerklärung. — Das erste Sprichwort war bereits im Jänner des 1750sten Jahres in die vermischten Schriften zum Vergnügen des Ver-

standes und Witzes eingerückt: die zwote Abhandlung aber so wohl, als das Mährchen vom ersten April, doch ohne Schlüssel, besonders abgedruckt worden. Mit Unzufriedenheit sah das Publikum diesen Band, als den letzten angekündiget. Er stund noch in der vollen Reife des männlichen Alters, seine Gesundheit und seine Kräfte waren noch ungeschwächt, sein Witz noch eben so lebhaft, sein Blick noch eben so scharf. Ueberdieß schien er itzt in eine höhere Sphäre einzurücken, wo Thorheit und Weisheit sich besser ausnehmen, wo das Gemälde derselben so wohl mehr Vergnügen machet, als mehr Nutzen stiftet. Aber er hatte ohne Zweifel gegründete Ursache zu dem Entschlusse, den er faßte. Er rechtfertigte ihn in der Vorrede. »Ein »ernsthafteres Alter; Geschäffte, die täglich ge»häuft werden; der Verlust der besten Freunde; »eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen »Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie »mir vor drey Jahren war: Leser, die noch im»mer gewohnt sind, zu lachen, so lange sie über »andre lachen, und welche unversöhnlich wüthen, »so bald sie glauben, ihr eignes Gesichte im Spie»gel zu sehen: der geschwätzige Vorwitz der Ausle»ger, welche immer boshaft genug sind, Schlüs»sel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind:

»die

»die tückische Bosheit derjenigen, welche sich ge»troffen finden, und schweigen, und welche doch »hämisch im Namen derjenigen seufzen, die ge»wiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen sind; »die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, »welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser »schreibt, die Originale zuerst suchet, eine Unbillig»keit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte dop»pelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ur»sachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich ma»chen.« In einem seiner Privatbriefe an mich schrieb er: »Sie denken auch, daß mein Schwur, »nichts mehr bey meinem Leben drucken zu lassen, »der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten »sey? aber nein; wenn mir auch der Kitzel wieder »ankäme, so habe ich doch nicht Lust, mir den »Kopf zu zerstoßen. Mit den Katheder-thoren und »den Narren aus den drey Fakultäten konnte ich »fertig werden, und wenn es eine Brausche am »Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten, »sie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuste; »aber die Thoren aus den Palästen und den Anti»chambern sind mir zu gefährlich, und (im Ver»trauen!) es sind nicht die kleinsten.« Ungeachtet dieser feyerlichen Versicherung glaubte man ihm immer nicht ganz, da er zugleich die Erklärung

von sich gab, daß er deswegen nicht aufhören werde, Originale zu Schildereyen aufzusuchen; aber nur die Bedingung hinzusetzte, daß er sie erst nach seinem Tode herausgeben wolle. Man glaubte nicht, daß ein Autor so wenig Eitelkeit haben könne, nunmehro zu schreiben aufzuhören, da er des Erfolgs seiner Schriften, durch den allgemeinen Beyfall, den die ersten erhalten hatten, so gewiß geworden war. Aber man kannte ihn nicht. Er war fest in seinen Entschlüssen, wenn er sie einmal mit Ueberlegung gefaßt hatte. »Ich besitze,« sagte er, »gewiß Eigenliebe genug, jenes Lob auch »nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein so unparthepisches Lob ist, und je weniger ich hernach »im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, »oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.« Er arbeitete auch wirklich unter seinen überhäuften Geschäfften beständig in seinen Erholungsstunden an satyrischen Aufsätzen und Entwürfen. Noch das Jahr vor dem Kriege sah ich bey ihm einige Nachahmungen aus dem Lucian und einen Entwurf zu einem Werkchen, das den Titel hatte: Entzückungen oder Gesichter, in denen eine vorzüglich kühne Satyre herrschte. Auch theatralische Arbeiten hatte er unternommen. Ein

Lust-

Lustspiel, der Freygeist, war bereits bis zum vierten Aufzuge fertig. Nur von diesem letzten Stücke erinnere ich mich des Entwurfs. Ein junger ausschweifender Mensch, der aus Liederlichkeit ein Freygeist geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mägdchen für eine Buhlschwester verlassen. Da seine erste Geliebte wußte, daß er die Grundsätze der Religion nicht so wohl verwarf, als die Empfindungen derselbigen bey sich zu ersticken suchte: so gerieth sie auf den Einfall, ihn durch folgende List zu gleicher Zeit zu beschämen, zu bessern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie sagte sich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Besuch. Er erschien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem sie ihn bewirthete, der stärkste Gift gewesen. Sie habe dieß veranstaltet, um sich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um so viel weniger strafbar zu seyn, da sie nichts gethan, als seine eignen Grundsätze, die sie ihrer gekränkten Liebe und Eifersucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichste Schrecken, und wurde äußerst verzagt und fromm. Da sie ihn einige Zeit in der Unwissenheit gelassen, entdeckte sie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete sie, wenn

ich es anders noch recht weiß. So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung sehr interessant war. Er hatte noch ein ander kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feyengeschichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen lassen auch vermuthen, daß er Etwas, von der schweren Kunst, mit der Welt zufrieden zu seyn, müsse ausgearbeitet haben. Endlich hätte er einen sehr angenehmen Briefwechsel mit verschiedenen seiner Freunde gesammelt, von dem die wenigen hier *) befindlichen Briefe ein bloßer Ueberrest sind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieser Papiere, und wendete dadurch wenigstens Einen Verlust ab, den der Krieg anrichten sollte!

Dieser brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu sagen. Die meisten Briefe der folgenden Sammlung **) sind während desselben geschrieben. Sie enthalten davon viele Umstände, und werden also auch selber für diejenigen interessant seyn, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier lesen. Er wurde von den vornehmsten Officieren des

*) Siehe den sechsten Theil.

**) Dieser war anfangs diese Nachricht von seinem Leben vorgesetzt.

des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Diese Unterredung hätte für unsern Rabener und für die deutschen Musen gleich vortheilhaft seyn können. Denn er besaß alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes: aber sie hatte nicht statt, da der König plötzlich aufbrach, und, so viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde hier in Leipzig, nachdem schon der größte Theil seiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch sein Geist! doch schien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwo Abschriften von seinen bereits verfertigten satyrischen Aufsätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach seiner Rückreise der Briefwechsel zwischen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren giengen, oder in fremde Hände kamen, so vertraute

traute er das eine Exemplar einem andern seiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bey sich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Julius des 1760sten Jahres. In dem dadurch entstandenen Brande giengen seine vorher angezeigten Handschriften so wohl im Originale, als in der Abschrift darauf: denn beyde Häuser, wo er sie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme. Die Beschreibung dieser Verwüstung mögen die Leser in seinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Herder nach Warschau vom 16ten August lesen; ein Brief, der ihm in der Folge beynahe so viel Verdruß, als sein Verlust bey der Einäscherung des Hauses, das er bewohnte, selbst machen mußte. Ein unvorsichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeiget worden, hatte vermuthlich heimlich eine Abschrift davon genommen. Bald war dieser Brief fast durch ganz Deutschland in allen Händen: kein Wunder, daß sich ein eigennütziger Buchhändler dessen bemächtigte! er ward, nebst ein paar auf gleiche Art erhaschten Gellertschen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freymüthigkeit und Laune geschrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, so konnte er in

der

der That nicht ganz außer Sorgen wegen der Folgen seyn. Noch unangenehmer waren ihm die falschen Urtheile, die viele nach diesem Briefe von seinem Charakter fällten. Bey einer so traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber spotten zu können, schien vielen Leichtsinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre itzt sehr unnöthig, Rabenern wegen dieses Briefes zu rechtfertigen. Erstlich hat er dieses selbst in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner satyrischen Schriften gethan: und überdieß ist es itzt, nachdem die ersten stärksten Eindrücke dieses unglücklichen Vorfalls erloschen sind, mehr einem jeden möglich, sich in Rabeners Stelle zu setzen. Empfindlichkeit bey der Noth anderer, besonders bey einer allgemeinen Noth, ist eine nothwendige Eigenschaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeschlagenheit. Wenn ein Mann bey dem Unglücke noch Gegenwart des Geistes behält: so wird er auch stets noch seine gewöhnliche Denkungsart dabey äußern, und die, seinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anstellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Raben-

ner also seine Gabe, das Lächerliche zu sehen, auch bey dem Unglücke beybehalten: so konnte es ihm bey dieser Gelegenheit auch nicht an Gegenständen dazu fehlen. Auch der Muthloseste, dem bey der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringsten Grade scherzhafter Gedanke einfällt, erinnert sich doch, wann sie vorbey ist, vielleicht aus keinem Auftritte seines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von sich und andern. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wann sie ausschweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an sich nur im geringen Grade lustig war, durch den Kontrast des Unglücks selbst, wenn man nunmehr von diesem befreyet und davor sicher ist, noch weit lächerlicher. Und Rabeners Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geschrieben: er war an einen vertrauten Freund geschrieben, mit dem Rabener zu scherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was nicht auch der mitleidigste Mann in solchen Umständen hätte schreiben können.

Die Personen, von welchen er in diesen Briefen am freymüthigsten gesprochen hatte, wurden am wenigsten dadurch beleidiget. Viele Staabsofficiere

offiziere der kaiserlichen Armee waren seine Freunde: und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege seine und seiner Mitbrüder Hochachtung und Freundschaft. Rabeners Antwort darauf ist merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da sie sich nicht in der Sammlung seiner freundschaftlichen Briefe findet:

Wie freundschaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überrascht! Ich war schon ganz kleinmüthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerster Herr, hätten mich vergessen: und wie sollten Sie nicht mitten unter Ihren Geschäfften und einem ruhigen Ueberflusse einen armen schüchternen Flüchtling vergessen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundschaft!

Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandstelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zu erhalten, war so groß, daß ich Verlust und Feinde vergaß, und nur an meinen A * * dachte.

In der That kostet mich dieser unglückliche Krieg sehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch sehr viel entschädiget worden, daß ich unter feind- und freundschaftlichen Armeen so viel rechtschaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, besten A** — Ja, mein Herr, diese glückliche Bekanntschaft bezahlt mir viele Angst.

Werde

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder sehen? Wohl niemals. Zwar wünschte ich es sehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf Ihrem bunten Berufsfuchse auf dem Paradeplatze!

Niemand von Ihren besten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünschen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbitte: den Sie müssen wissen, daß Ihr freundschaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wann er wünschet, daß es Ihnen wohl gehen soll.

Meine Gesundheitsumstände sind leidlich genug, ob ich schon diesen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängstigungen seyn mag. Meine Feinde sagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde sagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkame. Von hübschen Mädgchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Also vom Mädgchen kann es nicht seyn. Vom Zorne? Gewiß vom Zorne nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als daß ich mich über sie ärgere. Vom Weine? Wenigstens vom Tokayer nicht. Ich glaube gar, Gott verzeihe mirs! daß ich, wenn es ja das Podagra seyn soll, es von Ihrem Passe habe, und von der Angst, in der ich damals war.

Sie wissen die großen Veränderungen, die seit dem 8ten November bey uns vorgefallen sind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir bey unsrer neuen Herrschaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichsten Aussichten, nachdem wir, wie Ew. H. sich sehr wohl ausdrücken, die Rechte des Herrn in seinem Grimme haben kennen gelet-

gelernet. Gebe Gott, daß wir uns bessern, und daß auch alle diejenigen sich bekehren, die an unserer Besserung sieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küsse Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu seyn, wann man mir es auch bey Feuer und Schwert untersagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir unverändert Ihr freundschaftliches Andenken.

X.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung seines Fürsten. Er wurde Steuerrath. Meine Leser werden in dem folgenden Briefe, wo er mir selbst diese seine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in solchen Geschäfften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich seyn kann, für ein gröſser Glück hält, als Vermögen und Rang.

Wann Sie, mein bester Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben Sie nur nicht, daß ich deswegen einen heiligen Schein um den Kopf bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm machet, ist, daß es ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädigsten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebst einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beybehaltung meines bisherigen Amts, mit einem diesem Charakter gewöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Besoldungserhöhung geschehen. Alles dieses, und auch das letzte, ist mir um verschiedener Ursachen

willen lieb, die ich Ihnen schon mündlich sagen werde. Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bey dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit, eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, so lange ich lebte, bey der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne, und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe ꝛc. Unser hochseliger und ewiggeliebter Churfürst *) fand dieses alles billig, und fiel von selbst auf diese Einrichtung, die nun mit mir getroffen ist. Bin ich nicht ein philosophischer Narr? Aber glauben Sie, mein liebster Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene et benè viuo! Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerrevisor und Sekretär allezeit gewesen sind, so bin ich glücklich. Ich küsse Ihrer rechtschaffenen Frau mit dem demüthigsten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erschrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tausendmal.

Rabener.

Seit dieser Zeit sah ich ihn jährlich zweymal, in der Oster- und Michaelismesse, und während dieser Messen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Versuch zu Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derselben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbesondere die

*) Friederich Christian.

die Entrückungen, deren ich oben gedacht habe, schien er selbst vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeschäfte, sagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsstunden zu allen Schriftstellerarbeiten unfähig und stumpf. Ueberdieß würde itzt sein Spott nicht mehr lachend, sondern bitter seyn, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, setzte er im Scherze hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich itzt herausgebe *) sammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey seinem Leben drucken lassen, weil er dadurch am besten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider seinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur sechsten Ausgabe seiner Schriften diese Sammlung an, und erklärte, daß nichts anders, weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode gedruckt und als eine authentische Schrift von ihm sollte erkannt werden. Ich wiederhole hier diese Erklärung, und hoffe, daß es meinen seligen Freund vor der Eitelkeit oder dem

*) nämlich den sechsten Theil dieser Schriften.

Eigennutze derjenigen schützen wird, die durch die Herausgabe untergeschobener oder verworfener Aufsätze von ihm sich könnten ehren oder bereichern wollen.

Indessen ist auch bloß diese Sammlung von Briefen ein schätzbares Geschenke für das Publicum, und in so ferne es den Mann selbst nicht bloß nach seinem Witze will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer seiner Aufsätze. Diese Briefe sind alle wirklich von ihm geschrieben und gar nicht geändert worden. *) Er dachte noch nicht daran, als er sie schrieb, daß sie jemals sollten gedruckt werden, und die Leser sehen ihn also darinnen wirklich so, wie er sich seinen vertrautesten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Gesinnungen, die darinnen vorkommen, sind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bey denen er sie äußert, sind wirkliche Begebenheiten: Alles ist in diesen Briefen Wahrheit und Natur.

Solche

* Wenn ja hin und wieder einige Zeilen oder auch Stellen weggeblieben, die entweder das Publicum zu wenig interessirten, oder die zu persönlich oder vielleicht zu freymüthig waren; so wird man dem Herausgeber diese Behutsamkeit um desto eher vergeben, da er von dem seligen Manne bey seinem Leben selbst diese Vollmacht erhalten.

Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich ist, sind immer der besten Lebensbeschreibung vorzuziehen. Es ist unmöglich, daß sich nicht in diese das Vorurtheil oder die Neigung dessen, der sie schreibt, mit einmische: es ist unmöglich, daß er von denen Umständen, die den Charakter entdecken, so vollkommen unterrichtet sey, daß er in der Erzählung keinen verstellen, nicht seine Schlüsse für wirkliche Facta angeben sollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er selbst sein eigner Geschichtschreiber, und zwar der Geschichtschreiber derjenigen Begebenheit, die itzt erst vorgegangen: er schildert den Zustand der Seele, in welchem er sich eben itzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von seinen Begebenheiten erzählet; (denn freylich sind diese Briefe nicht gleich interessant:) so läßt er uns doch tiefer in die Natur seiner Empfindungen und Gedanken hineinsehen. Und gewiß, unser Rabener wagt nichts, wenn er sich der Welt so zeiget, wie er war. Einige Leute können zuweilen seine Munterkeit zu ausgelassen und seinen Spott zu beißend, aber kein Mensch wird sein Herz böse finden. Er sah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was andere nur ernsthafter Betrachtungen fähig halten;

aber niemals lachte er in der Absicht, jemanden zu beleidigen, oder ihm zu schaden.

Ich hätte diese Sammlung mit Briefen, die er an mich geschrieben, vermehren können. Aber die ältesten, die die wichtigsten und zu einer Zeit geschrieben waren, wo er sich noch mehr mit dem Witze und der Lesung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweise verloren, und die spätern enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieses gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verschiedne seiner übrigen vertrauten Freunde geschrieben. Die Sammlung selbst hat er 1765 in der Ostermesse in der Dyckischen Buchhandlung niedergelegt, und ihr nach seinem Tode alle Rechte darauf übertragen.

Von dieser Zeit an fieng seine Gesundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn seine Geschäffte hinderten, diese heilsame Krankheit, die oft das Zeichen eines sonst dauerhaften und festen Körpers ist, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den ersten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismesse nach Dresden zurück kam. Er erzählt mir dieses in dem folgenden Briefe mit seiner gewöhnlichen Munterkeit.

An

Am 30. October, 1767.

Liebſter, beſter Freund,

Sonnabends halb zwey Uhr fuhr ich von Ihnen wohl geſättiget ab, und kam bey garſtigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie ſich mit Ihrer guten kranken Frau? das will ich vorher wiſſen. — Dienſtags Abends ſpeiſete ich, oder ſaß vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts, und tranck nur ein Glas Waſſer; ſetzte mich geſund nieder, und ſtund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeſchlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bey manchen Worten die Sprache ſtammelnd und ſchwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arzney, über Hals und Kopf zur Ader laſſen, laxiren, ſchröpfen u. ſ. w. und ſo iſt es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarreſt, befinde mich aber ziemlich beſſer. Wenn die Hoplegie kömmt. — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer beſten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuſe zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Auſtern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, ſoll daraus werden? Der erſte Schritt zum Grabe wäre alſo gethan. Wann kommt der zweyte? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dietrichen von unserm berühmten Graff für sein Kabinet malen zu lassen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich gesund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen.

— — — — — — —
— — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich soll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebster Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieser Anfall gab nebst einem andern kleinen Umstande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener gestorben sey. Ich selbst beweinte schon meinen Freund, so sicher schienen die Nachrichter, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebster Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgesprengt haben. Denn am heiligen Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich sey gestorben, ungeachtet meine Gesundheitsumstände nicht gefährlicher waren, als sonst.

Das

Das verursachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hause das Martinsingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran starb ich, und hatte noch das seltne Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fensters lauschte, und mein Sterbelied mit sang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verschiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir sagen wird, und so zufrieden ich auch damit seyn kann, so habe ich doch deswegen nicht Lust, eher zu sterben, oder mir den Faden abschneiden zu lassen, als bis mein Knaul ganz abgesponnen ist.

In der That habe ich vier Wochen unmenschlich ausgestanden, verschiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geschlafen, und alles an einem arthritischen Husten, den mein Arzt ein beneficium naturae zu nennen beliebt. Wäre dieser nicht noch zur rechten Zeit gekommen, so wäre ich, spricht der böse Mann, an einem Steckflusse ohne Rettung gestorben. Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur seyn muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt: Hinter drein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre, als ob dieß nur so ein Spaß wäre? Warte Natur! Ich habe dich so väterlich gepflegt! Ist das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal gesund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht gesperret. Ins

Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit ist ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehöret, wenn man sterben soll. Und am Schlage und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ἐυθανασία? Aber für dasmal hat es nicht seyn sollen, und Sie können bey allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe: ja, daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Er gieng auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben außen: es fand sich hingegen ein periodischer Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7ten Merz 1769. „Jener, schrieb „er mir, hieß Hemiplegie, und ließ an der linken „Seite unangenehme Empfindungen zurück: der

itzige

»itzige Apoplexia sanguinea, und das heftig wal»lende Blut drängte sich dergestalt zum Gehirne, »daß ich mich noch itzt nicht von dem grausamen »Schwindel erholen kann u. s. w.

Seit diesem Anfalle erholte er sich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren sich, seine Munterkeit, sein Witz selbst nahm ab. Ich sah ihn noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. Besonders merklich war diese Veränderung in der Ostermesse 1770. Er kam zu seinen Freunden, mehr um bey ihnen auszuruhen, als sich bey ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen.

Wir sahen ihn da, in Leipzig zum letztenmale. Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte seyn würde; sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte. Er hatte so viel

Liebe

Liebe für diesen Ort, und für die Freunde, die er hier besaß, daß er ungerne dem Vergnügen entsagte, sie zweymal des Jahres zu sehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte sich seine Entkräftung des Kopfs hauptsächlich in Absicht des Gedächtnisses, und sein Schwindel beständig. Aber die Annäherung der Ostermesse erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorsehung hat diese nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuersessionen überfiel ihn eine Art eines Steckflusses. Ein sich dazu gesellendes Fieber aber nebst einigen andern guten Umständen ließen noch Hoffnung übrig, daß auch diesesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorhersah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22sten Merz stund er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu schlummern, und nachdem er wieder jählings erwachte, rufte er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständliche

liche Worte, und es erfolgte sein Tod, ein schleuniger Tod, ohne Schmerzen, so wie er sichs gewünscht hatte. Den 26sten Merz wurde er früh unter den Lobsprüchen seiner Vorgesetzten und Collegen, und unter den Thränen seiner zahlreichen Freunde, auf dem so genannten böhmischen Kirchhofe, in der Rathsgruft seinem Stande gemäß beygesetzt. Einer seiner Freunde, der Herr geheime Kabinetssekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die seiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der schönsten Geister seiner Zeit. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, sein Vaterland einen Patrioten und arbeitsamen Bürger, sein Fürst den getreuesten Diener, seine Freunde den rechtschaffensten, den edelsten Freund.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüstet werden, was sie in der Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigne Weise, seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Weise ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten

und sein Charakter stimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er wirklich war. Sein Gemüthe war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgnisse unterbrochen wurde. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geistes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Versammlung bey seinem Eintritte aufleben zu sehen. In der That sagte er eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte vortrefflich: er spottete mit wahrem Witze, und doch ohne zu beleidigen. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreusten in Schranken. Der öffentliche Tisch, an welchem er vormals in Leipzig speisete, wurde von allen, die Geschmack hatten, als ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit gesucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhligkeit zur Ausgelassenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überschreiten. Aber sein eigner Witz ergoß sich

nur

nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn so gar oft, wenn sie ihn bloß deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Kein Mensch war weiter von dem Charakter eines Lustigmachers entfernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf seine Lustigkeit Rechnung gemacht und andere darauf vertröstet hatte, war er ernsthaft. Dieses war so bekannt, daß es auch kein Vornehmer mehr wagte, ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen.

Viele seine in Gesellschaft gesagten Scherze verdienten aufbehalten zu werden. Aber sie sind zum Theil vergessen, und die, welche ich noch weiß, werde ich mich sehr hüten, bekannt zu machen. Solche Anekdoten belustigen, ohne im geringsten von dem Manne etwas Neues zu lehren. Sie sind oft mit besondern Umständen so zusammenhängend, daß der Scherz nur von wenigen so empfunden werden kann, als von denenjenigen, welche dabey gegenwärtig gewesen sind, und oft thun sie demjenigen, von dem sie erzählt werden, oder dem, an den sie gerichtet sind, oder denen, die dabey verwickelt waren, Schaden. Von einem vertrauten Freunde nimmt man auch den freyſten Scherz nicht übel, man lacht selbst mit: man will aber

deswe-

deswegen nicht von andern belacht seyn, und der Inhalt einer lustigen Erzählung werden.

Er war freymüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig ohne schwatzhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden seine Freundschaften so feste, daß seine ersten auch seine letzten waren, und so viel ich weiß, hat er niemals eine errichtet, die er in der Folge bereuet hätte. Diesen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit seinem Rathe und seiner Belehrung. Voller Treue für seine Regenten, voll patriotischen Eifer für sein Vaterland, voller Ehrfurcht für seine Vorgesetzten, besaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Diese erwarb er sich nicht durch Schmeicheleyen, sondern durch seine Einsichten in die Geschäffte seines Berufs.

Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäfften auf. Obgleich die nothwendigen Arbeiten seines Berufs schon an und für sich zahlreich und mühsam genug waren: so unternahm er doch freywillig noch neue, damit er eben diese Arbeiten seinen

nen Nachfolgern erleichtern möchte. Er hatte zeitig an den Geschäfften, die ihm seine Pflicht auferlegte, Geschmack gewonnen, und unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung und dem Steuerwesen insbesondere, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre; und da er hier eben den geschäfftigen Geist, den eindringenden Verstand und die scharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein so vorzüglicher Schriftsteller geworden war: so hatte er in kurzem alle die Einsichten, die dazu gehören, nicht bloß die Geschäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, sondern diese Einrichtungen selbst zu verbessern. Die ordinäre Steuersekretariatsexpedition besitzt, vermöge eines vorangesetzten testamentarischen Vermächtnisses, ein Denkmal seines Fleißes, in einer Sammlung aller Gesetze und Verordnungen, die sich nicht allein auf die ganze Landesverfassung überhaupt, sondern auch auf Kammer, Accissachen u. s. w. erstrecket. Sie besteht aus fünf Foliobänden, und ist mit einem ungeheuren Fleiße aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen gesammelt, und mit einem alphabetischen Verzeichnisse versehen. Außer diesem von ihm so benannten Repertorio hat er noch eine andere Sammlung unter dem Titel: Repertorium

annale, gefertiget. In diesen finden sich alle Generalien und Verordnungen, welche die Steuerverfassung insbesondere betreffen. Diese hat er auf eine chronologische Art vom 15ten Jahrhunderte an geordnet, und dabey zugleich die Quellen, woraus er sie genommen, als den Codex Augustäus, oder andere bey denen Steuersekretariatexpeditionen befindliche Nachrichten angegeben. Hierüber hat er auch noch einen besondern Band schon als Steuerrevisor geschrieben, welcher die Grundsätze der Steuerverfassung insbesondere enthält, und zugleich durch Stellen aus dem bürgerlichen, kanonischen und Lehnrechte erläutert. Diesen pflegte er selbst im Scherze den Steuerkatechismus zu nennen. Jedermann sieht, wie viel juristische Gelehrsamkeit, wie viel Kenntniß, wie viel Arbeitsamkeit zu solchen Werken gehörte, und wie nützlich sie für diejenigen seyn müssen, welche die dahin einschlagenden Geschäffte besorgen. Seine trockensten Arbeiten haben durchgängig das Gepräge des guten Geschmacks und des offenen Kopfs. Seine Vorträge, seine Gutachten, seine Ausfertigungen sind kurz, bündig, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitschweifigkeit, die Ueberladung mit Kunstwörtern und die wortreiche Beredsamkeit zu haben, die sonst Schriften dieser Art eigen

gen

gen ist, obgleich auch ohne Affectation einer schönen Schreibart am unrechten Orte. Und in der That, sollte denn ein Mann von Geschmack nicht alle Sachen anders thun, als ein gemeiner Mensch ohne Fähigkeit und ohne Empfindung? Sollte der Witz bloß dazu dienen, eine Gesellschaft oder müßige Leser zu belustigen? Der Scharfsinn zu bloßen unnützen Speculationen? Sollten nicht vorzügliche Gaben des Geistes, wenn sie nur frühzeitig genug auf Geschäfte des bürgerlichen Lebens angewandt werden, auch diese in einer weit höhern Vollkommenheit vollziehen? Rabener war ein Beweis, daß dieses wirklich statt finde.

Gegen seine Collegen und Untergebenen war er Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit. Und so strenge er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen Andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen in seinem Amte. Er diente ohne eigennützige Absichten, so bald er konnte: er war auch gegen Bitten unbiegsam, so bald man nach seiner Einsicht nicht das Recht auf seiner Seite hatte.

Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und seine Zeit wurde von ihm ausgekauft. Er stund gemeiniglich sehr früh auf, und that die schwersten Geschäffte zuerst, um sie mit der vollen Munterkeit seines Geistes zu thun. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ sie, so bald seine Geschäffte ihn ruften. Er war gegen keine Art der gesellschaftlichen Ergötzungen unempfindlich; und wie wäre dieß bey einem Manne möglich gewesen, der selbst so viele Talente hatte, zu ergötzen? aber er liebte keine mit Ausschweifung. Seine letzte Krankheit legte ihm noch eine strengere Mäßigkeit auf.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wohllust. Seine Sitten waren äußerst strenge, wenn gleich zuweilen sein Scherz frey war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen Personen des schönen Geschlechts, und kannte gewiß viele vortreffliche unter denselben durch Umgang oder durch Briefe. Er sah es sehr gern, wenn sich seine Freunde frühzeitig verheuratheten, und ermunterte sie selber auf alle Weise dazu. Kurz vor dem Dresdner Bombardement war er selbst noch fest entschlossen, sich zu verheurathen, und in seinem Herzen, wie er mich mehr als Einmal versichert, war schon

seine

seine Wahl gemacht. Aber er vollzog diese nicht, da der Krieg ihn zu einem längern Aufschube nöthigte: und er in der Folge urtheilte, (denn er ließ sich die Leidenschaft nicht beherrschen,) daß die bequemste Zeit zur Ehe vorüber sey.

Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, besuchte den öffentlichen Gottesdienst ordentlich, und dachte und lebte als ein Christ. Er verabscheuete die Spötter, und demüthigte sie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte sie oft lächerlich. Vielleicht hat dieß einigen Leuten, die immer die Religion und die Fehler ihrer Anhänger vermischen, und auf den Schein des Christenthums mehr als auf seine Thätigkeit sehen, Anlaß gegeben, zu glauben, Rabener wolle die Religion selbst lächerlich machen. Aber seine Schriften, noch mehr sein Leben und sein Umgang zeigen ganz entgegenstehende Gesinnungen.

Er war ein ordentlicher Haushälter, sparsam, nicht karg, freygebig, nicht verwenderisch. Er entzog sich selbst Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht dadurch vielleicht in der Zukunft in die

Nothwendigkeit zu kommen, Wohlthaten einschränken zu müssen.

Er verabscheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde; er ahndete es durch eine beißende Antwort an einem gewissen Manne als eine Beleidigung, der ihn einstens einer zahlreichen Gesellschaft als den grossen Rabener vorstellte.

Sollte ich einige Züge in seinem moralischen Charakter vergessen haben, so verweise ich meine Leser auf das zwey und vierzigste Stück des Jünglings, wo er unter den Namen Philet von einem seiner Freunde auf eine würdige Art geschildert ist.

Er war von mittlerer Größe, stark, aber doch wohl gebaut. Seine Kleidung war im höchsten Grade reinlich, ohne Pracht. Sein immer heiteres, lächelndes Gesichte und sein glänzendes Auge kündigten seinen lebhaften Geist und seine satyrische Laune an. Aber seine Gestalt wird besser und getreuer auf die Nachwelt kommen, als es durch eine Beschreibung möglich wäre. Einer unserer vortrefflichsten Künstler, Herr Hauke, hat sein Bildniß,

niß, das der berühmte Herr Graff in Dresden gemalt hatte, in Kupfer gestochen. Es ist eben so ähnlich, als es der Kunst nach schön ist.

Seine Schriften sind auch in auswärtige Sprachen übersetzet, und ungeachtet solches nicht mit gleichem Glücke geschehen ist, ungeachtet der satyrische Schriftsteller am meisten verliert, wenn er über die Gränze seiner Sprache und die Sitten seines Volks hinaus geht, doch gerne gelesen und mit Beyfall aufgenommen worden. In Frankreich gab man zween Bändchen davon heraus. Der Uebersetzer nannte sich Boispreaux. Aber es vereinigten eigentlich zwo Personen ihre Arbeit. Ein gewisser Sellius, der ein gebohrner Deutscher war, und Herr de Chardin. Jener übersetzte aus dem Originale in schlecht französisch, dieser aus dem schlechtern in besseres. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie getreu die Uebersetzung gerathen seyn müsse? Doch hat man in der Choix litéraire, die in Genf herauskam, und nachmals in dem Pariser Journal étranger, einige Stücken weit besser geliefert. Nachgehends hat Herr Huber, der die Deutschen durch seine schönen Uebersetzungen den Franzosen so rühmlich bekannt macht, einige in gegenwärtiger Sammlung vorkommende

Briefe ins Französische übersetzt: *) In ebendesselben Sammlung der besten deutschen Gedichte aber, nebst einer kurzen Nachricht von Rabeners Leben, ein paar seiner Sprüchwörter geliefert. **) ***)

In London kamen ebenfalls zween Theile davon in englischer Sprache heraus. †) Aber der Uebersetzer verstund weder die deutsche Sprache, noch die deutschen Sitten. In einer andern englischen Sammlung kleiner Schriften zum Vergnügen ††) findet

*) Der ganze Titel seines Buchs ist: *Lettres choisies de M. Gellert*, traduites de l' Allemand par M. *Huber*. Précedes de l' Eloge de l' Auteur, suivies de quelques lettres de M. Rabener & des Avis d' un Pere á son fils en l' envoyant á l' Université par M. Gellert. A Leipzig, chez les Heritiers de Weidmann & Reich. 1770.

**) Choix de Poésies Allemandes, par M. Huber. Tome 4 pag. 259.

***) Ganz neuerlich (1776) sind wieder 4 Bände der Rabenerischen Satyren in französischer Sprache unter dem Titel erschienen: Melanges amusans, récréatifs & satyriques de litterature allemande, traduits librement de M. Rabener. Par M. N. L. F. 4. Vol. in 12. A Paris chez Costard.

†) S. Bibl. der schönen Wissensch. 2. Theil, S. 434.

††) The Country Seat; or Summer Evenings Entertainments. Vol. the Second. London T. Lownds. 1762.

findet sich, als ein Anhang, sein Traum von abgeschiedenen Seelen.

Eine sehr gute holländische Uebersetzung seiner sämmtlichen Schriften erschien in Amsterdam in vier Bänden, nebst dessen von Houbracken gestochenem Bildnisse. Dieses letztere war eine Kopie von einem Bernigerothischen Kupferstiche nach einem Gemälde des Herrn Lizlewsky, den man einer Ausgabe seiner Schriften vorzusetzen willens war: aber da der selige Mann nicht damit zufrieden war, nahm er die Platte zu sich, und verlor sie im Brande. Die paar Zeilen darunter sind von einem holländischen Dichter, Herrn Rulland, dem Uebersetzer der Gellertschen geistlichen Lieder, welcher ebenfalls einen großen Antheil an der Uebersetzung von unsers Freundes Satyren hat.

Es sind auch verschiedene Stücke in dänischer und schwedischer Sprache erschienen.

So einen ausgebreiteten Ruhm erlangte Rabener in und außerhalb seinem Vaterlande. Obgleich viele Fehler, die er verspottet, abgestellet sind, und sich vielleicht noch mehr verlieren, und mithin die Satyre auf dieselben weniger anziehend

machen werden: ungeachtet viele seiner satyrischen Züge durch den öftern Gebrauch der folgenden Schriftsteller dieser Art, den Stachel verloren haben, und dieses etwas dazu beytragen könnte, das Vergnügen zu schwächen, das sie ehedem gemacht haben: so ist doch so viel wahre Schilderung der nie abwechselnden Thorheiten und Tugenden der menschlichen Natur darinnen, viele so unnachahmliche Züge eines Originalgenies, daß sie immer den Leser in hohem Grade belustigen und auch belehren können. Sein Name wird den Deutschen, den Sachsen, seinen Freunden unvergeßlich bleiben. »Der Charakter dieses Mannes, — so schließt Gellert eine seiner moralischen Vorlesungen an seine Zuhörer — »der Charakter dieses Mannes verdienet »eben so viel Hochachtung, als sein Genie. Lernen »Sie an seinem Beyspiele, daß man ein Original»autor und doch zugleich für die Geschäffte des Va»terlandes der arbeitsamste und brauchbarste Mann »seyn kann.«

Satyren

Satyren.

Erster Theil.

Vorbericht
zur sechsten Auflage.

Ich habe mir gleich Anfangs das Gesetz gemacht, keine Auflage von meinen Satyren merklich zu verändern, und noch weniger zu vermehren. In der Vorrede zum vierten Theile erkäre ich mich zugleich, daß ich von meinen satyrischen Ausarbeitungen weiter nichts bekannt machen würde: Und noch gegenwärtig ist beides mein sehr ernstlicher Entschluß, welchen zu erfüllen mir nunmehr desto weniger schwer fallen wird, da alle meine ausgearbeiteten Aufsätze dieser Art durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen sind, und neue zu fertigen weder mein Amt, noch andere vorwaltende Umstände verstatten wollen.

Inzwischen nöthigen mich doch zween unerwartete Vorfälle, daß ich gegenwärtige neue Auflage mit einem kurzen Vorberichte begleiten muß.

Der erste Vorfall ist ein schweizerischer Nachdruck meiner Satyren, vom Jahre 1759. wo man auf dem Titelblatte „Frankfurth und Leipzig,“ und die sonderbare Anmerkung gesetzt hat, daß es die neueste Auflage sey. Ich will mich über die Moralität eines solchen Unternehmens nicht weitläuftig erklären. Niemand weiß es besser, als

als die Buchhändler, wie kostbar der Verlag eines Buchs, und wie ungewiß Anfangs der daraus zu erwartende Vortheil sey. Findet sich ein beträchtlicher Abgang und der verhoffte Nutzen davon; wie empfindlich muß es einem jeden seyn, wenn ein Anderer sich dieses Vortheils bemächtiget, und ohne Einwilligung des Verfassers, welcher an seinen Schriften allemal ein Eigenthum behält, einen Nachdruck veranstaltet, bey dem er nunmehr nichts wägt, und den er mit leichteren Kosten unternehmen kann, da er weiter nicht nöthig hat, sich mit dem Verfasser über sein Manuscript zu vergleichen? Eine solche Handlung bleibt allemal unanständig und ungerecht: das ist der gelindeste Ausdruck, den ich brauchen kann. Für einen ehrliebenden Mann ist sie unanständig; und ungerecht ist sie auch alsdann, wenn schon keine Privilegien wären, die ihn daran hindern sollten; denn ein ehrlicher Mann ist auch ohne Gesetze ehrlich. Besonders demjenigen Nachdrucke, über den ich mich hier beschwere, könnte ich verschiedene Vorwürfe machen, von welchen vielleicht dieser der geringste wäre, daß Pappier und Druck eine hungrige und schlechte Werkstatt verrathen: Aber ich will mich ohne Umstände auf das Urtheil derjenigen berufen, welchen solcher in die Hände gekommen ist; und es war ein unbilliges Mittel seinen Unwerth zu verstecken, daß

man

man ihn dem Publico mit Kupferstichen anpries, welche doch so steif und ungeschickt abkopirt sind, daß sie bloß für diesen schmutzigen Nachdruck bestimmt, und dessen allein würdig zu seyn scheinen.

Vielleicht wird man das Unternehmen eines solchen Nachdrucks mit der Gewohnheit rechtfertigen; aber Straßenraub ist noch gewöhnlicher. Es bleibt mir allemal unbegreiflich, daß man bey einem so ansehnlichen Gewerbe, als der Buchhandel ist, und bey welchem sich so viele rechtschaffene Leute beschäftigt finden, dennoch ungestraft das seyn kann, was ein ehrlicher Mann zu werden sich schämt. Zwar giebt es gewisse Umstände, die einen Nachdruck entschuldigen, oder wohl gar nothwendig machen können: aber keiner von diesen Umständen findet sich bey gegenwärtigem Falle. Nirgends in Deutschland, und am wenigsten in Sachsen, wird die Einfuhre und der Verkauf derer in der Schweiz gedruckten Bücher gehindert, oder schwer gemacht; der rechtmäßige Verleger meiner Satyren hat allemal genugsamen Vorrath, und zum Ueberflusse, Vorrath von zweyerley Drucke, von stärkerm sowohl, als etwas klärerm; der Preis, den er darauf gesetzt hat, ist in Ansehung der gegenwärtigen Zeiten sehr billig; der schlechte Nachdruck ist eben so theuer, und nicht vermehrt, ob man schon unverschämt genug gewesen ist, ihn als eine ver-

mehrte

mehrte Auflage anzukündigen; er ist ganz ohne Vorwissen, und ohne die nöthige Einwilligung des Verfassers veranstaltet, und ich habe in mehr als einer Absicht dadurch beleidigt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß diese Gründe einen ernsthaften Eindruck bey einem jeden rechtschaffenen und ehrliebenden Manne machen müssen: Aber freylich werde ich sie hier nur vergebens anführen; denn hier rede ich mit Christoph Heilmannen, Buchdruckern zu Biela in der Schweiz.

An den zweyten Vorfall, der mich zu gegenwärtigem Vorberichte nöthigt, kann ich ohne äußerste Gemüthskränkung nicht denken. Man hat sich seit etlichen Monaten angemaßt, der Welt durch den öffentlichen Druck einige Briefe von mir bekannt zu machen, die ich in Vertrauen an meine Freunde, und nicht an die Welt schrieb. Briefe von dieser Art verstatten offenherzige und freyere Ausdrücke, welche man allemal mehr einschränken und behutsamer fassen würde, wenn man vermuthen könnte, daß sie auf eine solche Art gemißbraucht werden sollten. So unschuldig oft gewisse Anspielungen auf die Charaktere und Umstände anderer Personen sind, die unser Freund kennt; so verdächtig scheinen sie einem fremden Leser: Und ist dieser Leser abergläubisch, oder hoshaft, so entsteht daraus für den Verfasser ein doppelter Vorwurf, oder wohl gar ein Verdruß,

der

in seine Privatangelegenheiten einen unangenehmen Einfluß haben kann. Geschieht es aber, wie es besonders bey dem von mir nach Warschau geschriebenen Briefe geschehen ist, daß selbiger durchaus verändert, mit ganz fremdem Witze verunstaltet, durch geliehene Gedanken unscheinbar gemacht, und wohl gar durch einen übel angebrachten Nationaleifer verstümmelt wird: so sind dieses die empfindlichsten und gefährlichsten Umstände, in die ein Verfasser ganz unschuldiger Weise versetzet werden kann. Ich berufe mich auf das unpartheyische Urtheil aller derer, welche solchergestalt selbst in der täglichen Erwartung seyn müssen, daß, wie es mir geschehen, auch von ihren Familienbriefen einige durch den Druck bekannt gemacht werden, so bald ein eigennütziger Mensch berechnen kann, daß dadurch einige Thaler zu gewinnen seyn möchten. Vielleicht, ich hoffe es wenigstens, hat derjenige, welcher sich meiner Briefe auf eine so unerlaubte Art bemächtigte, die Absicht nicht gehabt, mir zu schaden, und er scheint zu fühlen, wie ungerecht sein Unternehmen sey, da er auf den Titel Dresden, Leipzig oder Frankfurth gesetzt, und sich dadurch versteckt zu halten gesucht hat: Aber alles dieses rechtfertigt ihn in keine Wege, und er kann, ohne die Absicht zu haben, mir dennoch vielerley Verdruß zuziehen; Ob ich schon bey dieser Gele-

genheit rühmen muß, daß diejenigen, welche in meinem Briefe nach Warschau genennt waren, sich mit viel Bescheidenheit und Freundschaft gegen mich betragen haben, da sie wohl wußten, wie unzufrieden ich selbst über den Druck eines Briefs war, der sehr gleichgültige und unschuldige Scherze enthielt, so lange ihn niemand, als mein Freund in Warschau las, dem er ganz wider seinen Willen und ohne sein Verschulden aus den Händen gespielet worden ist.

Die Verstümmelung dieser Briefe nöthigt mich, sie gegenwärtigem Vorberichte so, wie ich sie für die Meinigen erkenne, in ihrer Ordnung beyzufügen. Ich habe hierzu noch denjenigen genommen, den ich an den Herrn Hofprediger Cramer nach Copenhagen geschrieben, weil ich besorgen muß, daß man ihn, da sich einmal darauf bezogen worden, auf eben diese unbillige und verstümmelte Art bekannt machen dürfte; ob ich schon Ursache habe zu hoffen, man werde nunmehr, da ich mich darüber erklärt, nicht weiter gegen mich ungerecht seyn, noch durch Ausbreitung dergleichen vertrauter Briefe, mich den Vorwürfen meiner Freunde blos stellen.

Leipziger Michaelismarkt, 1761.

G. W. K.

Nach-

Nachschrift.

Dieser Vorbericht war bereits gedruckt, als ich erfahren mußte, daß man an einem auswärtigen Orte, sich vom neuen Mühe gebe, noch mehrere von meinen vertrauten Briefen aufzusuchen, um solche durch den Druck bekannt zu machen. Durch ein so unverantwortliches Beginnen, bin ich aufs empfindlichste gerührt. Ich weis kein Mittel weiter, diesem vorzubeugen, als daß ich dem Rathe meiner Freunde folge, und selbst eine besondre Sammlung von dergleichen freundschaftlichen Briefen veranstalte. Für diese Absicht verspare ich zugleich diejenigen Briefe, so ich in dem Vorberichte angekündigt habe, und bis dahin bitte ich mir von dem Publico eine billige Nachsicht aus. Ich werde, so bald die Umstände ein wenig ruhiger sind, von meinen entfernten Freunden, diejenigen Briefe beyzuschaffen suchen, von denen ich glaube, daß sie auch für einen fremden Leser nicht ganz gleichgültig seyn können. Sollten aber wider Verhoffen inzwischen dergleichen Briefe ausgestreuet werden; so erkläre ich solche für untergeschoben, und unrichtig: welches ich desto zuverläßiger behaupten kann, da ich aus der traurigen Erfahrung habe, wie verstümmelt alle diejenigen einzeln Briefe sind, welche bisher unter meinem Namen zum Vorscheine gekommen. Dadurch, daß diese Briefe in eine besondere Sammlung gebracht werden sollen, gewinnen zugleich diejenigen, welche meine Satyren von den ersten Auflagen gekauft haben, weil ihre Exemplare auf solche Art an ihrem ersten Werthe nichts verlieren: ein Umstand, der so oft vernachläßigt wird, und welcher doch, besonders bey Büchern von einem gewissen Preiße, billiger beobachtet werden sollte.

Vorbericht
zur ersten Ausgabe.

Vom Mißbrauche der Satyre.

Einige Ursachen haben mich veranlaßt, diejenigen satyrischen Schriften in zween Theile zusammen zu bringen, welche ich seit einigen Jahren in verschiedenen periodischen Blättern einzeln drucken lassen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieses Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides ist mit gutem Erfolge geschehen. Ich bin so glücklich gewesen, daß die meisten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidne Art und mit gutem Grunde dabey ausgesetzt; sondern auch denen, so viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern

fern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satyren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts Neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweydeutig die Begriffe sind, welche sich viele von der Satyre machen. Sie sind gar zu sehr gewöhnt, das Pasquill mit der Satyre zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sey, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen anzudichten sucht; Sie wissen auch so viel, daß die Satyre nur die Laster der Menschen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen sucht, um Andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Lasterhaften selbst tugendhaft zu machen. Beides wissen sie, und dennoch seufzen sie über einen Satyrenschreiber so sehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Ursachen dieser ungereimten Urtheile liegen an den Schriftstellern sowohl, als an den Lesern.

Ich will mich bemühen, einige Ursachen aus einander zu setzen, warum viele Leser auf eine so unbillige Art von der Satyre urtheilen.

Die vorgefaßte Meynung ist wohl eine der wichtigsten. Man hat es uns in unsrer Jugend gesagt, daß die Satyre vom Pasquille wenig oder nichts unterschieden sey. Wir würden selbst nachdenken müssen, wenn wir diesen Unterschied finden wollten; vielmals aber können wir nicht selbst denken, und noch öfter sind wir zu bequem dazu. Ohne uns also weiter zu bekümmern, sagen wir in kindlichem Gehorsam nach, was unsre Mutter und Großmutter vor uns gesagt haben; und diese waren doch auch christliche Weiber! Dergleichen Leser sind in der That mehr zu bedauren, als zu bestrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute seyn, denn viele Leute sind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Absichten ersetzen das, was ihnen am Verstande fehlt.

Diejenigen sind weit weniger zu entschuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laster lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet sind, von ihrem unschuldigen Nachbar alles Böse zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenschaften eingeben. Vielleicht halten diese es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben sie so viel Eigenliebe,

daß

daß sie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Absichten eines Satyrenschreibers für Menschenliebe halten sollten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle so vieler Laster, aus der Heucheley, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich zu lieb, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben, genug gethan zu haben, wenn sie ihr einen guten Anstrich geben. Sie eifern auf die Satyren, um auf die Verleumdung eifern zu können, nur unter dieser ehrbaren Maske verfahren sie lieblos mit ihrem Nächsten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie gefährliche Verleumder sind. Denn wie wollte der ein Verleumder seyn, welcher eben um deswillen die Satyren verflucht? Es kann seyn, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu viel thue. Vielleicht ist die Heucheley nur in ihren jüngern Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen; bey zunehmendem Alter erlangen sie durch die unermüdete Uebung, Böses zu reden, eine solche Fertigkeit darinnen, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß sie glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern, und daß ihnen die Satyre im Ernste verdächtig wird, weil sie allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.

Bey vielen ist die Begierde, auf die Satyre zu schmähen, nichts anders, als die Sprache eines bösen Gewissens. Davon sind sie überzeugt, daß die rühmliche Absicht der Satyre nur diese ist, die Laster zu verfolgen.

folgen. Weil sie aber so gar unempfindlich noch nicht sind, daß sie ihre eignen Laster nicht wahrnehmen sollten; so wird ihnen diese Absicht schrecklich. Jeden Streich, der auf die Laster geschieht, fühlen sie auf ihrem Rücken. Können diese wohl etwas Bessers thun, als daß sie diese Satyre überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben sie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn sie diese große Absicht erreichen? Nun mag die Satyre wider die Laster eifern; sie ist verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Lastern zu haben, weil man gehört hat, daß die Absichten der Satyre boshaft sind, daß man nicht bessern, sondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laster verfolgen, sondern den armen unschuldigen Nebenchristen um seinen guten Namen bringen will. Hinter dieses Vorurtheil verbergen sie sich, und genießen ihre Laster ruhig. Sucht man sie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, so schreyen sie über Gewalt, und man bedauert sie, an statt daß man über sie lachen sollte. Mit einem Worte, sie sind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungestraft muthwillig seyn zu können.

Verschiedene von ihnen sind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satyre abgeschildert; sie schweigen hämisch dazu stille, und beseufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müssen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unpartheyisch zu scheinen, und von diesen wieder vertheidigt

theidigt zu werden. Können sie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen, so haben sie doppelt gewonnen, und für einen lasterhaften Heuchler ist nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren seines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet, findet sein Bild. Er erschrickt, und schweigt. Er sucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfasser zum Religionsspötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in seinem tückischen Munde zur Lästerung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfasser. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren lasterhaften Diener entlarven wollen. In der That sind diese die gefährlichsten Feinde der Satyre; aber eben um deswillen verdienen sie kein Mitleid, und die Religion selbst fodert es, daß wir sie, wenn gar keine Besserung zu hoffen ist, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es giebt noch andere Feinde der Satyre. Diese sind die traurigen Leser. Sie sind wirklich nicht untugendhaft; sie hassen die Laster von Herzen; sie würden es zufrieden seyn, wenn man alle Lasterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber spotten soll man nur nicht über die Laster. Ich weiß nicht, wie

diesen engbrüstigen Leuten zu helfen ist; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich gerühret, als wenn man sie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen sage, daß ihre Laster abscheulich sind; wenn es hoch kömmt, so werden sie verdrüßlich. Aber alsdann schämen sie sich, wenn ich ihnen ihre Schoosstünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen sie sich brüsten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unsern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelstandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir solche vor ihren Augen nachahmen; sie sehen alsdann, wie häßlich sie lassen, und schämen sich. Wollen wir erwachsenen Personen weniger Einsicht zutrauen? Wenn ich die Absicht habe, zu bessern; so thue ich am vernünftigsten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwischen glaube ich, es wird gut seyn, wenn ich mit diesen traurigen Feinden der Satyre gemeine Sache mache. Sie sollen mit den Lastern zanken; ich will über die Laster spotten. Vielleicht sind wir glücklicher, wenn wir mit zusammengesetzten Kräften unsre Mitbürger tugendhaft zu machen suchen; sie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherze.

Wenn ich sage, daß viele um deswillen Feinde der Satyre sind, weil sie nicht wissen, was die Ironie sey, und worinnen deren Stärke und Schönheit bestehe; so sage ich wirklich etwas, welches dem guten Geschmacke

meiner

meiner Landsleute eben nicht zur Ehre geteicht. Inzwischen ist es doch wahr, und alles, was ich thun kann, ist dieses, daß ich mich in ihrem Namen schäme. Spreche ich: »Die wohllüstigen Ausschweifungen der Jugend »sind die Ursachen einer unglücklichen Ehe, eines schimpf»lichen Alters, und eines trostlosen Sterbens;« so verstehen sie mich ganz wohl, und werden diesen Gedanken für erbaulich halten. Wollte ich aber sagen: »Glück»liche Jünglinge, die ihr die kurzen Augenblicke einer »sinnlichen Wohllust dem ungewissen Vergnügen vorzieht, »welches die mürrische Jugend dem Alter verspricht: »die ihr zu vornehm erzogen seyd, als daß ihr den ge»meinen Mann um die altväterische Glückseligkeit einer »gesegneten Ehe beneiden solltet! Es kostet euch in eurer »Jugend tausend Unruhe, und oft euer ganzes Vermö»gen, um einem siechen und beschwerlichen Alter mit »starken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet »fort! Nur der gesittete Pöbel lebt tugendhaft, um ru»hig zu sterben; sterbt ihr, sterbt ihr auch mit Schre»cken, so wißt, daß Leute von euerm Stande und Ver»mögen weit über diesen ängstlichen Gedanken erhaben »sind.« Wollte ich dieses sagen; so würde ich in Gefahr seyn, von vielen unwissenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Man schicke sie wieder in die Schule! Da mögen sie den Voßius lernen, und sich erklären lassen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts

Nichts ist gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satyren zu schreiben? Das ist leicht zu beantworten. Sagt mir erst: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? »Uns? Die »Begierde, dich von deinem sündlichen Vorhaben »abzuziehen; das Verlangen, die Unschuld bei»nen bittern Spöttereyen zu entreißen! mit einem »Worte, die allgemeine Menschenliebe: Ist die»ses nicht Beruf genug?« Gut! Und eben diese allgemeine Menschenliebe ist auch mein Beruf, Satyren zu schreiben. Die Laster zu schrecken, die lächerlichen Fehler den Menschen verächtlich vorzustellen, vernünftige Bürger zu schaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; sind euch diese Ursachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine schriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben diese Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher schreiben.

Es kommen also diese feindseligen Urtheile, denen die Satyre ausgestellt ist, gemeiniglich von solchen Lesern her, welche sich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverstandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähsucht, aus hämischer Heucheley, aus murrischem Eigensinne, aus Unwissenheit und aus andern Leidenschaften das bittere Vergnügen machen, sich zu Feinden der Satyre aufzuwerfen. Ich habe aber oben gesagt, daß die Verfasser eben sowohl als die Leser, an den übelen Begriffen

Ursache

Ursache sind, welche sich viele von der Satyre machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie die allermeiste Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satyrenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürsten, und das Ansehen der Obern das Heiligste seyn. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch, und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen anzustellen, welcher lasterhaft ist, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich seyn, wenn er bittet ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtschaffner Mann seyn!

Wären

Wären alle Satyrenschreiber dieses, wie sie es alle seyn sollten; so glaube ich gewiß, die meisten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht sind, vernünftig zu denken, würden sich, wo nicht vor sich selbst, doch wenigstens vor der Welt schämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es ist wahr, wir würden, wenn diese strengen Regeln beobachtet werden sollten, ein paar hundert Satyrenschreiber weniger haben. Aber, das ist auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünschen kann. So lange dieser Wunsch unerhört bleibt; so lange haben die Verfasser die meiste Schuld, daß die Satyren so vielen Lesern verdächtig sind.

Kein Pasquillant ist zu lasterhaft, er flüchtet sich hinter die Satyre. Er schämt sich nicht, dem Unschuldigen Laster anzudichten; aber ein Pasquillant zu heissen, schämt er sich doch. Seine Bosheit ist gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieser, die Rache der Gesetze, und er ist unwürdig, daß wir weiter seiner gedenken.

Wir sind sehr geneigt, die Fehler an unsern Feinden lächerlich zu machen, und schmeicheln uns, daß wir eine Satyre schreiben, wenn wir dieses thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen?

Drey schwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns selbst, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menschenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde ist. Wir sind beleidigt; unser Feind soll es empfinden, wie gefährlich es sey, denjenigen zu beleidigen, der seine Fehler einsieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn bessern? Nein! denn er ist unser Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch seine Besserung sich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als diesen, daß er unser Feind ist. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Versehen heißen, das stellt uns der Haß an unsern Feinden als die abscheulichsten Laster vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satyre seyn soll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachsüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es sehr unvorsichtig ist, wider seinen Feind Satyren zu schreiben; gesetzt, daß wir in der That die Absicht hätten, ihn zu bessern, und gesetzt, daß er wirklich lasterhaft wäre. Unser Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur sagen, daß wir von ihm beleidigt sind, und daß wir als Feinde schreiben: so hat er seine Fehler vertheidigt, und kann ganz

ruhig

ruhig lasterhaft bleiben. Er bringt die Leser auf seine Seite, welche ohnedem geneigt genug sind, an der guten Absicht der Satyre zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an statt, daß wir die Fehler unsers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Ursachen untersuchen wollten, warum sie mit so vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menschen eifern; so würden wir finden, daß es aus Misgunst, und aus ihrem schwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtschaffner Satyrenschreiber wird sich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht; diese aber knirschen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm sein Glück vorzuwerfen. Was sollen sie thun? Sie vergiften ihm seine Zufriedenheit; sie machen die Quelle verdächtig, aus der sein Glück entsprungen ist, und werfen ihm vor, daß er sich dessen nicht vernünftig bediene. Dadurch schaffen sie sich ein frommes und weises Ansehen, und wollen uns bereden, daß sie dieses Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satyren, wider die Pracht und Verschwendung der Reichen, kommen gewiß funfzig aus der Feder solcher Verfasser, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß sie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine so prächtige und verschwenderische Art, wie jene, lasterhaft zu seyn. Sie sind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen ist ein Reicher

ohne

ohne Unterſchied ein ungerechter Mann. Er und ſein Vater müſſen Wuchrer geweſen ſeyn; wo kämen ſonſt die Schätze her? Die Tugend aber adelt nur, reich macht ſie nicht; ſagt der Herr Verfaſſer mit einer bittern Miene, und ſchielt ganz kleinmüthig auf ſeinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht ſelbſt Urſache, daß der Verſchwender und die Wuchrer die Satyren verdächtig machen?

Es iſt ein Unglück für die Satyre, wenn ſie denen in die Hände geräth, welche witzig genug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. In der That ſind ſie weder boshaft noch neidiſch; aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt ſoll mit lachen. Sie ſpähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler giebt; ſonſt könnten ſie nicht witzig ſeyn. Wären alle Menſchen tugendhaft; wie ſehr würden ſie ſich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verſtand durch die Erfahrung die gründliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz eines Laſterhaften zu durchforſchen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; ſo bald ſie vernehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſo bald reden und ſchreiben ſie Böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines ſo lebhaften Jünglings

verborgen liegt, welches sich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; so wird man finden, daß sie aufhören zu spotten, so bald sie anfangen, zu denken. Inzwischen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satyre wird verhaßt, weil sie ihre Spöttereyen für Satyren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe sie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöschen; man gebe einen acht, ob nicht diese eben diejenigen sind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man sich bey der Satyre bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorsicht gewählt seyn, wenn sie nicht anstößig werden und den Leser wider die Satyre aufbringen soll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn sie recht anzüglich schreiben. Sie murren die Fehler der Menschen an, anstatt daß sie mit ihnen lachen sollten; aus Liebe zur Wahrheit schimpfen sie. Sie thun sehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem bösen, so kömmt sie wenigstens aus einem groben Herzen her: das ist alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann; aber wie viel von den Lesern sind geneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen? Und dennoch sind sie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht satyrisch seyn können, ohne unflätig zu seyn. Ich kenne Männer, welche sich einbilden, sehr fein zu denken; welche im Stande

sind-

sind, einen ganzen Abend lang eine Gesellschaft beyderley Geschlechts mit den gröbsten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie sind gemeiniglich die ersten, die über ihre satyrischen Einfälle lachen, und sie zwingen dadurch wenigstens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber werden einen so niederträchtigen Witz verabscheuen. Verhänge es nun der Himmel in seinem Zorne, daß ein dergleichen ungesitteter Mensch gar schreibe, und seine Satyren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müssen die Leser von einer Satyre bekommen? Hoffen sie etwan zu bessern? Ich glaube nicht, und sie werden es auch nicht gestehen, daß sie für den Pöbel schreiben; ob sie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit, und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle tadle, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwägenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu

sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu seyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen? Es giebt andre Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denenjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittre Satyren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten, bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigensinnig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann seyn. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler bloß, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr schaden, als nutzen. Ich werde ihn vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, denjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen

ein

einfallen, daß sie von einem eigensinnigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten darum: rühmet werden. Dieses Antreffen macht ihnen die nichtigsten Possehen verächtlich; und ein Schüler, bey dem diese Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten ein: nobler Mann werden. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Mönger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satyre fällt. Ihn bedaure ich selten; aber die Folgen davon sind mir zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satyre beyzubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satyrischer Köpfe auf sie am meisten anprellt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedne unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen; so können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satyre erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos seyn, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satyre schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabey verfahren kön-

ne. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen gesagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Das Volk ist nicht allemal einsehend genug, einen Unterschied zwischen der Person desjenigen, der sie lehrt, und zwischen seinen Lehren selbst zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen bessern will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorstellen kann? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft; so überlasse man ihn der Obrigkeit, welche aufmerksam genug ist, dem Aergernisse zu steuern, das seine lasterhafte Aufführung in der Kirche veranlassen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen; so muß unsere Satyre so allgemein seyn, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigkeiten, sind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen; so habe man Geduld, oder mäßige wenigstens die Bitterkeiten mit aller Vorsicht. Ist er ein Ignorant, und doch exemplarisch, (denn es giebt viele exemplarische Ignoranten); so verehre man ihn wegen seines guten Wandels, und verzeihe ihm seine Unwissenheit. Durch Donatschnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und wir

kön-

können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich habe bey dem Charakter eines Satyrenschreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele erfüllen muß. Ist dieses, so wird er nicht allein in Ansehung der Geistlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; sondern er wird auch seine größte Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn lassen, daß durch seine Satyren das Ansehen der Religion nicht im geringsten geschwächt werde. Wie kann sich derjenige rühmen, daß seine Absicht sey, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtsinnig ist? Ein solcher Mensch wird lasterhaft, um nicht lächerlich zu seyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satyre sich Mühe geben, den ganzen Bau unsers Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wut, so ohnmächtig sie auch ist, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundschaftlich urtheilen soll, mehr Leichtsinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsere Schriften verabscheuen; ist es so leichtsinnig wie wir, so

wird es bey diesen gleichgültigen Gebräuchen nicht stille stehen, sondern wesentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion spotten lernen.

Es war in Deutschland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders, als auf Unkosten der Bibel, witzig seyn konnte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntre Köpfe, welche, so zu sagen, eine ganz satyrische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem Witze unerschöpflich zu seyn. Zur Abwechslung brauchten sie die Gesänge der Kirche, und sie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhöret der Geistliche durch Bibel und Gesänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von diesem verderbten Geschmacke, das ist der gelindeste Name, den man dieser Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen bestund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, sondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern lustig vor, daß wir die geschwinde Fertigkeit besaßen, den ernsthaftesten Gedanken der Schrift durch eine possierliche Verdrehung dermaßen zu verunstalten, daß er so abgeschmackt aussah, wie unser eigner Gedanke. Sie fanden dieses Mittel sehr bequem, spaßhaft zu seyn, ohne daß es nöthig gewesen wäre, Verstand zu haben; sie ahmten es

mit

mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieser Mißbrauch so allgemein, daß niemand witzig war, als so ein höchstfeiler Lustigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abscheu haben wollen, weil sie wirklich dem ehrwürdigen Ansehen der Religion nachtheilig sind; so hätte man sich wenigstens darum ihrer schämen sollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigsten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht sich fühlt, daß er seiner denkt, als die Viehmagd; so wird er sie mit seinem Spaße aus der Bibel, oder einem geistlichen Liede, überraschen. Das ganze Gesinde schreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochsenjungen, und die arme Viehmagd, welche so witzig nicht ist, steht beschämt da. Der satyrische Stallknecht! Man lasse ihm seinen angebornen Witz! Sind wir eifersüchtig darüber?

Darauf bin ich stolz, daß in meinen satyrischen Schriften alles mit möglichster Sorgfalt vermieden ist, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Gesänge angesehen werden könnte. Ich habe dieses jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäußert habe. Desto empfindlicher hat es mir seyn müssen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften diesen Vorzug so gar ge-

richtlich streitig machen wollen. Meine Leser werden mir erlauben, daß ich mich dieser Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht lesen sie es mit Vergnügen, denn dergleichen poßierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidschwur ist unstreitig eine der wichtigsten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menschen als einen Christen, oder nur als einen Menschen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidschwüre ist mir vor vielen andern Lastern verabscheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieses Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menschen gesucht, welches immer geneigt ist, sich seiner Pflichten, so viel möglich ist, zu entledigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter selbst, und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran sind. Die Vorsicht, mit welcher man in alten Zeiten sich des Eides bediente, war Ursache, daß er sich in seinem wahren Werthe erhielt. Je behutsamer man war, die Eide zuzulassen, desto mehr Ehrfurcht behielt man für dieselben im Gerichte. Itzt sind unsre Richter weit nachsehender, und ich weis nicht, ist es die Bosheit der Menschen, oder ist eine andre Ursache, welche das Uebel beynahe unvermeidlich macht, daß man vor den meisten Gerichtsbänken fast mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverschämter Leichtsinn bey Ablegung eines Eides

des gewisser maaßen zu einer Art des Wohlstandes geworden war. Frauenzimmer, welche sich würden geschämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und gesetzten Mine, die Versicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtsinne einer Coquette vor den Richterstuhl, und schwuren mit lachenden Mienen den schrecklichsten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfodert, daß sie selbst andre vor dem Meineide warnen müssen, verrichteten diese Handlung mit einer so frechen Sorglosigkeit, daß sie um nichts bekümmert zu seyn schienen, als wie sie ihre Füße wohl stellen, den Hut unterm Arme anständig halten, und den Mantel auf eine galante Art zurückschlagen möchten. Wer sie in dieser Stellung gesehen hätte, der würde darauf nicht gefallen seyn, daß sie hier wären, vor dem Angesichte des obersten Richters sich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müssen, daß sie da stünden, vor der anwesenden Gesellschaft einen Scaramuz zu tanzen. Der niederträchtigste Eigennutz ungewissenhafter Advocaten ist an den meisten Meineiden Ursache. Können sie es nur so weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt; so haben sie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menschlichkeit; ist er noch nicht ganz ohne Gewissen: So werden sie, um einige Thaler beym Processe zu erbeuten, alle ihre Beredsamkeit anwenden,

geben, ihn entweder allen so verständig zu machen, als sie sind; oder, weil dieses so leicht nicht möglich ist, ihm wenigstens durch falsche Begriffe vom Eide, und von dessen geheimen Verstande, das Gewissen, wie sie es nennen, zu schärfen, und ihn zu Ablegung eines ungewissen Eides zu vermögen.

Alles dieses hatte ich wahrgenommen, und ich setzte mir vor, meinen Mitbürgern diesen thörichten Unfug lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche hinter ernsthaften Betrachtung fähig sind, würden sich wenigstens um desselben schämen, weil diese Aufführung unanständig ist. Ich redete davon in der satyrischen Sprache der Ironie, und sagte von dem Eidschwure: »In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und »daher geschah es auch, daß unsre gesitteten Vorfahren, »wie einfältigen Menschen, glaubten, ein Eidschwur sey »etwas sehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses »schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort, so »wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, »desto weniger will es sagen. Einen Eid ablegen, »ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine »Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse »Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die »Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas »verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, »bis man den Hut wieder aufsetzt; mit einem Worte, es

»ist

»ist ein Compliment, das man Gott macht. Ein Com»pliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Wor»te. Einen endlich versichern, heißt an vielen Or»ten so viel, als eine Lügen sehr wahrscheinlich machen. »Dem Gökern in seinem allezeit fertigen Juristen nennt »den Eid herbam betonicam, und versichert, einem »den Eid deferiren, sey nichts anders, als seinem klo»genden Clienten die Sache muthwillig verspielen, und »die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heiße so viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Rei»nigungseide gehöre weiter nichts, als drey gesunde »Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten »fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und »wenn auch ja jemand die Warnetheile der Jugend an »sich, und ein so genanntes Gewissen hätte; so würde »uns doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche »uns eines bessern belehren, und für ein billiges Geld »uns seinen Irrthume helfen könnten. Gott strafe »mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! ist bey »Matrosen und Musketiren eine Art eines galanten »Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Of»ficier kennen, der schwur auch so; doch schwur er nie »mals geringer, als bey tausend Teufeln, weil er »von altem Adel war. Ich will nicht zu Gott kom»men; Ich bin des Teufels mit Leib und Seele; »ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Na»mens,

»rens, welcher gar zu gern ausſehn möchte, wie ein Frey»geiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn »man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und »von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine »Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er alle Augenblicke, »mit der witzigſten Miene von der Welt, bey Gott und »allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, »als wenn unſer Münzjude Jeſus, Maria! rufen wollte. »Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und »wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der »Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber daher kommt »es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt »ſelbſt. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als »die Ehe brechen, und um deswillen iſt ein Ehebre»cher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, be»ſonders in großen Städten, ſo viel als ein Mann, der »zu leben weis. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, »in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unſre Deut»ſchen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden »wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.«

Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, ſie könnten, ohne mein Erinnern, einſehen, daß dieſes in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige geſagt ſey, was ich oben von dem Mißbrauche des Eides, von dem ſtrafbaren Leichtſinne der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernſt-

haft

haft geschrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falschen Eide bereden. Ich ließ diese Stelle, nebst andern, in eben diesem ironischen Charakter, unter dem Titel: Versuch eines deutschen Wörterbuchs *), in die Monatschrift der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einrücken, und ich war so glücklich, daß dieser Aufsatz bey vernünftigen Lesern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Monatschrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände gespielt wird. Sie finden in dem Artikel von Complimenten, in dem von Eidschwüren, und sonst einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geistliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, so ist es ihm zu gute zu halten, daß er solche, außer ihrem Zusammenhange, für verdächtig hält. Auch dieses will ich bey ihm noch entschuldigen, daß er auf der Kanzel so wohl, als bey dem Kindtaufessen, ängstlich wider diese Schrift eifert; wider diese gefährliche böse Schrift, die er noch nicht gesehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt sich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern,

*) Siehe diese Sammlung satyrischer Schriften, den zweyten Theil.

Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böse Buch heraus haben, es kömmt endlich, und man behält's im Arreste! Hätte man es hierbey bewenden lassen; so würde man an diesem Verfahren nichts weiter auszusetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorsicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieses Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geschehen, daß Leute von schwacher Einsicht eine Schreibart nicht verstehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht versteht, der doch lateinische Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, weyen es die ernsthafte Absicht nicht übersieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorsichtig genug seyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwissenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorsichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtsinnig gescherzt. Wäre dieses gewesen; so würden sie diejenige Strafe verdient haben, welche ein solcher leichtsinniger Mißbrauch nach sich zieht; aber nein! davon findet sich in den Acten nicht die mindeste Spur. Sie haben darinnen gelesen, sie haben mit Vergnügen darinnen gelesen, und das ist ein Verbrechen! Man treibt die Untersuchung weiter; man will alle wissen, die in diesem Buche gelesen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebne

gebne Eide geschworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche sich den Satan haben blenden lassen, das Buch zu lesen. Hätte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Faustens Höllenzwang anstellen können? Also gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Censur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in diesem Winkel von Sachsen nicht. Die Acten sind voll von beleidigenden Ausdrücken, von solchen Ausdrücken, welche einem Richter unanständig sind, und welche die Gesetze, als Beschimpfungen, gestraft wissen wollen. Man nenne meine Schrift: Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skoptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, u. s. w. Und wo kömmt denn Ihnen alle diese Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche so viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch gelesen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geschrieben ist? Muß man denn so

ungezogen seyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprocesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Ausserdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; so bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird. Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium est, sensu communi valere, sagt Cominäus!

Ehe ich schließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bey der Satyre sehr oft äußert, und an dem die Verfasser so wohl, als die Leser, Schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Sachen und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten

ihn

ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich ist. Ich setze voraus, daß sie dieses in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor seinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindschaft und Verbitterung, nur um sich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen sie den Namen eines Satyrenschreibers nicht einmal. Gesetzt aber auch, ihre Absicht wäre billig; so glaube ich doch, daß diese verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen ist, bis das Laster gar zu gefährlich ist, und zur Besserung sonst keine Mittel mehr übrig sind. Derjenige, welchen wir auf diese Art dem Hasse, oder dem Gelächter Preis geben, ist nunmehr ganz außer dem Stande, sich zu bessern; so wohl, als ein Missethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich lasterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir selbst bey dieser persönlichen Satyre, dieses ist ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, partheyisch zu werden. Aus allgemeiner Menschenliebe fangen wir an, seine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, so bald er Muth genug hat, sich zur Wehre zu stellen. Ich will diesen Satz mit nichts beweisen, als mit unsern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieser Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche sich auf diese Art ein Satyrenschreiber begiebt, sich aus

seinen Schranken zu verlieren, wird er selbst sehr viel dabey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfasser zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt schreibe? wenigstens würde ich sehr betreten seyn, wenn man mich auf mein Gewissen darüber fragen wollte. Wir wollen es also nur aufrichtig gestehen; wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satyre diesen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unsre Satyre wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir diesen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weis, als was wir von ihm gesagt haben, mit eben dem Vergnügen unsre Schrift lesen, wie es allenfalls die jetzt lebenden thun? Hundert kleine Umstände, die uns lächerlich sind, fallen sodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermissen wir, eben um deswillen, an den Satyren des Juvenals? Boileau, dessen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unsterblichkeit seinen Scholiasten zu danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeschmackt vor, weil wir in Deutschland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wissen, welche seine persönlichen Satyren veranlaßt haben. Thun wir uns also durch dergleichen persönliche Satyren nicht selbst Schaden?

Wie unendlich sind die Vorzüge, welche die allgemeine Satyre vor der persönlichen hat! Dadurch, daß ich Laster oder Fehler, welche vielen zugleich gemein sind, zum Gegenstande meiner Satyre wähle, vermeide ich bey billigen Lesern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenschaften, aus persönlichem Hasse, aus Begierde, mich zu rächen, schreibe. Gewinnt ein Autor so viel, erlangt er das Zutrauen der Leser, daß seine Absichten tugendhaft, billig und uneigennützig sind; so hat er schon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß seine Satyren bessern werden, und da er den Beyfall der vernünftigen Welt auf seiner Seite hat, so muß der Lasterhafte sich schämen, ihn anzufeinden. Ich lasse ihm Platz, sich zu bessern, da ich seine Person geschont habe. Noch ist er unerkannt; noch weis niemand, daß er dieser Lasterhafte ist; nur ich weis es, und sein Gewissen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt soll es nicht erfahren, daß er lasterhaft gewesen ist. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satyre muß eine allgemeine Besserung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich ist, eben diese Thorheit ist in Lissabon und Moskau lächerlich. Die Narren sehen, wie die Menschen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die schmeichelhafte Vorstellung, daß, wenn ich die satyrische Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nach-

bars aufhebe, ſich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieſes geſchehen, wenn ich ihnen ſage, daß ich meinen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satyre bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich ſind, ſind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildre ich das Laſter allgemein; ſo lieſt der Enkel den Charakter eines Laſterhaften, er vergißt, daß dieſer ſchon vor hundert Jahren geſtorben iſt, und ſucht ihn in ſeiner Stadt.

Ich habe mich vor perſönlichen Satyren in meinen Schriften mit allem Fleiße gehütet. Die Charaktere meiner Thoren ſind allgemein; nicht ein einziger iſt darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anſpruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von Bavo, die ſtolzen Augenbraunen von Mävo, die vornehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblaſnen Backen vom Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adraſten, den gebieteriſchen Gang vom Neran; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er ſich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieſer

Kopie

Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Person zum Original vorgenommen; so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden ist.

Ich bin diese Vorsicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menschenliebe schuldig gewesen. Desto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leser verantworten, welche so vorwitzig sind, und zu diesen allgemeinen Charakteren dennoch gewisse Personen aussuchen, welche darunter gemeynt seyn sollen. Es ist dieses ein sehr gewöhnlicher Fehler der Menschen. Darf ich es wohl sagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satyre, daß sie nicht so wohl auf die Fehler der Menschen, als auf die Personen, gehen soll. Wir suchen daher Personen, so bald wir eine Satyre in die Hände bekommen. Es ist eine gewisse Bosheit in uns, die uns in einer beständigen Beschäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuspähen. Wir freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden: denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeynt ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besäßen? Vielleicht glaubt unser Nachbar, die

Satyre gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beyde über einander. Verdient nicht unser boshafter Vorwitz die schärfste Satyre? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, keinen zu beleidigen, sondern alle zu bessern. Es ist wahr, für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehen Orten zugleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeicheley muß ihm so schätzbar nicht seyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kützelt nur seinen Witz; dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu seyn.

Da meine satyrischen Schriften das Schicksal gehabt, daß andre den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerley Art ausgelegt haben; so nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der Jüngling *) heißt, hat die Mühe

*) S. den Jüngling, erster Band, das 17te und 21ste Stück.

Mühe auf sich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände gekommen, welche eine so durchdringende Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht so wohl denen, welche sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist. Ich habe vor andern Schriftstellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüssel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; so ist es mir gleichgültig, ob die Leser die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich sie nur nicht kenne. Ich denke, daß sich allezeit ein Original zu dem Abgeschmackten finden wird, den man beschreibt; es fehlt ja in der Welt an solchen Leuten nicht. Man mag sich also immerhin in die Ohren sagen: Ja, ja, das ist das Frauenzimmer; es ist nach dem Leben getroffen; es ist, als wenn ich diesen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir sähe; wenn man Recht hat, so erfreut es mich, daß ich die Natur so glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; so versichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenschaften besitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß sich meine Leser zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdessen will ich der Welt das Vergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charak-

kere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Fa** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer! Ja, ja! Sie ist reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl

etwas

etwas unerträglichers zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts: Es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Kliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden sey. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beygerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte, und Aufletten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er versteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tische zu speisen, wo er nicht ist. Er ist ein außerordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder geboren werden, der so viel, und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tische tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so wird er essen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, so kömmt er zum Essen wieder.

Ka** befindet sich wohl auf, und sieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und sieht doch blaß. Er verdaut gut, und sieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und sieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg

Georg**an ist ungemein freygebig gegen abgelebte Greise, und verschwendet seine Geschenke an alte reiche Wittwen. Verlangt Georg**an vielleicht, daß ich glauben soll, er thue solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstricke, die er ihrer Eubschaften legt. Will er seine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke er mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe ohne Testament.

Unser Wucherer F** ist ein schlauer Kopf! Er hat eine Frau, die so reizend aussieht, daß ihn niemand zum Hahnrey gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so sehr verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig; er bewacht sie, und läßt sie von andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jungen Stutzern, die sich fast zu Krüppeln seufzen, und den halben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzige Nacht Herr F** seyn können. Herr F** hat seine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** ist vor Zeiten verbuhlt und fast ein wenig allzu galant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulärmenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben, beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön; aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zuwege

wege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche; so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselbe blendend zu machen suchen; so darf die Madame *** nichts bedauern, weil sie nichts verloren hat. Sie ist groß und wohlgebildet; sie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Achtung auf sich zu geben; so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu seyn, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat; so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse; sie verlangen nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor andern seyn wollen, und es nicht sind; diesen hängt er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freywillig an, und bewundert ihre großen Geister. Was sie sagen, lobt er: wenn sie es wieder läugnen; so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas; so verneint ers mit. Bejahen sie etwas; so sagt er auch

Ja.

Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist itzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkömmt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gasterey an, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müßiggang und fremdes Brodt thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** ziehet einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraussetzt. Sie lacht über lustige und ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, daß es schon ist; und wenn sie niemals tanzt, so kömmt es daher, daß sie, mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle *** redet beständig, und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß! nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben; so will er citiren. Er läßt von dem Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken mache, und von dem größten Redner der Römer, daß das Wasser denselben mildere. Wenn er sich in die Moral einläßt; so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen so wohl, als aus dem andern, Vergnügen entstehen

hen. Die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken, und ſogar diejenigen, die er ſelbſt noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen ſchuldig ſeyn, nicht etwan, um dem, was er geſagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit ſeiner Wiſſenſchaft ſich ein Anſehn zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr ***, und loben nur die verſtorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es iſt der Mühe nicht werth, daß man ſtirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Inſecten; er ſammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand ſo ſchöne Schmetterlinge von allerley Geſtalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit beſuchen Sie ihn itzt? Er iſt in einen tödtlichen Kummer verſenkt; er iſt murriſch und finſter; ſeine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entſetzlichen Verluſt erlitten. Kommen Sie nur näher, und ſehen Sie das an, was er Ihnen auf ſeinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es iſt ihm den Augenblick geſtorben! Was iſt es denn? Es iſt eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! merkſt du nicht, warum dich P*** mit Geſchenken überhäuft! Du biſt reich, du gehſt auf der Grube! Stirb! Verſtehſt du kein Deutſch?

* * *

Man wird ſich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als Aufgaben vorgelegt habe, welche ſie auflöſen ſollen *). Ich und mein

*) S. den Jüngling im 2ten Stück.

mein Verleger haben verschiedene Briefe erhalten, in welchen die Personen angegeben werden, die ich gemeynt haben soll. Ich muß eilen, und diese Briefe beantworten; sonst bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so gefährliche Sache wäre, ein Autor zu seyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen schwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, ist. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt seyn könnte; so traute ich mich nicht auf die Gasse und vor die Stadt. So werden die guten Absichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt schreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unschuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier sind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Personen, die ich abgebildet haben soll, weggelassen habe.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage. Sie sind für einen jungen Menschen zu boshaft. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Erstaunen gelesen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martiale, der seinen Freunden mit seinen

Gedich-

Gedichten zur Last wird *). Dieses brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charaktern finden wollen, spotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere übersetzten, ohne solches anzuzeigen. Ich wurde in dieser guten Meynung bestärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand **); denn ich wußte so wohl die Stelle aus dem Mar-

*) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quod si scire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non & ipsa medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tauros, rogo, quis ferat, labores?
Et stanti legis, & legis sedenti:
Currenti legis, & legis cacanti:
In thermas fugio, sonas ad aurem:
Piscinam peto, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas sedentem:
Lassus dormio, suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens, timeris?
Mart. lib. V. ep. 89.

**) Hoc novum est aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt;

Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Register von meinen Autoren nachgeschlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es also unter diesem Kunstgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viel große und vornehme Männer lächerlich zu machen suchen. Das ist sehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Professor, der immer citirt, verstanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Professur suche! Ich wollte Ihrer spöttischen Zunge bald Einhalt thun. Die Universität sollte mir gewiß Recht schaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufschieben. So viel sage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig,
den 29sten April.

Z. A. M.

Dieß ist der listigste unter meinen Correspondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht,

Nec sunt. Hos consector: hisce ego non paro me, ut rideant;
Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror simul.
Quicquid dicunt, laudo; id rursum si negant, laudo id quoque;
Negat quis, nego; ait, ajo; postremo imperavi egomet mihi,
Omnia assentari. Is quaestus nunc est multo uberrimus &c.

Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. I.

Recht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der Himmel weis, was ich mir in ſeiner Perſon für einen gelehrten und wichtigen Mann bey der Univerſität zum Feinde gemacht habe. Der Profeſſor, den ich meyne, iſt ein Franzos. Bruyere *) hat ihn in ſeinen Charaktern abgebildet; daß ich keinen itztlebenden Gelehrten meyne, beſtätiget nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich faſt alle Häuſer dieſer Stadt kenne; ſo iſt es mir nicht ſchwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſo wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen ſchreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken laſſen. Unterdeſſen kann ich doch nicht errathen, wo der Profeſſor ſeyn ſoll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hieſigen Gelehrten haben nicht darum ſtudirt, daß ſie citiren wollen. Sie lieben, ſo viel weis ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die ſie vor-

*) Herille, ſoit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il écrive, veut citer. Il fait dire au Prince des Philoſophes, que le vin enyvre, & à l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il ſe jette dans la morale, ce n'eſt pas lui, c'eſt le divin Platon, qui aſſure, que la vertu eſt aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre ſe tournent en habitude: les choſes les plus communes, les plus triviales, & qu'il eſt même capable de penſer, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'eſt ni pour donner plus d'autorité à ce qu'il dit, ni peut être pour ſe faire honneur de ce qu'il ſçait. Il veut citer. *Bruy.* p. 440.

tragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunst, mit der sie geschrieben haben, wegen der Geschichte, die man daraus lernen kann, und wegen andrer solchen Ursachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdessen kann es seyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen dessen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfordern lassen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leser
A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das ist gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein loser Vogel. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Vergnügen gelesen. Sie sind ein Schriftsteller für mich. Da ich mit den hiesigen Frauenzimmern sehr vertraut bin: so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiselle ** meynten. Es ist an dem, daß sie sich sehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse; so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen sa-

gen

gen wollen; so ist sie oft so unverschämt gewesen, und hat zu mir gesagt, ich hätte vollkommen recht, und sagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich sagte ihr so viel, daß sie hätte sollen roth werden. Habe ich da nicht staunen werden müssen? Kurz: Sie haben sie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verhuhlt und allzu galant gewesen, ist doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie sind in Charaktern sehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4 May 1747.

der Ihrige

Jacob Flink.

Herr Flink irrt sich; es kann seyn, daß sich die Mademoiselle ** selbst lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeschickt ist, und sie seinem unbescheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiselle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne sie nicht. Ja** ist eine Römerinn *); die Madame *** aber die Madame Lürsay, eine Französinn, deren Geschichte Herr Crebillon der jüngere beschrieben hat **). Allein in meinem siebzehnten Blatte

*) Bella es, novimus, & puella, verum est,
Et dives, quis enim potest negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.
Mart. lib. I. ep. 29.

**) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, & qui avoit terni sa reputation, l'avoit de-

ist aus Versehen ein Charakter weggelassen worden, in welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich nach seinem

goutée de plaisirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes ſe perdent moins par leurs foibleſſes, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignorés, les tranſports d'un amant n'en ſont ni moins réels, ni moins doux - - Elle étoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qui même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit aiſement ſe faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, elle ne negligeoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle ne cherchoit pas à plaire, elle ſe mettoit toujours en état de toucher; & reparoit avec ſoin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'agrémens: elle en avoit pas même peu perdu; & ſi l'on en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec la premiere jeuneſſe, & que ſouvent les femmes flétriſſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante; Madame *Lurſay* n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; & dans ſa nonchalance affectée, peu des femmes avoient autant des graces, qu'elle. Sa Phyſionomie & ſes yeux étoient ſéveres forcément, & lors qu'elle ne ſongeoit pas à s'obſerver, on y voyoit briller l'enjouëment & la tendreſſe. Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans étourderie, prudent, même diſſimulé. Au reſte, quoique prûde, elle étoit douce dans la ſocieté. Son Syſtéme n'étoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ſes égaremens de l'eſprit & du coeur* p. 17.

nem Urtheile so glücklich in Charaktern bin; so will ich denselben itzt noch nachholen.

Man sagt, daß Herr Flink schön sey; es sagen es viele, und niemand sagt es so oft, als er selbst. Aber warum sollte er wohl schön seyn? Warum er schon seyn soll? Sein Lakey frisirt ihm die Haare am besten; er ist immer wohlriechend; er ist so lange auf den Tanzböden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am besten; er ist beständig unter Frauenzimmern, weil sich niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weisen lassen will; er ist immer sehr vertraulich mit ihnen, und zischelt ihnen beständig etwas ins Ohr; er schreibt Briefe an sie, die er für sehr sinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gastereyen. Warum sollte Herr Flink nicht schön seyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monsieur,

Wenn ich viel esse, so esse ich für mich viel. Er ist ein junger Mensch, was hat Er sich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle so gelehrt sprechen, als Er. Spreche Er von seinen Büchern; ich will von meinem Braten sprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tische setzen kann. Er wird in seinem ganzen Leben doch nicht so viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in seinem Blättchen von mir spricht, und

ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Respekt. Deswegen habe ich an Ihn geschrieben. Ich denke, wenn Er mit seiner schmähsüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer gesetzt werden soll. Ich will mich einmal so nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig,
den 4ten May 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwischen denen, die viel essen, und zwischen den Klitons, welche Bruyere *) beschreibt, noch ein ziemlicher Unterschied sey.

Mein

*) *Clitan* n'a jamais eu toute sa vie, que deux affaires, qui est, de diner le matin & de souper le soir, il ne semble né que pour la digestion: il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées, qui ont été servies au dernier repas, où il s'est trouvé; il dit, combien il y a eu de potages; il se souvient exactement, de quels plats on a relevé le premier service; il n'a oublié pas les fruits & les assiettes; il nomme tous les vins, & toutes les liqueurs, dont il a bû; il possede le langage des cuisines autant, qu'il peut s'étendre, & il me fait envie de manger à une bonne table, où il ne soit point. C'est un personnage illustre dans son genre, & qui a porté le talent de se bien nourir jusques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, & qui mange si bien; aussi

Mein Herr Jüngling,

Es ist wahr, Sie haben der Welt in Ihrem siebzehnten Blatte schwere Räthsel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß aussieht, eine junge Haushälterinn hat, und doch immer blaß aussieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dürfen, daß Sie seine Haushälterinn jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgesehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterinn beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; sie war schmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3ten May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle studirt haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn, von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig seyn; ich

est-il l'arbitre des bons morceaux, & il n'est guéres permis d'avoir du gout pour ce qu'il desapprouve. Mais s'il n'est plus, il s'est fait du moins porter à table jusqu'au dernier soupir: il donnoit à manger le jour qu'il est mort; quelque part où il soit, il mange; & s'il revient au monde, c'est pour manger. *Bruyere* p. 397.

will es so haben. Martial hat mich zu diesem Charakter veranlaßt *).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie sind; Sie mögen sich verbergen, wie Sie wollen. Sie sind mein Landsmann, und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem Sie Ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waisen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almosen austheilt. Habe ich den Georg**an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben,
am 5ten May, 1747.

Ihr aufmerksamer Leser,
Michael Gewiß.

*) Pulcre valet Carinus, & tamen pallet.
Parce bibit Carinus, & tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, & tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, & tamen pallet.
Puellam amat Carinus, & tamen pallet.

Mart. lib. I. ep. 78.

Folgender Brief betrifft eben diesen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie sich denn vor keinem Processe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbschaft von Ihnen erschleichen kann; so kann er doch eine Klage wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er ist eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutsch versteht, mit Geschenken überschüttet, damit er sterben soll. Ich möchte sehr gern mit Ihnen bekannt seyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine kostbare Person mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wissen will, ob sie von Ihnen gemeynt worden ist. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig,
am 6ten May, 1747.

Ihr fleißiger Leser,
T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen lassen, welchen unter diesen beyden ich gemeynt haben soll. Bald wird keine Stadt in Deutschland mehr seyn, wo meine Blätter gelesen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat schon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbschaften zu erschleichen gesucht haben *).

Leip-

*) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?

Leipzig, den 29sten April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfassers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in diesem gottlosen Blatte rechtschaffne Leute verleumdet werden; das weis ich wohl. Daß ich Ursache habe, auf meine Frau eifersüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinem Fenstern wimmelt, ist leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Mensch einen Wuchrer nennt, das ist eine Injurie! Die muß die Obrigkeit bestrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit Sie sehen sollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger seinen Schriftsteller verrathen soll. Der Jüngling läßt sich um einen so geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar sagen, daß ich den Charakter des G** aus dem Mar-

Sordidius nihil est, nihil est te spurcius uno:
Qui potes insidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piscibus hamus,
Callida sic stultas decipit esca feras.
Quid sit largiri, quid sit donare, docebo,
Si nescis: dona, Gargiliane, mihi.

Mart. lib. IV. ep. 56.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, senique:
Si sapis, & sentis, hic tibi ait, morere.

Mart. lib. VIII. ep. 27.

Martial*) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es ist. Denn er versteht ohne Zweifel kein Latein, und kann also nicht wissen, ob ich nicht einige Züge hinzugesetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht so viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit schwarzen Augen redeten, so würden Sie ein hübscher frommer Mensch seyn, der es nicht so sehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieses habe ich daraus gesehen, daß Sie der eitlen Mademoiselle **, die sich auf ihre schönen Hände und Füße so schrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text so wohl gelesen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich sehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menschen bey ihnen aus- und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel so lange zusehen kann. Er ist sehr langmüthig. Ach wie schlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5ten May.

Ihre andächtige Leserinn,
Flavia.

N. S. Itzt gehen schon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia

*) Nullus in urbe fuit vetus, qui tangere velles
Uxorem gratis, Caeciliane, tuam,
Dum licuit; sed nunc, positis custodibus, ingens
Turba futuorum est. Ingeniosus homo es.

Mart. lib. I. ep. 74.

Flavia könnte freylich am beſten wiſſen, wen ich meynte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere *) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal **) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbenen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?
Am 5ten May.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meynte, heißt *Vacerra*, und Martial hat ihn vor mir gemeynt ***).

Mein

*) Argyre tire ſon gant, pour montrer une belle main, & elle ne neglige pas, de decouvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu'elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes, pour faire voir de belles dents; ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, & ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a épaiſſe; elle entend tous ſes interêts à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, & n'a point d'eſprit. *Bruyere* p. 138.

**) Unus Iberinae vir ſufficit: ocyus illud
Extorquebis, ut haec oculo contentus ſit uno.
Iuvenal. Satyr. VI. v. 53.

***) Miraris veteres, Vacerra, ſolos,
Nec laudas niſi mortuos Poetas,

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen sammlen, sollen solches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Insecten so sehr liebt, ist mein Freund; ich suche die Raupen mit ihm, und wenn er seine Familie itzt ein wenig leiden läßt; so wird es ihr künftig desto besser gehen, wenn er sein Raupencabinet verkauft haben wird.

Am 8ten May, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieses Doctors aus dem Bruyere *) genommen habe; so will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe so lange meynen, bis er sein Raupencabinet verkauft hat, und bis es seiner Familie besser, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten sehen, wie sehr sich diejenigen geirrt haben, welche die

Ignoscas petimus, Vacerra; tanti
Non est, ne placeam tibi, perire.

Mart. lib. VIII. ep. 69.

*) Il aime les insectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'est surtout le premier Homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles & de toutes les couleurs. Quel tems prenés-vous pour lui rendre visite? Il est plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, & dont toute sa famille souffre; aussi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre sur son doigt, qui n'a plus de vie, & qui vient d'expirer, c'est une chenille, & quelle chenille! *Bruyere* p. 283.

die Originale zu meinen Charaktern errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein siebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben sich einige gefunden, welche besondre Personen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben soll. Ein Schriftsteller verspottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob diese oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine so bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur so viel sagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der so dreist ist, daß er Originale zu meinen Charaktern angiebt. Was meine Leser denken wollen, das lasse ich ihnen frey; ich verlange nur, daß sie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen sollen.

* * *

Wie sehr werde ich nunmehr meinen künftigen Lesern ihre Mühe erleichtern! Sie können es sicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig,
in der Ostermesse, 1751.

G. W. R.

DE

EPISTOLIS GRATVLATORIIS

ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben

nach dem neuesten Geschmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

als Derselbe die hohe Schule rühmlichst verließ,

seine Ergebenheit bezeugen wollte

Dessen

aufrichtigster Freund und Diener

Martin Scribler, der Jüngere *).

*) Diese Abhandlung ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, M. August 1741.

VIRGILIVS.

Procumbit humi bos *).

*) Es ist ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftsteller einige Worte setzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes ist, so sind wenigstens die Worte des alten Schriftstellers gut; ich habe es also auch nicht unterlassen wollen. Ich habe mir wenigstens angelegen seyn lassen, eine solche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorsatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieses ist nach dem neuesten Geschmacke.

Mein Herr,

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundschaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen sehr verbunden gemacht; ich gestehe es anitzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals so groß gewesen ist, als itzt, da Sie diesen Ort verlassen. Ihr Abschied würde mir zwar schmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu sehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten so natürlicher, als rühmlicher Eifer zu schreiben: dieses sind die Ursachen, warum ich Ihren Abschied so gelassen ansehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abschied kömmt mir zu unvermuthet *). Nur vor wenig Tagen habe ich die-

*) Dieses ist die erste Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünschungsschreibens, nach der neuesten Mode, besitze. Ihr Abschied ist mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon seit dem Tode des Kaisers bin ich mit dieser Schrift fertig gewesen. Ich habe mit innigsten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, sie unter die Presse zu bringen. Es würde aber ein wesentliches Stück weggefallen seyn, wenn ich nicht so bestürzt und eilfertig gethan hätte. Meine Vertheften Mitbrüder,

sen Ihren Entschluß erfahren. Ich bin also nicht im Stande gewesen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu verwenden. Sie ist eine unreife Frucht *) weniger Stunden, und die darinn häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entschuldigen müssen. Von der wenigen Muße **), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüßliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle diese Hinderniße übersteige ich auf eine muthige Art. Ich liefre Ihnen diese Arbeit, und widme Ihnen

die wünschende Gesellschaft, sieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde sehr altväterisch geklungen haben, wenn ich gesagt hätte, daß dieses Werkchen mit gründlichem Vorbedachte und reifer Ueberlegung geschrieben sey.

*) Dieses Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bey dem geneigten Leser möglichst verbitten. Es widerleget sich auch aus obigem von selbst, und ist nur eine Figur.

**) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich spräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Ansehen nach so bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beschwert werden dürfte, so redete ich zwar die Wahrheit; aber ich sagte etwas, quod indignum esset nostris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, et fausta quaeuis apprecante.

Ihnen eine, wo nicht ganz neue *) und von mir zuerst erfundene, doch noch nicht sattsam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unsrer gelehrten Glückwünschungsschreiben ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich, und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beyfall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird: gegenwärtige Schrift sey nach dem neuesten Geschmacke, und als ein Ubild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben anzusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen **).

§. 1. Im Paradiese ***) lebten unsre ersten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte

*) Wir leben anitzt, dem Himmel sey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja so gar neue Wahrheiten auf der Kanzel: und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhunderte geboren zu seyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

**) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est.

***) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften

nur wenige Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem

zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreibens. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und fange, aller Kürze unbeschadet, vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noäh, babylonischen Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechstausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meynen sollen, daß ich den Ursprung unsrer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es weisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sey vorizt genug. Nunmehr weis der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird weisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts anders sind, als ξυστασις ανομοιογνωστατων.

nem Kastell. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellt zu seyn: es währte aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen; doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verstunden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Shems ließen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune Mohr erwählte sich die sandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsere nordliche Gegend zum Sitz ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so späten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstunden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstunden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andre Absicht, als sich zu schützen und zu nähren: viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf seinen

Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beydes auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagten die Musen aus dieser angenehmen Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unsern Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, und will nur eine Art derselben anführen. Wer *) thut es uns in Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Innbegriff seltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber als unverwesliche Merkmale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses alles schreibt sich aus dem Paradiese her. M. J. E. M. **)

§. 3.

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünschungsschreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unsrer itzigen und neuesten Art zu denken keinen Geschmack haben.

*) Finis coronat opus. Diese vier Buchstaben wollen mehr sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Mensch *) etwas daran auszusetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neuesten Mode eingerichteten Glückwünschungsschreiben verstehe. Nämlich, ich verstehe darunter nichts anders, als eine sauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen ausgezieret sind, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte, und bey dieser Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgesagt werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben, wie man will! Man setze nur zum Schlusse W. Z. E. W. so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfasser bittet sich dadurch den Beyfall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortrefflich gespielet hat.

*) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf setzet. Im Lateinischen klingt es noch männlicher: Cui fanum est finciput et occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Ostermesse ans Licht treten wird, sind zwey Alphabete solcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber gröstentheils aus dem Holländischen genommen sind.

§. 4. Mit großem Vorbedachte habe ich oben gesagt, ich wollte, was die Glückwünschungsschreiben wären, entwerfen *). Ich bin so pedantisch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte **). Dieses ist viel zu verdrüßlich, zu geschweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Gesetze selbst davor, als vor etwas gefährlichem, warnen ***). Nur ehedem gieng es an, da man noch eigensinnig war, da man genau wissen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig schrieb, und viel dachte. Es ist dieses itzt ein beschwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren sind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieser Sklaverey entrissen. Dieses unterhält unsre Fähigkeit, daß wir mehr schreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit zu sagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5.

*) Ich kann den Unterschied nicht besser ausdrücken, als durch die Distinction: inter definitionem et descriptionem.

**) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis sehr umständlich, was zu einer Definition erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich besitze, und daselbst nur nachschlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtschaffnen Gelehrten nicht.

***) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio &c. periculosa est &c.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Abhandlung. Es sey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müsse man dasjenige, was auf dem Titelblatte steht, darinnen ordentlich ausführen. Dieses ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, dessen sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt am meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt die Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und Salzes. Man stellet sich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln des Crispinus *).

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gedruckt seyn. Dieses wird hauptsächlich erfodert; darum habe ich es auch zuerst angemerket. Es nimmt den Leser unvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bewundert, so übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchem man sich der längsten **) und fürchterlichsten

*) Meine Leser werden es bestens entschuldigen, daß bey diesem Abschnitte keine Note ist. Es ist kein Versehen, welches mir, besonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

**) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzet habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und

ſten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die anſehnlichſten Lettern. Soll er recht zierlich ſeyn, ſo muß er ausſehen, wie die Grabſchrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr ſetzen laſſen, als der Verſtorbne in ſeinem ganzen Leben zu thun fähig geweſen iſt. Daß der Anfangsbuchſtabe *) in einem zierlich geſchnittenen Stocke ſtehen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Und jedermann wird zu Steuer **) der Wahrheit bekennen müſſen, daß eine ſchlechte Abhandlung weit erträglicher ſey, als ein ſchlechter Anfangsbuchſtabe.

§. 7.

mancher Dichter empfindet bey denen Verſen, die er zur Welt gebracht, die kützelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verſpürt, als ich den erſten Bogen aus der Druckerey bekam.

*) Videatur mein S. beym Anfange dieſer Schrift.

**) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel ſtechen laſſen. Ein andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht beſitzt, würde nimmermehr darauf gekommen ſeyn. Weil ich dieſes Werk ſelbſt verlegen werde, ſo habe ich die Koſten nicht geſcheut, dieſes Kupfer verfertigen zu laſſen. Es iſt die allerneuſte Mode. Es macht ein Buch beliebt. Und was das ſchönſte iſt, ſo wird gar nicht erfodert, daß ſich die Münze zur Abhandlung ſchicke, oder etwas davon in derſelben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobſchrift auf die Glückwünſchungsſchreiben eine Steuermünze ſuchen ſollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leſer das ſchöne Bildchen zu danken.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zusammen verknüpften Worten bestehen. Worte sind also das Hauptstück unserer Glückwünschungsschreiben. Wenn man diese hat, so hat man alles. Es giebt noch viele unter unsern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verschweige, welche in dem irrigen Wahne stehen, man müsse zuförderst wissen, was man schreiben wolle, und alsdann erst um die Worte und Ausdrücke bekümmert seyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderst haben. Diese muß man mit einander verknüpfen; und alsdann sieht man, was man geschrieben hat. Es ist hier eben, wie mit der Poesie. Wenn ich den Reim *) habe, so habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers soll; und wenn der Reim fehlt, so ist mir der schönste Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte sind, und je weniger sie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, desto schöner wird die Schrift. Es würde sehr gemein lassen, wenn man nichts setzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flosse. Ich will ein Gleichniß **) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes Frauen-

*) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserlesener Reime, vermittelst welcher man, besonders bey Magisterpromotionen, auf die leichteste poetische Art, satyrische und ernsthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

**) Es wollte mir hier schwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich also mit großem Nutzen der Freyheit, welche sich meine werthesten Mitbrüder vorlängst angemaßt haben:

Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Perßaner. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpole zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Süderpole herzuschaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Korper. Gleichwohl müssen Sie zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind, und jedermann die wohlausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unsern Glückwünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Assen, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weis der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte *) müssen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft seyn. Was dieses sagen wolle,

Daß sie nämlich mit Gleichnissen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüsse zu mühsam sind.

*) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitte gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2ten Jänner 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte

wolle, das ist in dem vorhergehenden Abschnitte größtentheils ausgeführt. An diesem Orte will ich nur einige praktische

mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher geschrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte stehende Ueberschrift, und sagte, daß ich nach dieser Ordnung alsobald meine Antrittsrede halten sollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen sollte. Er besann sich ein wenig, und sagte mir, ich sollte handeln: Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich sogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit solcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorsitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieser Ueberschriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieses sehr natürlich auf unsre Gesellschaft, und besonders auf mich an, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen ist, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der ersten Hälfte derselben zu sehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; versicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbesserlich, und nach ihrem neuesten Geschmacke sey. Man wird die Wahrheit dieses Urtheils selbst erkennen, wenn man sich das Vergnügen machen will, sie zu lesen; zu dem Ende habe ich sie dieser Abhandlung beydrucken lassen.

praktische Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit besonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Gesellschaft zu seyn, welche seit geraumer Zeit auf dieser hohen Schule blüht, und sich die wünschende Gesellschaft neunt. Sie besteht aus zwölf Personen und einem Vorsitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zusammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Diese bestehen entweder aus einem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterschieden seyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen besondern Zettel geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf 52 Zetteln 52 bündige Gedanken zusammen. Diese wirft der Vorsitzende in seinen Hut, rühret sie wohl unter einander, und legt sie alsdann in eine Reihe auf den Tisch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, steht alsdann auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher ihm zuerst beyfällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreife eine männliche, bündige, gelehrte, sinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist dieses nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort ist hierzu genug. Will sich auch dieses nicht finden, so suchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen; so sagen wir

wir dieselben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und schließen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch, wo gerathe ich hin! Dieses heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; so muß ich sie auch mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieses sey, das werde ich in dem Folgenden weisen. *Ex* *) *vngue* **) *leonem* ***). Ich gestehe

*) Es wird dem gemeinen Wesen sehr zuträglich seyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex besonders hundert und siebenzehnmal mit Nachdrucke anführet.

Ecl. 3. Puero syluestri EX arbore lecta
Aurea mala decem misi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipsis EX vincula sertis.
Ecl. 7. EX illo Corydon.
Ecl. 10. EX vobis vnus.
Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes.
Ibid. Reuolant EX aequore mergi.
Ibid. Nec minus EX imbri soles.
Ibid. L. 2. Inferitur vero EX foetu nucis &c.
Ibid. Non vllo EX aequore cornes.
Ibid. EX se ipsa remittit.
Ibid. EX arbore plantas.
Ibid. Ostilla EX alta suspendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam EX ferro.

gestehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühsame Arbeit

Ibid. EX hoste trophaea.
Ibid. Aliam EX alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leser den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuschlagen, welchen ich hier masculo imitatione ausgeschrieben habe.

**) a Graeco ὄνυχες, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6.
Vnguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Vnguinum praesegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repastinare vngues.
Ouid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et sint sine sordibus vngues.
Horat. I. epist. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter vngues.
Videatur omnino *Fabri* Thesaurus, sub voce *Vngues*.

***) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo schöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geschichten, Münzen, sinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sterkunst, und andern Wissenschaften machen könnte. Es war auch dieses anfänglich mein löblicher Vorsatz, und es würde diesem Abschnitte eine sonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Registern, die ich besitze, davon nichts rechtes finden können, so bin ich hinlänglich entschuldigt. Denn es ist bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wissen, als was in den Registern steht.

Arbeit ist. Ich weis *) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen lassen, welche von solcher Wichtigkeit lange nicht sind, als ein dergleichen lobliches Vorhaben. Diese Anmerkungen müssen aus vielerley Sprachen bestehen. Hierbey darf man schlechterdings nicht sparsam seyn. Man schreibt für Gelehrte, und also muß man sie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieses **) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu fassen, die inländischen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drey Jahren, so ist man darinnen vollkommen. Aber Spra-

*) *Hesiod.* Op. et Dies, v. 172. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὄφελον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀϊζύος, οὐδέ τι νύκτωρ
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

**) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fodern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrüßlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den R. *Moses Ben Maimon* weisen, welcher sie zur Gnüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך לשתהו ולרגיל שיהיו בולן בעלי מראות נבוני
להש ושידעו כרוב לשונות כדי שלא תשמשון מפי
התורגמן:

chen zu lernen; dieses ist dasjenige, womit wir in der zartesten Jugend anfangen, vom Morgen *) bis auf den Abend zubringen, und doch in dem spätesten Alter noch nicht fertig sind. Sollte dieses nicht die wahre Gelehrsamkeit seyn? Sollten dieses nicht die sichersten Merkmale seyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo **) sey?

Zwar

*) Dieses drückt der Ebräer also aus: משחרית-שמשער- מבואר Wenn ich nun die Beschreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers,

מערבת שמשא עד מטבאה

und des Syrers,

ﻟﻤﻦ ﺻﺒﺎﺣﻪ ﺣﺘﻰ ﻟﻤﻦ ﺻﺒﺎﺣﻪ

und des Arabers,

مِن مُشارِق آ شَّمْسِ اِلي مغاربِها

dagegen halte; so muß ich dem gelehrten *Flacius* in Clavi Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenseil in Synopsi Hist. vniuers. P. I. p. m. 264 seq. beypflichten, welche die ebräische Sprache für die allererste und die Mutter der andern Sprachen halten.

**) Ich kann nicht läugnen, daß es mir sehr sauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glück-

Zwar möchte mancher einwenden: Es sey unmöglich, daß ein jeder eine so weitläuftige Wissenschaft in Sprachen besitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, sie zu erlernen; nicht ein jeder sey fähig *), solche zu fassen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu schreiben? Keinesweges. Ich sehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verstehen müsse. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen bestehen sollen. Was man nicht selbst kann, das werden doch wohl unsre guten Freunde können. Diese **)

wünschungsschreibens besteht, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italiänischer Poet gesagt: Eccoci, benigno Lettore, un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si farà conoscer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italiänisches setzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als verstehendes bekannt war: so habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als diese Schönheit missen wollen.

*) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Ecole du monde.

**) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships, they shew us not only other people's for us, but our own for them; we hardly know our

sind schuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwissenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechisch, Rabbinisch, Ebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Französisch, Italiänisch, und Engländisch könne? Ich verstehe nichts als meine Muttersprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es anitzt öffentlich bekennte. Ich habe *) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verlegen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitte dem geneigten Leser mitgetheilet **). Es

selves any other wise. New Letters of *Mr. Al. Pope*, p. 207.

*) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüßig werden, wovon es handeln soll.

**) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen, und bey uns ganz unerhörten, Sprachen versprochen. Es ist mir verdrüßlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie anitzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besonderes Ansehen gegeben haben.

Es ist dieses gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts schreiben wollte, als was er verstünde; so würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Messen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen lassen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pflegen wir unsern Gönnern oder guten Freunden etwas Annehmliches vorzusagen.

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses der Hauptzweck: er ist es aber nicht. Wir schreiben nicht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern wir wünschen, damit wir schreiben können. Die Erfahrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe unsre Glückwünschungsschreiben an. Den größten Theil macht eine sogenannte Abhandlung aus. Diese steht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unserm Gönner oder guten Freunde. In jenem sagt wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefsinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir sind. In diesem aber bedauern wir in möglichster Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns, unter den Händen gewachsen, und stärker geworden sey, als unser Vorsatz gewesen. Wir bezeigen unsern Unwillen, daß wir abbrechen müssen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz ist, und was wir noch alles gleichsam auf der Flucht sagen können, ist dieses: Die Verdienste *) unsers Gönners oder Freundes wären ohne

*) Sie werden also, werthester Freund, mir nicht zumuthen, daß ich Ihnen itzt einen ausführlichen Wunsch, oder ein wohlgesetztes Lob liefern solle.

bloß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbey dessen hohem Patrocinio oder Freundschaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unsers Lebens, Diener und Freunde.

Wünsche von dieser Art schicken sich für alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke sind darum unentbehrlich, weil wir mit unsern Lobschriften vorher fertig sind, ehe wir noch wissen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Ursprung der Glückwünschungsschreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe gesagt, was ich unter Glückwünschungsschreiben verstehe. Ich bin diesen gemachten Entwurf stückweise durchgegan-

Ich gönne Ihnen alles Gutes. Sie besitzen mehr ruhmwürdige Eigenschaften, als sich in ein Glückwünschungsschreiben von dieser Art schicken. Ich liebe Sie aufrichtig. Allein, Sie werden mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts sage. Ich würde das Gelübde brechen, welches ich bey meinem Eintritte in die glückwünschende Gesellschaft gethan; ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieses können Sie mir nicht ansinnen. Zu geschweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig gewesen, ehe ich an Sie gedacht habe. Ich und meines gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geschrieben, zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausstreichen oder ändern sollten.

gungen. Ich habe Regeln gegeben, und bin solchen selber gefolget. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel seyn; und wenn ich nicht gar zu sittsam wäre, so würde ich sagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muster aller Glückwünschungsschreiben, eine unläugbare Probe meiner unerschöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in- und ausländischen Schönheiten, und ein solches Werk wäre, welches, wie wir großen Geister tiefsinnig zu reden pflegen, wo nicht sich selbst übertreffe, doch seine eigne Parallele sey.

COROLLARIVM *).

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu lesen gab; so entdeckte dieser gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, sagte er, vergessen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu versetzen. Ich hätte ihn warnen sollen, daß er sich mit seinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen sollte: allein, es ist mit gutem Vorbedachte unterlassen worden. Ich will gar nicht böse werden, wenn

*) Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unsern Vorfahren, eine solche Propositon heißt, die aus den vorherstehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; sondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: so bin ich befugt gewesen, diesen Anhang ein Corollarium zu nennen.

sich jemand wider dieses Wetkchen auflehnt; es soll mir vielmehr ein besondres Vergnügen seyn. Auf solche Weise bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu schreiben. Ich habe mich schon auf verschiedene beissende und satyrische Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich also jedermann, wer es auch sey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich fast vermuthe, das Herz haben, sich an mir zu vergreifen; so werde ich mich genöthigt finden, in dem nächsten Glückwünschungsbriefe, unter verdecktem Namen, selbst wider mich zu schreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu seyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine starke Sammlung auserlesener Streitschriften unter dem Titel SCRIBLERIANA zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel schreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

Rede,

beym

Antritt in die wünschende Gesellschaft,

nach den im vorstehenden 8ten §. und der beygefügten Anmerkung vorgeschriebnen Regeln,

aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 2ten Jänner 1740.

Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerseits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält *).

Ein solcher Mann wird durch seine Ehrlichkeit ansehnlich, und ein jeder muß die Verdienste desselben mit Stillschweigen bewundern **).

Es

*) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, ac tu. *Horat.*

**) Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem Conspexere, silent, *Virgil.*

Es iſt aber auch nichts ſo gut, es iſt zu etwas ſchädlich. Was iſt ſo nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigſten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unſrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns ſelbſt den Tod *).

Wer Ehrlichkeit und Verdienſte ſelbſt von ſich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht ſich verhaßt, der ſchadet ſich ſelbſt **).

Für einen Großſprecher wird man ihn halten ***), und glauben, daß er ſeine Fehler unter dem ſcheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle †).

Wer dasjenige in der That ſeyn will, was er von ſich rühmt, der hat unter allen Regeln beſonders viere wohl in Acht zu nehmen ††).

Er muß ſeinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er ſeiner Pflicht eine völlige Gnüge geleiſtet hat †††)!

Er

*) Nil prodeſt, quod non laedere poſſit idem.
Igne quid vtilius? Si quis tamen vrere tecta
Comparat, audaces inſtruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur enſe viator,
Ille ſed inſidias, hic ſibi portat opem.
Ouid.

**) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Horat.

***) Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu!
Horat.

†) Fallit enim vitium ſpecie virtutis et vmbra! *Iuuenal.*

††) Quatuor ex omni - - - - *Virgil.*

†††) - - - Suſceptum perfice munus! *Virgil.*

Er muß das Wahre von dem Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen *);

Er muß, was ſeinem Amte wohlanſtändig iſt, auf das genaueſte beobachten **);

Er muß endlich der weiſen Vorſicht des Himmels alles ruhig überlaſſen ***);

Aber wie wenige unter uns thun dieſes! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche †)!

Wie wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man ſollte zwar meynen, ſie wären in beſtändiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun ſie gar nichts ††).

Fodert ihr Beruf eine Verſchwiegenheit, ſo glauben ſie doch, es ſey ihnen erlaubt, alles, was ſie hören,

*) - - - Pulſa, dignoſcere cautus,
Quid ſolidum crepet, et pictae tectoria linguae. *Perſ.*

**) - - - Rigidi ſeruator honeſti. *Lucan.*

***) Permittes ipſis expendere numinibus, quid
Conueniat nobis, rebusque ſit vtile noſtris.
Nam pro iucundis aptiſſima quaeque dabunt Di:
Charior eſt illis homo, quam ſibi. *Iuuen.*

†) - - - Egomet mi noui.
SY. Pauci iſtud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque eſt, qui ipſus ſe noverit. *Plaut.*

††) Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Grauis nebelans, multa agendo nihil agens. *Phaedr.*

nur, was in der Nacht der Vergessenheit, was doch so tief versteckt bleiben sollte, in der ganzen Welt auszubreiten *).

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden sie eine innerliche Regung, solche zu beobachten; so reut sie doch dieser Vorsatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem ersten Schritte still stehen, weiter gehen sie nicht fort **).

Viele stört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und diese verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele sey ***).

Je leichter sie diesen Fehler vermeiden könnten, desto thörichter handeln sie, daß sie es nicht thun †).

Und wie könnten sie diese Leidenschaft wohl leichter überwinden, als wenn sie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk seyn ließen ††)?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen.

Man

*) - - - Loca nocte silentia late,
Sit mihi fas audita loqui: sit numine vestro
Pandere res alta terra, et caligine mersas. *Virgil.*

**) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine siste pedem. *Ouid.*

***) - - - Quippe minuti
Semper et infirmi est animi, exiguique voluptas
Vltio. *Iuuenal.*

†) Tu quod cauere possis, stultum admittere est. *Terent.*

††) Vincat amor patriae - - - - - - - - - *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit selbst folgen, welche durch ihren Glanz die dickste Finsterniß vertreibt *).

Dieses ist der erste Grund, worauf diese ganze Wissenschaft ruht; nur diesen dürfte man sich bekannt machen **).

Allein, man ist zu verdrossen, und dieses macht uns die leichteste Sache beschwerlich ***).

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unserm verdrüßlichen Hochmuthe nicht entsagen, und eben dadurch wird unsre ganze Vorsicht zu Schanden gemacht †).

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel ††).

Wenn man drittens in seinem Berufe das Wohlanständige beobachten will; so darf man kein abgeschmackter Nachahmer alles desjenigen seyn, was uns vorkömmt †††).

Es ist unanständig, wenn man sich selbst groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns

*) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

**) Elementa velint vt discere prima. *Horat.*

***) Nulla est tam facilis res, quin difficilis sit,
Quam inuitus facias - - - *Terent.*

†) Ingratam - - - pone superbiam
Ne turrente retro funis eat rota. *Horat.*

††) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

†††) Scribere si fas est imitantes turpia Mimos. *Ovid.*

uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich *).

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann andrer ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will **).

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts Abergläubiſches, nichts Eitles bey ſich haben ***).

Kurz: Bey allen ſeinen Handlungen darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen †).

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der lehrreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen ††).

Je

*) - - - Verbis iactans gloriam
Ignotos fallit, notis eſt deriſui. *Phaedr.*

**) Scit riſiſſe vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat. *Perſ.*

***) - - - Non haec ſolennia nobis
Vana ſuperſtitio - - - *Virgil.*

†) - - - Volet haec ſub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen. *Horat.*

††) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter: ancipitemque
Mille viis habuiſſe dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indeprenſus et inremeabilis error. *Virgil.*

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm *).

Es heißt hier gar nicht:

- - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet **).

Man thue ſeine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige ſorgt der Himmel! Was will man weiter ***)?

Eine reiche Aernte wird ſodann unſre Belohnung ſeyn ****).

Wir können dieſes thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt †), und dieſer iſt auch der erſte Urheber davon ††).

Non

*) Quanto quisque ſibi plura negauerit,
A Dis plura feret - - - *Horat.*

**) - - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet, *Ouid.*

***) Et dubitant homines ſerere, atque impendere curam?
Quid maiora ſequar? *Virgil.*

****) Quid faciat laetas ſegetes. *Virgil.*

†) - - Equidem credo, quia ſit diuinitus illis
Ingenium - - *Virgil.*

††) - - Horum omnium cauſa
Conſtituiſſe Deum fingunt. - - *Lucret.*

Non omnes arbusta iuuant humilesque myricae *)!

Man darf nicht einen Augenblick aufschieben, seine Lebensart vernünftig einzurichten **), und ein Blutegel läßt nicht eher ab, zu saugen, bis sie ganz voll Blut ist ***).

Meine Rede könnte hier wohl manchem unordentlich und verwirrt scheinen †), wenn man nicht bedächte, daß der Mensch um deswillen aufrecht erschaffen sey, damit er den Himmel betrachten solle ††).

Glückselig ist derjenige, welcher von freyen Stücken ohne Zwang thut, was recht ist, und keinen Richter scheuen darf †††).

Die-

*) Non omnes arbusta iuuant, humilesque myricae. *Virgil.*

**) Incipe: qui recte viuendi prorogat horam,
Rusticus expectat, dum defluat amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum. *Horat.*

***) Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo. *Horat.*

†) - - - Farrago libelli. *Iuuenal.*

††) Os homini sublime dedit caelumque tueri
Iussit, et erectos ad sidera tollere vultus. *Ouid.*

†††) - - - Vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec supplex turba timebant
Iudicis ora sui, sed erant sine iudice tuti. *Ouid.*

Dieſes geſchah in den erſten Zeiten; itzt ſind ſie viel ſchlimmer, und die Bosheit nimmt überhand *).

Die Waffen ſind ſchädlich; Wolluſt aber ſchadet weit mehr **).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz geſagt:

Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem.
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. ***)

Und handelt derjenige nicht am vernünftigſten, welcher nichts Thörichtes unternimmt †)?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur itzt gelobt habe, ſtraft mich ſelbſt, wenn er ſagt:

*) Quippe aliter tunc orbe nouo caeloque recenti
Viuebant homines - - -
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas. *Iuuen.*

**) - - - Saeuior armis
Luxuria incubuit. - - - *Iuuenal.*

***) Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis formet amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horat.*

†) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte. *Horat.*

Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet *)!

Der Haß gegen die Wollust hat diese kleine Unordnung verursacht. Und gewiß ist dieser Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet sie nicht wieder **).

Allein es ist mein Vorsatz nicht, die Laster zu richten, und alle Narren durch die Musterung gehen zu lassen ***).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es ist alles voll von lächerlichen Fehlern †).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig seyn, wenn man Gelegenheit zu streiten hat; man muß dem Nächsten helfen, wenn man ihm gleich schaden könnte; man muß sich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, lasterhaft zu seyn ††).

Wer

*) - - - Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet. *Horat.*

**) Laesa pudicitia est, deperit illa semel. *Ouid.*

***) - - - Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite. *Horat.*

†) - - - O quantum est in rebus inane! *Pers.*

††) Tum certare odiis, tum res rapuisse licebit.
Nunc finite, et placidam hesi componite foedus.
Virgil.

Wer diese Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht sagen, daß er sich mit geringen Kleinigkeiten beschäfftige *).

Es ist dieses ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, welchen die Natur selbst den entlegensten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez sagt:

Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis **).

Ich weis, meine Herren, Sie haben einerley Meynung mit mir. Ich wünsche, daß diese flüchtige Probe den entscheidenden Beyfall einer so ansehnlichen Gesellschaft erlangen möge. Dieses, und die Ehre Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünschen zu überhäufen.

*) Rem peragit nullam — *Martial.*

**) Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis. *Lucret.*

Klage
wider
die weitläuftige Schreibart *).

Hochedler Herr,

Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsschrift,

> daß alle muntre Köpfe dieses großen deutschen Reichs die Freyheit haben sollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günstig erlaubt, nicht minder,

> daß Denenselben sie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes, zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich ersucht; Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich seyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1sten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nach-

*) Ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat, 1741.

Nachdem man von meinem hochgeehrtesten Herrn hierdurch ich befehliget zu seyn glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dienet, treufleißigst und pflichtschuldigster Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir diese Freyheit nehme, übel deuten wollte,

> quia, quotiens dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem, responsendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß Dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sey, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben,

> eius enim est non nolle, qui potest velle. Vlpianus l. 1. ad Sabin.

sondern auch zum mehresten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen ostermals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bey denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit [illegible] gemacht, und dasselbige in funfzig Perioden eingehüllet

hället worden, was doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen, oder mögen;

> iniustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere potest. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidej.
>
> Et illa actio est optima, quae breuissima, vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de transact. et Cacialupa de off. aduoc.

Als habe Ew. Hochedl. solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefasset werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meissen,
den 9ten Novembr.
1746.

ergebenster
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Caes. et Reg. El. immatr.

Un[illegible]

Unterdienstschuldigstes Inserat.

Auch,

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigensinn beyfallen, daß diese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig sey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wozu ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung altväterischer Worte, und die barbarischen Namen fremder Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beygebrachten Zeugnisse wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beschuldiget werden mag, da ich dasjenige, so ich geschrieben, ganz wohl verstehe, einfolglich vor unzählig neuern Schriftstellern einen grossen Vorzug verdiene, anbey wider die arithmetische Verhältniß läuft, daß dasjenige, so in einem einzigen Satze gesagt wird, eben so weitläuftig seyn sollte, als das, wozu ich die mühsame Umschreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächst die Beybehaltung geschickter Kunstwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Bestrafung, verdienet, über dieses die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugnisse allerdings nach dem neuesten Geschmacke zu seyn scheinet, da die eingebildetsten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Volleau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechisch, lateinisch, französisch, und englisch sagen lassen, worauf

vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutscher von selbst gefallen seyn würde;

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen werden sich meinen Vorschlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren lassen, welches Sie einem Patricten, und Beförderer der deutschen Sprache schuldig sind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in literis.

ergebenster

C. IAVOLENVS.

Memoires d'Amourette,

oder

Lobschrift auf Amouretten,

ein Schooßhündchen *).

Geneigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers geht dahin, wie er sich des Beyfalls seiner Leser versichern möge. Die meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; viele suchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Absicht zu erbauen; alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreyen. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal gestanden; ich will es auch itzt nicht läugnen. Ist es ja eine Sünde, so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich gestern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können.

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Hornung 1741.

nen. Wird man es mir also wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu schreiben, nicht widerstehen kann? Daß unsre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfassen, solches kömmt uns gar nicht fremd vor. Denn schon Eva hat sehr zärtlich an ihren Adam geschrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier siehst du also, geneigter Leser, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Besten, sondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, schreibe: so erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu seyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günstige Aufmerksamkeit ausbitte.

Ich kann dieses, als eine schuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, dessen allgemeinen Gebrauch du, nebst vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirne unsrer Nachbarn zu danken hast. Ich kenne die abgöttische Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägst, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeschmacktesten Sachen bewundert, wenn sie nur diesen ansehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl sonst hierzu bewegen sollen? Ich bin vielleicht der erste, der von einem Thiere Memoires schreibt. Meine Amourette ist keine Marquisinn; und ich kann nicht behaupten, daß sie aus einer besondern ansehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verloren, und erst nach späten Jahren durch viele Abentheuer wieder gefunden worden sey. Eben so wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß sie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende

Schön-

Schönheit und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebesstreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern seyn soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Mémoires habe, welche die Beständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest undankbar seyn, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich halte es für etwas Ueberflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amouretten von Person kennt, der weis, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennt, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amouretten's Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen seiner Freygebigkeit und Verdienste herausstreichen: so würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unsrer Amourette kann ich nicht viel besonders sagen. Sie ist im Jahre 1755 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nehme

nenne dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumaßen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat gewiesen, daß die abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollüst und eigenwilligen Freyheit gelassen hätte. Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bey zunehmendem Alter ward sie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondre Fähigkeit,

heit, welche sie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm seyn, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: so trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen, und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abschiede dieser einzig geliebten Tochter sehr klüglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den sie noch itzt führt.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken. So gefährlich dieses zu seyn schien, und so viel Furcht unzählige Beyspiele deswegen erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsche abgelaufen ist. Sie wird in die Fremde geschickt, wo schon viel junge Hunde verführt worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unver-

vermu-

vermuthener Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimat zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüth wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit doppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Verhahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu seyn. Von Reisen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverschlimmertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich sehe schon, du wirst begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe; so zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: »Ich soll dich besingen, »bezaubernde Amourette! Aber flöße du mir zuvor das »Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich »recht lebhaft ausdrücken könne. Die Natur hat an »dir alle Schönheiten verschwendet, und sich dergestalt »erschöpft, daß sie in langer Zeit nicht vermögend seyn »wird, wieder einen solchen Hund zu zeugen. Deine »Haare, deine anbetenswürdige Haare, übertreffen die »zarteste Seide des stolzen Persers. Auf deiner Stirne »scherzen die Grazien, und deine zarten Ohren würden »vollkommen seyn, wenn sie nicht immer bey unserm »seufzenden Bellen taub wären. Deine Augen sind »Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürnten Blicke den zitternden Liebhabern Blitze und donnerschwangre Wolken gebären. »Deine korallne Schnauze übersteigt den Purpur der »prangenden Morgenröthe. Deine weiße Brust übertrifft an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf »den Gipfeln der unersteiglichen Alpen liegt. Was Wunder, wenn dein Herz von Eise ist? Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen niedlichen Körper, welchen die »Natur durch braune und weiße Flecke reizend gemacht »hat. Glückselig ist der, welcher die äußerste Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zierlich gelockter »Schwanz ist der Sitz einer zärtlichen und aufgeweckten »Seele, welche ihre Regungen durch freudiges Wedeln »an den Tag legt. Verzeihe mir, Amourette, wenn ich

»mein Rohr niederlegen. Meine Muse wird eifersüchtig. »Sie verläßt mich.«

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten seyn, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen. Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Körper auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weis, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht sie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierinnen ist sie von vielen unterschieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie schminkt sich nicht, und nahm es für den gröſten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schönpflästerchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu ändern, von welcher sie glaubt, sie sey die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man sie von ihrem Nächsten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umständen fragen. Sie redet auch nicht vom schönen Wetter; und ob sie gleich nicht spielt, so wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Budel die Oberstelle ließ, von dem

stadt

stadtkündig war, daß sein Vater ein Fleischerhund gewesen.

Aus dem Schmucke, oder andern Kostbarkeiten, macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt, auch dazu gehört, das mögen die Rechtsgelehrten unter sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist, und säuft nicht eher, als wenn sie durstet. Nur darinnen ist sie den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberinn vom Caffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein sie macht so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unparteyisch seyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange; sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwach-

heiten: aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr, ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie soll neidisch seyn. Man will es daraus schliessen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die tückische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgeht, um bey der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette sey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wissen, daß sie vielmals ganz tiefsinnig und ohne Gedanken läge, und sich zum öftern so weit vergäße, daß sie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugsam bedacht wäre. Du irrest dich, mein Freund, sagte ich zu ihm. Dieses ist kein Zeichen einer Dummheit. Amourette ist tiefsinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob sie nicht die Quadratur des Zirkels untersucht, oder gar mit einer philosophischen Spitzfindigkeit beschäfftigt ist? Ich werde in dieser Muthmaßung dadurch bestärket, weil sie ihre Gedanken nicht deutlich von sich geben kann, und ich unlängst selber gesehen habe, daß sie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieses nicht Spuren einer abstracten Gelehrsamkeit?

Es sey genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schicksale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beschrieben. Sie lebt noch. Ich wünsche ihren Verdiensten eine Dauer von vielen Jahren. Sie ist es würdig. Allein, sie ist auch sterblich, und stirbt vielleicht eher als mancher Mensch, der sich so vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr so vielmals bey dem Grabe eines Lasterhaften euer eigennütziges Lob verschwendet! sollte es geschehen; sollte meine Amourette sterben: verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypressenreiser auf ihre Asche! Besingt ihre seltnen Eigenschaften! Amourette verdient es! Wenigstens werdet ihr von derselben mit gutem Grunde mehr sagen können, als daß sie geboren und gestorben sey.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobschrift

auf

die bösen Männer *).

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die bösen Männer eine Lobschrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit sey, ernsthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unschuldigsten Handlungen der Mannspersonen auf eine boshafte Art beurtheilte; so wird mich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen lassen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meisten meiner Mitschwestern glauben, daß sie es am wenigsten verdienen. Ein zwanzigjähriger Ehestand hat mich die Vortrefflichkeit der bösen Männer einsehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend seyn, weil ich nichts rede, als was ich selbst erfahren habe. Diese Gründe scheinen mir wichtig genug zu seyn, und ich bin versichert, daß der Beruf desjenigen weisen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die bösen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigstens nicht stärker gewesen ist, als der meinige.

Noch

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Maymonat 1742.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: so bedenke man nur, daß sie ein Frauenzimmer geschrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorsicht eines bösen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die unendliche Menge der bösen Männer überhebt mich der Mühe, zu beschreiben, was ich eigentlich darunter verstehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberflusse einige Erläuterung geben. Es befinden sich noch hier und da Geschöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Diese stehen in dem abergläubischen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewissen, daß sie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinne zum Besten erschaffen, sondern um deswillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beyderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieser Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzt ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig seyn muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt,

der verdient allererst den rühmlichen Beynamen eines bösen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt seyn, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache dazu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andre Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Meinen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmackt es sey. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet hier der Vater zu beyden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde?

Reise

Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfodern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann seyn, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Ist also nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey seiner Frau mit gewaffneter Faust die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich sage, das Frauenzimmer sey ein schwaches Werkzeug; so sage ich nichts mehr, als was schon alle Welt weis. Diese angeborne Schwäche ist Ursache, daß wir den Lastern am wenigsten widerstehen können. Eine geringe Reizung ist genug, uns lasterhaft zu machen. Niemals aber sind die Reizungen stärker, als wenn wir uns in dem Ueberflusse aller Dinge befinden. Dieser muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben sollen. Es geschieht nur zu deinem Besten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht einen Groschen Geld an. Du mußt dir an dem elendesten Tranke, an dem unschmackhaftesten Speisen, an den schlechtesten Kleidern genügen lassen. Es geschieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geschieht zu deinem Besten. Genug, daß du dein Leben fristen kannst. Dieses ist die Ursache, warum wir essen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringste Ueberfluß würde eine

Quelle tausendfachen Unglücks seyn. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einsehen können.

Ist die Mäßigkeit eine so große Tugend, wie sie es denn wirklich ist; so muß wohl derjenige Mann lasterhaft seyn, welcher sich unmäßig und wohllüstig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, niemand aber, der Gesetze giebt, ist denselben weiter unterworfen, als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt alles sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann die wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffner Mann? Nur um deinetwillen besäuft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sey. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wohllüstiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat;

und wenn wir ja meinen, so geschiehets, weil sein Absterben nicht ehor erfolgt ist.

Noch tausend Ursachen könnte ich anführen; die uns den bösen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man sonst dem Frauenzimmer vorwirft. Es scheint mir überflüßig zu seyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweisen, den die Beyspiele der meisten Männer unsrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht ist mir der Leser verbunden, daß ich dasjenige auf zwey Blättern sage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vielen Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede
eines Wittwers
auf den Tod seiner Frau,
in
der Gesellschaft der geplagten Männer
gehalten;
Nebst einer
Nachricht von dieser Gesellschaft *).

Mein Herr,

Sie werden sich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die sich einbildete, sie könnte ihre jungfräulichen Zungensünden nicht schärfer büßen, als wenn sie eine Lobschrift auf die bösen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unsers Geschlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und ersuche Sie, beyliegende Trauerede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geschlechte nachtheilig seyn, wenn es von dem weiblichen an Groß-

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat 1742.

Großmuth übertroffen werden sollte; so viel kann ich Sie versichern, daß ich diese Trauerrede aus einem eben so redlichen Gemüthe gemacht habe, als unsre Wittwe ihre Lobschrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieser Gesellschaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel besser, als den ersten Christen; wir versammlen uns nur bey verschloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Absicht unsrer Zusammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieser hält uns für Quäker, weil wir allezeit tiefsinnig aussehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zusammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausstehen müssen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unsrer Gesellschaft zu, wie in den Invalidenhäusern, wo die alten Soldaten von nichts, als von Feldzügen, von Hunger, von Beschwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Nachricht zu geben; dieses aber darf ich wohl sagen, daß wir einen Vorsitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht besondre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt diese Würde bekleidet, wollten verschiedne unter uns den Rang streitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, seine Frau ließe ihn allemal unter den Tisch kriechen, so oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unsrer Gesellschaft haben, ist augenscheinlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß derjenige der beste Philosoph sey,

der

der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affekten, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles dessen, was uns in Ausübung der Weltweisheit stören kann: dieses, sage ich, bringt niemand so hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm seine Frau in die Haare, so wird er sich darüber nicht entrüsten; weil er glaubt, sie thue es mit zureichendem Grunde. Geht sie auf Eroberung aus, und ist sie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; so wird er sich mit einer philosophischen Geduld waffnen; denn er weis, es wiederfahre ihm nichts, wozu er nicht prästabilirt sey. Schlagen Sie alle Schriften der tiefsinnigsten Weltweisen nach, kein einziger wird eine böse Frau zur besten Welt rechnen; aber unsre Gesellschaft ist überzeugt, daß böse Weiber zur besten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie diese unsre Glückseligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der schönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Gesundheit, der nicht vorher krank gewesen ist; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geschmachtet hat, wird nach seiner Loslassung am besten sagen können, wie edel die Freyheit sey; und ein Mann, der eine böse Frau begräbt, empfindet einen solchen Grad der Wohllust, den niemand beschreiben kann, als wer in meinen Umständen ist.

Ich halte die Gesellschaft der geplagten Männer für eine Pflanzschule, in welcher man die geschicktesten Leute zu den allerbeschwerlichsten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen starken Beweis in der glaubwürdigen Reisebeschreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Gesetzen der Einwohner des Planeten Na-

zare

zum besonders dieses rühmt, daß sie zu den beschwerlichsten Verrichtungen die geduldigsten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühseligen Aemtern mache; dieses einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß sich, nach meiner Meynung, niemand besser zu einem Scribenten schicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur selbst, was ein Autor ausstehen muß. Er stellt sich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böse Gerüchte, und die letztern sind gewiß häufiger, so lange es mehr Leute giebt, die lesen, als die schreiben können. Wie standhaft wird hierbey ein geplagter Mann seyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schnupfreden, ja so gar die erbitterten Hände seiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; so wird er gewiß auch alsdann gelassen bleiben, wenn die Leser seine Schriften mit dem strengsten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob Sie verheurathet sind; ich sollte es aber fast glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Den sparsamen Wachsthum der schönen Wissenschaften schreibe ich keiner andern Ursache, als dieser, zu, daß es unter uns eine so große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine bösen Weiber haben. Wenn diese schreiben, so haben sie nicht das Herz, bey ihrer guten Absicht standhaft zu bleiben. Die geringste Drohung, ein Zeitungsblatt erschreckt sie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; sie geben bey dem ersten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen den Actien, und den Schriften dieser unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein

Nord-

Nordwestwind, ein kleiner Seesturm, ein Kaper ist vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: diese aber gerathen gleich ins Stecken, so bald ein Widersacher aufsteht, der ihnen die Zähne weist.

Ich vermuthe, es werde Ihnen diese Erzählung eine Hochachtung für unsre Gesellschaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieser Meynung bestärken, wenn Sie die Anstalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt lesen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünschte ich mir diese Gelegenheit, zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abrisse die ganz besondern Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war; sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch

von

von diesem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, wie sehr mich dieser Verlust schmerze: so werden Sie auch wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen seyn müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers: so wird Ihnen doch dieser Trauermantel und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als andre, welche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: nur darinnen unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen suche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerksamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen so verbindlich, daß ich meine Wünsche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben so gefällig seyn zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angefangen, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werden. Mir ist es einerley, ob man sie Milzsucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich sey bezaubert, und dieses war allerdings nicht unwahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich in die äußerste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welche mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte sie, und dieses brachte meine Bezauberung aufs höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche man bey gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts,

als vom Sterben, von Entzückungen, von Konnten, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich so gar in Versen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beschwur die Felsen; bald dünkte mich, ich sey mehr, als alle Konige, und der Zepter war das geringste, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte sich meine Grausame. Sie gab mir ihre Hand, und dieses endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Gesichter verschwanden, und ich sah meine Frau. Alle schmeichelnde Entzückungen verloren sich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entschuldigen, meine Herren, wenn ich in dieser Beschreibung zu weitläuftig gewesen bin. Sie haben sich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entschließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heurathen; nunmehr werden Sie einsehen können, daß die Ueberlegung an dieser Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau versprochen; ich will dieses Versprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz besonders gewesen ist.

Mich dünkt, diejenigen sehen den Nachdruck und Gebrauch unsrer Sprache nicht genugsam ein, welche das Wort Ehestand als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchsten Grad der Freundschaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beyderseitigen Vergnügens, und ich weis nicht, durch was für

schöne

schöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philosophischer Junggesellen; ich glaube aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigstens war derjenige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich das Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheurathet, um sich ernähren zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des Ehestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einsicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich sie die Meynung derer zu behaupten wußte, welche glaubten, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke und schmeichlerische Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie gieng weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigstens den Rest der eingebildeten Herrschaft zu erhalten. Endlich machte sie ihren Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, mein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen sollen. Sie überließ sich der Vorsehung des Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur-

beschimpfen, wenn sie diejenigen schönen Hände in der Küche besudelte, welche ich ehedem recht abgöttisch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob sie den Schnee, oder den Alabaster, überträfen.

Ich war so glücklich, daß sich beständig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichste vorzusagen, daß sie die artigste Person von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine so anbetenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; sie konnte diese Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenschaften, oder darüber, daß man ihr sagte, ich sey ein Sterblicher. Dieses muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß sie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anwesenheit vorbrächten; selbst meine Frau war hierinnen vorsichtig. Eine solche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehöret haben, wenn man dieses in meiner Gegenwart hätte sagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese ihre Einsicht sehr theuer zu stehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekostet hat, nur ihren Reifenrock in baulichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie das-

dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen nicht ohne saure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sey nur um deswillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht gedenken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieses prächtigen Aufputzes der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden, als ihre Männer, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht seyn. Sie besuchte Gesellschaften, welche ihr zu dieser Absicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn sie merkte, daß sie den schmeichlerischen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eifersüchtige Nachbarinn in Unruhe gesetzt hatte.

So kostbar dieser Aufwand war, so sorgfältig war meine geschickte Frau, denselben durch verschiedne Arten

der Sparsamkeit einigermaßen zu ersetzen. Niemals schien ihr das Gesinde boshafter zu seyn, als wenn die Zeit heran kam, da es seinen Lohn fodern konnte. Sie war recht sinnreich in Erfindung der Ursachen, solchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit ansehen, wenn ein Dienstbothe mit leeren Handen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte sie sich als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Gesetz war, welches sie am liebsten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, so oft sie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigsten Eifer über seine Faulheit, sein lüderliches Leben, und seine niederträchtige Aufführung von sich stieß. Wenn ich zuweilen dieses Bezeigen für unfreundlich halten wollte; so wußte mir meine gute Wirthinn die schweren Zeiten sehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieser Erzählung können Sie wohl sehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Christenthum nicht die kleinste gewesen ist. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernste versichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und sie schlief ungestört so lange, bis sie ihre Berufsarbeit zum Caffeetische nöthigte. Desto muntrer hingegen war sie an den Feyertagen. Sie bereitete sich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug mit einer sehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie sie sagte, die

gering-

geringste Unordnung ihren Nebenchristen in der andächtigen Beschäfftigung stören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich versichert, es geschähe dieses nicht aus Neugierigkeit, sondern darum, weil sie ein Vergnügen empfände, an einem Orte so viel gläubige Seelen beysammen zu sehen, welche allerseits mit ihr aus einerley Absicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt ist, die Statuten hiesigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zusammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu seyn, der könnte glauben, es geschähe dieses wegen des Caffees und des Spielens: allein, diese Meynung ist falsch; es geschieht lediglich in der Absicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und gesehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geschlecht. Ich habe bey dieser Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredtsamkeit war erstaunend, wenn sie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihres witzigen Spötterey billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterinn auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas Uebernatürliches zu seyn, wenn man sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlnen Blicke jener

Freundinn, welche die Eifersucht ihres Mannes so hutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, einen weitläuftigen Roman zu erzählen, und schwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. Sie stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht die Nativität, wobey sie mit vieler Wahrscheinlichkeit anzeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen müßte. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war die einzige Ursache, warum sie der Himmel zween Tage darauf augenscheinlich gezüchtiget, und durch einen Verlust gedemüthigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte sich mit dem christlichen Seufzer, sie wolle niemanden nichts Boses nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verstorbnen Frau beyzubringen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mir in den ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekostet. Ich will von dem prächtigen Aufputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verschwenderisch würde gewesen seyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, also eingerichtet worden wäre: nur dieses muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünsche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte diese Tochter zur Welt gebracht, und

also alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner wertheſten Mama, die deutlichſten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen seinen Unwillen bezeugte, wenn jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihr eignes Eingeweide zu wüten. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweiſen. Das erſte, was sie von ihrer Mutterſprache lernte, war dieſes: Sie sey ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübſchen Mann bekommen. Dieſe wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieſer Tochter, daß sie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geſchlechts hielt. Im vierten Jahre verſtund sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geſchmack von ſchönen Kleidern; im ſechsten war sie vermögend, über ihre Geſpielinnen zu ſpotten; im ſiebenten faßte sie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man sie in der Kunſt, zärtlich zu blicken, und artig zu ſeufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Chriſtenthum und Wirthſchaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit dieſe ſorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme itzt auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerspiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestande der Tod unserer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bey jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird, desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung. Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befände. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammlen. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich redete ihr zu: sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beschreiben, was ich damals in

in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhiget. Er befindet sich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefsten Abgrund wirft; sein Schiff scheitert; er glaubt, es sey alles verloren, und erwacht. Mein Ehebund hat zehn Jahre gedauert; die schärfsten Proben einer strengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch sah ich nicht die geringste Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet starb.

Dieses wird genug seyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt seyn, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig gewesen. Ich beschreibe mich dessen gar wohl, daß ich nur die unterste Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt sind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Auszug
aus der Chronik des Dörfleins
Querlequitsch,
an der Elbe gelegen *).

Geneigter Leser!

Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen; du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geschichtschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronike, und die Zeit, wenn sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte steht anstatt des Namens ein N., welches der Verfasser sonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leser neugierig machte, und desto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich Recht habe, wirst du aus denen Umständen urtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wenn aber dieser Pfarrer gelebt, und die historischen Nachrichten gesammlet hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krells Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weis nicht, aus was für Ursachen, Platz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich, gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Fi-

gur

gut mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen, und einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heissen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist; das weis ich nicht. In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hier-

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daß man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersetzen: »Hellgeblasene Kriegstrompete und Friedenspo»saune! Das ist, eine kurz gefaßte Chronike des weit »berühmten Dörfleins Querlequitsch an der Elbe, wor»innen dessen beliebte, aber zuweilen betrübte, Ge»schichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zei»ten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Mun»de, und andern Urkunden genommen, zugleich auch »die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, »persischen, griechischen und römischen Monarchien, »nebst denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiser»thümer, Fürstenthümer und Reiche, Leben und Tha»ten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ih»ren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die »unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, »Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäu»men, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf »der Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, we»bet und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch »die verderblichen, abscheulichen und verteufelten Mey»nungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Ma»nichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, »Atheisten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die sich »in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur »Warnung und Vermahnung, besonders aber zum »Troste des christlichen Häufleins in Querlequitsch, »mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen »durch N.«

Auf

Auf der ersten Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daß man billig ausrufen können: Excessit! evasit! erupit!

Auf der 5ten Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9ten bis zur 12ten Seite weist er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13ten Seite aber dessen großen Nutzen, und

Von S. 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtesverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schließen müsse, wor-

worauf auf der 20sten und 21sten Seite ein herzlicher Seufzer folget.

Auf der 22sten Seite stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn N. . . Verfassern der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

Auf der 40sten Seite fängt sich endlich die Chronik selbst mit großen Buchstaben Q. B. D. V. an.

Gott aber schuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so daß anitzt nur allein, in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären, wobey er wünscht, daß sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdient hätten.

Auf der 46sten Seite geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen habe? Er ist der Meynung, daß die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und redet von einem Cheruskr Fürsten Arminius, von den Hermunduren, und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila gedenkt,

denkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das blühende Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59sten Seite kömmt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hußitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66sten Seite will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causla; atqui schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine causlam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche

Mode

Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluß sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterey die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht seyn.

Auf der 68sten Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben, und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Querlequitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äußerliche Beschaffenheit unverändert ist.

Auf der 80sten Seite besinnt er sich, daß er in Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Querlequitsch herstamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daß er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Pabstthume quaerelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieses höchstwahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ies in itsch verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

Auf der 81sten Seite wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt, ja den Einfältigen zum Besten hat er so gar einige Risse nebst dem Maaßstabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unsre Chronikenschreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung von Laubwerke; er will es aber für ein hochadeliches Wapen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muß, hält er für besonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerspänstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber lacerdotem iuſtitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben so lebhafte

haste Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die dabey ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der alten abgöttiſchen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140ſten Seite folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberühret laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Pabſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beyfügt.

Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Wasser, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: vedkend. Seine Freude über diesen Fund ist ganz unaussprechlich. Er beweist, daß diese Münze Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher solchen großen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze beseliget habe. Ich schickte sie unlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meynung darüber zu vernehmen; er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristey ausgeziert sey, welche er deswegen armamentarium sacrum nennet, und versichert, es wären so viel praktische Bücher, Sterne und Kerne, und andre biblische Rüstzeuge darinnen, daß man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung seyn. Er wünscht, daß alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, anstatt des guten Decems, Wicken und Trespe zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Der

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem, spricht er, wären so viele tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmte.

Doctor Luthers Hauspostille nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsuchet.

Von der 203ten bis 279sten Seite ist das Geschlechtsregister der gestrengen Junker von N. Erb-Lehn- und Gerichtsherren auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward geboren 1429, und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

Georg von N. aß, trank, und vermählte sich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnenfeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser Georg aber brachte

es ab. Er war ein rechter Atheist, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Gut fiel an seinen Vetter Casimir von M.

Von der 280sten bis 336sten Seite sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondre, und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind: so ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, daß derjenige schlechterdings Pfarrer in Querlequitsch seyn muß, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht mißbrauchen, und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titul führt: Πρὸς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht für die einfältigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstund das Hauswesen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. Curt Hauzius. Er war ein starker Zelote. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Pabst

Pabst gedachte, und hat sechs und funfzig neue Reden gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstandius sollte des Kanzlers Krells Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte, und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Großen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffnen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeister gewesen.

Auf der 336sten Seite findet man verschiedene gesammlete Nachrichten von gelehrten Querlequinischern,

unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen:

George Greif, eines Bauern Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas Besonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf dem Katheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf griechisch hießen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, Ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames

sames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Lust zum Studiren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigsten Jahre seines Alters als Inspektor zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und poßierlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und gieng beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne daß es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: Das blinde Alter, oder Tobias, ein Trauerspiel.

Jacharias Pape, des Vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig Süßholz. Sein Wammes war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunliche Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Canticulares.

calarus. Er schrieb ein Sinngedicht auf seine Leser, und lachte sich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 584sten Seite allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluß. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daß des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch itzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronik man schwören sollte, daß seine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man liest, wie oftmals die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdediebe, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, ist Anno 1542 jämmerlich in die Mistpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden.

den. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthume reißen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen: allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schließe also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius,
Non omnis moriar.

Ende des ersten Theils.

Inhalt

Inhalt
des Ersten Theils.

Herrn C. F. Weiße Nachricht von dem Leben, Charakter und den Schriften des Verfassers. S. 5

Satyren, Erster Theil 75

Vorbericht zur sechsten Auflage 77

Nachschrift 83

Vorbericht zur ersten Auflage: Vom Mißbrauche der Satyre 84

De Epistolis gratulatoriis ΕΞΩΤΙΚΟΟΑΤΜΑΤΟΤΡΙΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke 145

Antrittsrede in die wünschende Gesellschaft, von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers 171

Klage wider die weitläuftige Schreibart 182

Memoires d'Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen 187

Lobschrift auf die bösen Männer 198

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten; nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft 204

Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, an der Elbe gelegen 230

Gottlieb Wilhelm Rabeners

sämmtliche

Schriften.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1777.

Im Verlage der Dyckischen Buchhandlung.

Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Satyren.

Zweyter Theil.

Schreiben
von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen. *)

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedner deutscher Schriften beschäfftigt. Bey dieser Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden sich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaßen längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes. May-Monat 1742.

lehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt genug hätte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andre davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reiches, und hauptsächlich unsers Vaterlandes beyzubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italiänischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meynen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, griechisch, ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehret ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat: dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht, und alle Wapen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwegnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist: wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen,

klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter versteht mich allemal, wenn ich um Geld schreib. Ich habe zwar den gewärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchsehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschiehet aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlicher Ueberzeugung, daß es nöthig sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die Malerey, Musik und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst, leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? nicht wahr? vortrefflich! Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Myster, die ich mir erwählte, waren zwar nicht nach dem neusten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle

alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will; so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, so denke ich in forma. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie Ebraico-Latino-Græcam nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule gieng ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Absichten erfoderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule, und besonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach mir schon im voraus die

Antwortschrift auf eine Pfanne. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: »Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater hat »das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat »studirt, und ist keinem Menschen zu etwas nütze. Wäre »es nicht vernünftiger gewesen, wenn er sich auf diejenigen Wissenschaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er geglaubt, daß sie so verächtlich und überflüßig »sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Griechenland zu Hause, und in Sachsen ein Fremdling ist? Daß »er die Gesetze seines Solons versteht, und nicht die geringste Kenntniß von den Rechten seines Vaterlandes »hat? Hätte er sich nicht die Sprachen der Ausländer »wenigstens nur in etwas bekannt machen sollen; wenn »er sie auch allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die »deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische und griechische Sprachmeister? Ich tadle deswegen nicht an »ihm, daß er lateinisch und griechisch gelernt hat. Dieses muß seyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, »kommt mir eben so abgeschmackt vor, als er, da er seine »Muttersprache nicht besser versteht. Was glaubt er »wohl, was ich mit meinem Schneider anfangen sollte, »wenn er nichts arbeiten könnte, als solche Kleider, wie »sie Seneka und Sokrates getragen haben? Würde »der Kerl nicht Hungers sterben müssen, wenn er sonst »nichts gelernt hätte? Mit seiner Redekunst lockt er keinen Hund aus dem Ofen, geschweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren sollte, und seine ganze Logik »besteht aus Worten ohne Gedanken. Hat ihm denn »niemand auf der Schule gesagt, wie unentbehrlich es »heutiges Tages sey, daß man die sogenannten gelehrten

»Spra-

»Sprachen und Künste mit den neuern Wissenschaften »verknüpfe?« Ich konnte dieses nicht läugnen. Ich gestand, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andre meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezeihet hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes seyn. Er schüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meynen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackichten Hahn, wegen seiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz bestürzt nach Hause.

Allein, das war noch nichts genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehn zu seyn. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: »Du bist mir ein braver Kerl! »Du schickst dich zu allem, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narr bleibt ein Narr, und wenn man ihn »im Mörsel zerstieße. Du kannst nichts, du hast nichts »gelernt, du willst nichts lernen; was soll denn endlich »aus dir werden? Halte dein Maul, oder —! Fort! »Packe dich! Geh mir aus den Augen!« Ich erstaunte, als ich dieses hörte. Wie? dachte ich. Unser Hofmeister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen noch schreiben kann; der versteht die Redekunst! Sarkasmus, Diasyrmus, Plöki, Anaphora, Ellipsis, Asyndeton, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich itzt um ihn gehört habe?

hohe? Und der Herr hat nicht studirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was? sprach er, das ist mein Junge, und ich soll mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern; Atqui, ich habe einen solchen ungerathenen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutigestages mehr, als lateinisch, griechisch, und ebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weis, wie sie auf griechisch heißen, oder in welcher Form sie sind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir denn so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger seyn, wenn man auf Schulen sich die Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein, ich kann mich dieses nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das sey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, mor-

angenehm verbunden seyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der besten Forme verharren,

Dero

ergebenster Diener,

Irenäus Mastigopherus.

sonst

Friedrich Gelbelmann genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Simonymus Comitem siue Lectionarium denen zum Besten in griechische Verse übersetzt, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Weil ich nun glaube, daß es eine besondre Beluſtigung des Witzes abgeben kann; so übersende ich Ihnen diese Uebersetzung zu beliebigem Gebrauche.

Lebenslauf
eines
Märtyrers der Wahrheit. *)

Es ist in Gesellschaften nichts gewöhnlicher, als daß einer den andern mit beständigen Erzählungen von sich selbst und seinen Fähigkeiten unterhält. Wir sind uns die nächsten; und weil wir schuld'g sind, von unserm Nächsten alles Gutes zu reden, so glauben wir, es erfodere die natürliche Pflicht, uns selbst zu loben. Ich will die wahrhaften Ursachen dieser thörichten Eigenliebe nicht untersuchen; weil ich nicht gesonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe solches nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigst du so viel Geduld, andre anzuhören, welche sich bey lebendigem Leibe rühmen; so gönne mir deine Aufmerksamkeit, wenn ich die nach meinem Tode sage, wer ich gewesen bin. Das habe ich mit andern Menschen gemein, daß ich meinem Namen die Unsterblichkeit wünsche, wenn auch gleich der Körper verwesen muß. Wolltest du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen; so würde ich vor vielen unglücklich seyn, an deren Verdienste man wenigstens so lange gedenkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in so geringe Umstände gesetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leichenschreiber, erfahren hat. Hätte ich ein ansehnliches Vermögen

*) S. Beluk. des Verstandes und Witzes, Brachmonat. 1742.

mögen beſtellen; ſo würden meine ſchmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben anſagen laſſen, daß ihr Herr Vetter in Gott ſelig verſchieden ſey; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der chriſtlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewieſen hätte, daß unter allen Erſchrecklichen der Tod das Erſchrecklichſte, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und ſechzigjährigen Körper gefahren ſey. Allein, meine Armuth hat mir nicht verſtattet, einen ſo prächtigen Abſchied aus der Welt zu nehmen. Ich bin geſtorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das iſt, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren ſoll, ſo muß ich ihr ſolches ſelbſt ſagen.

Daß ich im Jahre 1674 den 17ten September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, ſolches ſcheint kein Umſtand von beſondrer Wichtigkeit zu ſeyn, und ich kann eben ſo wenig dafür, als es ohne mein Verſchulden geſchehen iſt, daß mein Vater nicht ein Hochedelgebohrner, Hochedler, Veſter und Hochgelahrter Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf drey Rittergütern, ſondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meiſter Lollinger, Bürger und Schneider daſelbſt, geweſen iſt. Ich brachte zween Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im erſten Jahre reden, und ſchon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieſes für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconſulent werden. Sie irrten ſich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit geweſen ſind. Ich fieng frühzeitig an, ſolches merken

zu lassen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in seinem Berufe nicht ganz gewissenhaft war. Ich verwies ihm solches auf eine zwar kindische, doch empfindliche Art, und weil ich es oft that, so gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die ersten Früchte der Wahrheit zu schmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtsam. Mein Vater starb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über diesen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und schrie; sie versteckte sich hinter einen großen Schleyer; sie wünschte mit ihrem Manne zu verwesen, und schwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindischen Einfalt, es wäre ihr Ernst, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlauf ward sie aufgeräumt; sie scherzte, sie lachte, sie besuchte ihre Nachbarn, und ich sah verschiedene junge Leute aus- und eingehen, ohne daß sie böse darüber ward. Kurz, sie hatte ihren Mann vergessen, und die Lust war ihr vergangen, mit ihm zu verwesen. Ich fragte, warum sie mich und andre so betrogen hätte? Ein Paar Ohrfeigen aber wären die ganze Antwort. Einsmals sah sie in den Spiegel, und fragte mich: ob ich nicht eine schöne Mutter hätte? Ich sagte: Nein; und dieses brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um sich leiden, und es ward beschlossen, mich auf eine Schule zu thun. Es geschah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andre Schule zu bringen; ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitschüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige

wige legten sich mit großem Eifer auf die Erlernung solcher Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abgeschmackt, und einem Gelehrten nur zur Last wären. Einige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und griechisch zu sagen wußten, wer sie erschaffen hätte. Diese versicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Gelehrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule räumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum Maulmelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich mir fest vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es gieng mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verse verschworen. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen sehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge seyn ließen, wie sie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leisten, die Hoffnung ihrer Aeltern erfüllen, und deren saure Mühe und aufgewandte Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie sich nennten; solche Leute glaubte ich zu finden Ich irrte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine Gesellschaft trunkner Menschen, welche unter Schreyen und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es sey ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in der Gasse. Ich sah durchs Fenster; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den

Reden der andern, daß sie sich bemühten, einem Balken der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Diese Begebenheit machte mich aufmerksam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitschüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrheit eifrigst Beflißne war, und sich rühmte, er habe sich in der Schenke zwey mal fest gesoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte sich die Würde eines Lehrers beyder Rechte erstehen, weil er sich innerlich überzeugt fand, daß nie mermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thaler machte ihn zum Autor und Respondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, seine Disputation ins deutsche übersetzen mußte, so versprach er mir zur Vergeltung ein Ansehnliches, welches er aber noch an demselben Abende verspielte, und mich auf seine bevorstehende Heurath vertröstete. Mein Stubenmachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleischichten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeschmackten Eigensinn seiner Lehrer, welche ihn mit so vielen griechischen Wörtern martern wollten. Diese und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich sollte schweigen? und ich sollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen schönen Gedanken oder artigen Einfall haben, solchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht so sehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich sagte es ungescheut, daß das Verfahren der meisten meiner Mitschüler unverantwortlich und unsinnig wäre. Bey aller Gelegenheit stellte ich ihnen ihre Thorheit so wohl ernsthaft, als lächerlich, vor. Ich schilderte zu

gen

verschlechterte malen nicht allein die Laster, sondern auch die Personen, auf eine satyrische Art in Versen ab; und wenn ich dieses that, so empfand ich bey mir selbst eine doppelte Wohllust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden schlecht belohnet. Man mied meine Gesellschaft, man verachtete; man verspottete, man verabscheuete mich, und ich erfuhr, daß einige sich verschworen hatten, mich öffentlich zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nicht beyzeiten die Vorsicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schicksal führete mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine große Leidenschaft bestund in der Begierde, Recht zu behalten, seine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigste zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, selbst etwas Witziches zu schreiben, aber mit desto größerm Vorwitze die Schriften anderer durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchstabe war vermögend, ihn in die größte Wut zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widersprachen. Er besaß einen erstaunenden Vorrath von Büchern nach seinem Geschmacke; wie er denn glaubte, der sey kein rechtschaffner Gelehrter, welcher nicht wenigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sprechen, er

wäre ein geschikter und dem gemeinen Wesen nüzlicher Mann; so würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle diese mußte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete. Ich redete sie doch. Ich sagte, daß Männer von seinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gesehrsamkeit unentbehrlich wären; indem sie den Schutt wegfahren müßten, welcher den Bauleuten hinderlich sey. Mehr brauchte ich nicht zu sagen, mich zu verderben. Ich mußte auf der Stelle aus dem Hause, unter Begleitung tausend lateinischer Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehört, und erst lange hernach in Baumanns Schriften gelesen habe.

Der Verlust dieses Mäcenaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich ersetzet. In den Landesgesetzen war er ganz unerfahren, desto geübter aber in den römischen Rechten. Es gieng mir wohl bey ihm: weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten lassen, daß er mehr Geschicklichkeit habe, eine Rede pro rostris zu halten, als eine Rüge zu machen, so hob er seine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen sollte.

Ein unverhofften Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es schien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es gieng mir alles nach Wunsche: ich weis nicht, ob die Leute daselbst die Wahrheit besser vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich sagte, was ich bey mir selbst dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht ansehnlich, aber doch einträglich, war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erfoderte, einen Glückwunsch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob sich gleich meine Freunde mit allen

Kräf-

Gedanken darüber setzen. Ein Mann, welchen sein Amt ehrwürdig machte, fand sich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelassen haben, wenn er seine Person hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte also Schrift und Religion. Auf eine unschuldige Art hatte ich das Wort Profanen mit einfließen lassen. Dieses war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsspötter, ein Atheist; dieses waren die gelindesten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich sey der Antichrist. Kurz, ich sollte mich öffentlich auf den Mund schlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich schien mein widriges Schicksal versöhnt zu ſeyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heurathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umstände hatten mich so schüchtern gemacht, daß ich mir alles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich gewesen seyn würde. Meine Frau liebte Gesellschaft; sie spielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung versäumt, und mir zugemuthet, vieles zu übersehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich sagte, ein Weib müsse sich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben zu vermeiden, der Wirthschaft vernünftig vorstehen, und sich keiner Herrschaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelassen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich diese Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes schädlicher sey, als der Zorn aller andern Kreaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufnen Kerl,

den man auf der Straße aufgelesen hätte, der nicht werth sey, daß er durch die Heurath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine so ansehnliche Schwägerschaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine knieende Abbitte hätte thun müssen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke, unvermuthet starb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menschen geschonet, so war auch nunmehr niemand, der sich meiner annahm. Man wußte meine Vorgesetzten auf eine tückische Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich sollte mich verantworten, und meine Fehler gestehen; ich behauptete aber, ich wäre unschuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgesetzten geblendete und parteyische Richter. Dieses war Ursache genug, mich zu verdammen. Die Entsetzung von meinem Amte, die Einziehung meines wenigen Vermögens, und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freygelassen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, irgendswo mein Glück zu finden; vielmehr sah ich mich gezwungen, den Rest meiner Jahre auf eine so niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, solches der Nachwelt wissen zu lassen. Ich bin elend, nackend und bloß, ohne Freunde, in der äußersten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre . . . gestorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabscheut, so bin ich doch mit mir selbst zufrieden gewesen.

Der Lebenslauf dieſes ſogenannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu ſeyn geſchienen. Er iſt wirklich im Jahre 1738 in ſeiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Froſt und Hunger geſtorben ſey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigſten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß ſein betrübtes Beyſpiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche ſich einbilden, es ſey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn ſie, ohne Anſehen der Perſon, ohne Freunde und Vorgeſetzte zu ſchonen, dasjenige mit einer unverſchämten Stirn andern unter die Augen ſagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank und Unvernunft in den Mund legen.

Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satyre *).

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der Satyre zu wissen. Ich soll Ihnen sagen, ob ich solche für zulässig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten sey. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu schreiben, überhoben seyn, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher wiese, welche von beyden umständlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch diese Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierinnen mit noch mehrerm Nachdrucke bey Ihnen wirken, als die Regeln fremder Personen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu schreiben; Sie dürfen sich also um so viel weniger wundern, wenn Sie keine philosophische Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief ist, den ich an Sie schicke, so bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich keine systematische Ordnung dabey beobachte.

Von der Zulässigkeit der Satyre weitläuftige Gründe beyzubringen, scheint mir überflüßig zu seyn. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieser Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir schwerer fallen, Sie

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, Augustmonat 1742.

Sie zu überzeugen, daß sie verwerflich wären, als zu beweisen, daß ich sie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satyre diese Absicht behält, daß sie die Laster lächerlich machen, und den Menschen einen Abscheu davor beybringen will: so lange sehe ich nicht, warum sie tadelhafter seyn soll, als die tiefsinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig, und durch die Zeugnisse berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will. Ich getraue mir so gar, zu behaupten, daß sie bey unterschiednen Fällen, und bey einer gewissen Art von Lastern beynahe nützlicher sey, als die ernsthafteste Strafpredigt. Wenn wir die Laster lächerlich machen, so greifen wir die Menschen an demjenigen Orte an, wo sie am empfindlichsten sind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn sie nicht schon gar zu sehr verwildert sind, so müssen sie einen Abscheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche sie bey Vernünftigen zum Gespötte macht. Ein Exempel wird meinem Satz ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Belustigungen nehmen, welchen Sie mir zugeschickt haben *). Wenn ich zum Harpax sagen wollte: Schämst du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen suchst, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erschrecklich macht! Was meynen Sie, daß dieses beym Harpax für einen Eindruck

*) S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 1ter B. 1tes St. S. 190.

schaffen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thust! Der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpax sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deswillen bey seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautesten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen herzuschleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst: Erzählen Sie ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpax wird sich schämen, und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thöricht ist.

Aber, wer hat euch den Beruf gegeben, andre zu tadeln? Seyd ihr selbst ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächsten bekümmern könnt? Schreibt ihr wohl eure Satyren aus Liebe, zu bessern, und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieses sind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie sind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu schreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satyren zu verfertigen. Daß ich selbst nicht ohne Fehler bin, solches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menschen den Weg zum Himmel, den er vielleicht selbst nicht geht, und dennoch bleibt sein Vortrag

ganz eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabsicht einer Satyre seyn. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich sie andern lächerlich mache: dieses ist ein unschuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf solche Art würde ich die Einwürfe beantworten. Wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher sie gemacht hat. Es ist niemand anders, als der, welcher sich getroffen merkt. Prüfen Sie diese Grundregel, Sie werden sie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde schreyen? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieser wohllüstige Verschwender hält einen Geizigen für seinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch seinen eignen Vater darinnen abgeschildert gefunden hätte. Harpax sieht sein Bildniß; er erblickt sich in seiner natürlichen Gestalt; diese kommt ihm abscheulich vor. Er schmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm solchen vorhält. Harpax ist der einzige, welcher Ihren Beruf hierzu wissen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Absichten tadelhaft macht.

Allein, die Satyre hat noch andre Feinde, welche behutsamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Absicht derselben; sie geben aber nicht zu, daß jemals ein Lasterhafter dadurch gebessert worden sey. Ich weis nicht, ob diese Wahrheit allgemein ist. Bessert die Satyre nicht allemal den Lasterhaften; so hält sie doch vielleicht andre ab, lasterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beydes weg; so muß die Satyre doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, sondern in den Gemüthern der Menschen wäre der Fehler zu suchen. Wenn die Schaubühne so ein-

eingerichtet ist, wie sie eingerichtet seyn soll, so verdient sie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenschule schuldig ist; und dennoch halte ich es für mühsam, die Beyspiele derer beyzubringen, welche durch die Schaubühne gebessert worden sind. Wir stehen dabey; wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleiden mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das standhafte Christenthum der Zayre sehen; werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir bessre Christen? Wenigstens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch sagen: Durch die Satyre erregen wir den Zorn andrer gegen uns; wir machen uns Feinde: Wäre es nicht also den Regeln der Klugheit gemäß, sich mit einer so gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis beynahe nicht, was ich hierauf antworten soll.

Die Wahrheit, so edel sie ist, macht dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtsam seyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit sagen wollte, und ich glaube, wer Satyren schreiben will, der muß seine Umstände wissen, und allerdings vorsichtig seyn. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieses sind ungefähr meine Gedanken von der Zulässigkeit der Satyre. Die Lehre von dem, was bey ihrer Verfertigung zu beobachten sey, ist von einem viel weitläuftigern Umfange. Ich will die umständliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unsrer mündlichen Unterredung aussetzen, vorizt aber nur etwas erinnern. Es würde schon genug seyn, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Absicht der Satyre gesagt habe. Soll diese Absicht

ſicht vernünftig ſeyn, ſo muß ſie ſuchen, die Laſter lächerlich zu machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beyzubringen.

Was alſo kein Laſter iſt, mit dem hat die Satyre nichts zu thun. Liſette ſchielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern ſinnreich heißen, und in einer Geſellſchaft die luſtige Perſon abgeben wollte, beobachtet an Liſetten dieſen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, ſo würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm geſunde und muntere Augen gegönnt hat; allein er iſt zu leichtſinnig dazu. Er will lachen; er will andre zu lachen machen, und Liſette muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner ausſchweifenden Einfälle ſeyn. Aber Liſette thut verliebt, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer wohllüſtigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehr wird ſie lächerlich; nunmehr giebt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satyre.

Eine der gemeinſten Regeln iſt dieſe: Die Satyre ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beyfall geben, und ſie ſcheint aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satyre auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Begriffe, meine Ausdrücke, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſeyn, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadle alsdann nicht die Perſon, ich tadle das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Abriß, welcher von dem ironiſchen Doctor in den Beluſtigungen gemacht worden iſt, ſo werde ich viel mehr gerühret, wenn ich an Argantan denke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn

gedacht,

gedacht, um das Bild eines leonischen Doctors *) recht nach dem Leben zu schildern. Deswegen aber darf ich nicht sagen, daß dieses eine Satyre auf Argantes sey. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben so, wie unser Argant, ihre faule Unwissenheit unter dem Doctorhute verbergen wollen.

Gemeiniglich verstehen wir unter dem Worte Laster nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz und die Wohllust. Ich glaube, es giebt noch einige Sachen, welche man so gar füglich unter eines von diesen dreyen Lastern nicht bringen kann, und mit denen die Satyre doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig, oder gar wohllüstig nennen können, wenn das Frauenzimmer in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten sind nicht lasterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satyrenschreiber unverwehrt, über beyde zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrsamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart spotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt ist, und die man den Stylum curiae nennt, der würde unrecht handeln: Wenn aber Javolenus an seine Schöne ein Schreiben schickt, das einer Rüge ähnlicher sieht, als einem Liebesbriefe; so ist Javolenus ein Pedant. Er ist nicht lasterhaft, er verdient aber doch, daß man ihm seine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satyre die Laster der Menschen straft; so vertritt sie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber diese

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, 1 Th. S. 525.

diese keine Vorstellung noch einiges Ansehen der Person leidet: also könnte es auch scheinen, daß die Satyre keines Menschen schonen dürfe. Wenn ich dieses behauptete, so würden sonder Zweifel sehr viele, und vielleicht die meisten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz andrer Meynung. So verhaßt mir die Lügen ist, so unbesonnen scheint es zu seyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillschweigen so wohl meinen Pflichten, als der geselligen Klugheit, Genüge thun; so thue ich am besten, wenn ich schweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu lassen, als meinen Glauben zu verläugnen: Würden Sie aber denjenigen nicht für unsinnig halten, welcher seinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er sterben möchte? Die Pflichten gegen uns sind stärker, als die Pflichten, welche wir andern schuldig sind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns selbst augenscheinlich zuziehen, ist wichtiger, als der ungewisse Nutzen, den wir durch eine unbedachtsame Satyre zu schaffen suchen. Ich mag hier nicht untersuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Absicht haben, zu nutzen. Vielleicht ist es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht ist es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man sich selbst betrügen! Es giebt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie sich, dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andre Fehler übrig, womit sich Ihre Satyre beschäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für strafenswerth achten? Stellen Sie sich aber zween Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde

und entblößt liegen sehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarschaft herzu; er zeigt ihr an seinem Vater, wie schändlich die Trunkenheit sey, er weist ihr dessen Blöße. Der andre wendet sein Gesicht ab, er bedeckt den entblößten Vater. Welcher von diesen beyden Söhnen ist wohl der vernünftigste?

Von der Schreibart, deren man sich in der Satyre zu bedienen hat, will ich nur noch ein Paar Worte sagen. Mein Vortrag muß ordentlich seyn; denn ich will andre überzeugen. Er muß nicht ausschweifend seyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht seyn; denn ich will den Verstand meiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen. Alle niederträchtige, alle anstößige Schreibart muß ich sorgfältig vermeiden; sonst werde ich mehr schaden, als erbauen. Viele glauben, recht beissend zu schreiben, wenn sie schmähen und schimpfen. Allein, dieses schickt sich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laster und Fehler der Menschen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man sie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Koth werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches besonders Ihnen nützlich seyn kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worinnen Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An diesem Orte müssen Sie die Laster strafen; aber hüten Sie sich, daß Sie sie nicht alsdann lächerlich zu machen suchen. Sie werden mir diese Warnung zu gute halten. Ich weis Ihre Neigung, und kenne grose Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in diesen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man sich wohl gar so weit, daß man auf der Kanzel über solche Sachen eifert, welche

nicht

nicht einmal wider die Wohlanständigkeit sind, geschweige wider das Christenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche sehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten sagte, sie hätten

sechs Viehe vor dem Wagen
und sechse hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unsers Glaubens, so wußte ich niemals nicht, ob ich über die Ketzerey weinen oder lachen sollte. Dergleichen Vortrag ist allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht urbanlich. Ich will Ihnen ein andres Muster geben, da ich wohl wünschen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, also auch darinnen nachzuahmen sich bemühen möchten. Die Religionsspötter sind heute, welche wegen ihrer abgeschmackten Meynungen wohl verdienten, nicht überführt, sondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernsthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in seinen heiligen Reden vorzuhalten? Dieses ist die wahre Sprache eines geistlichen Redners. Wenn er von eben dieser Sache an einen vornehmen Mann schreibt, oder in andern Schriften handelt, so ist sein Ausdruck schon aufgeweckter, und in vielen Stellen satyrisch.

Ich will die weitere Ausführung dieses Satzes bis zu einer andern Zeit versparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelschriften überhaupt, und insonderheit von der Kanzelsatyre, durch neuere Exempel zu erläutern.

Von Unterweisung der Jugend. *)

Ich habe unsern gestrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Hermann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen, warum es so schwer sey, eine gründliche Gelehrsamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß so wenige unter den Gelehrten den ansehnlichen Titel verdienen, mit welchem sie ihre Blöße sorgfältig zu bedecken wissen?

Die von dir angeführten Ursachen sind wichtig genug. Die blinde Liebe der meisten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu ansehnlichen Mitgliedern des gemeinen Wesens zu machen. Der Sohn muß studiren, damit er Doctor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas Rechtschaffnes zu lernen. Er lebt also sich zur Last, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieser ein Schneider geworden; so würde er gewiß sein Brodt verdienen, da er anitzt von der Sparsamkeit seiner Vorfahren, oder dem Einbringen seiner Frau leben muß.

Du hast recht, mein Freund; vielleicht aber giebst du mir auch Beyfall, wenn ich eine Ursache anführe, welche noch allgemeiner ist.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unsrer Jugend zu der Gelehrsamkeit beschaffen ist. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Aufsicht der Frauenzimmer,

*) S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes, Weinmonat, 1742.

zimmer, welche glauben, sie haben genug gethan, wenn sie uns reinlich halten, wenn sie uns lesen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr ist es Zeit, daß man uns der Aufsicht eines Hofmeisters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt ist; darnach fragt man eben nicht. Aber: wie viel verlangt der Herr für seine Mühe? Das ist unsre erste Sorge. Der Wohlfeilste bleibt allemal der Beste. Dieser führt uns eben den Weg, welchen er selbst unter so vielen Seufzern und Thränen gegangen ist. Ein Gelehrter muß die lateinische Sprache verstehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt also eine Grammatik, welche die beste zu seyn scheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweisung fassen wir eine Menge dunkler Kunstwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verstehen, als die Sprache selbst, die wir daraus erlernen sollen. Endlich überwinden wir diese Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebst andern Büchern, zu lesen, und unsre Väter weinen vor Freuden, wenn sie sehen, daß ihre Kinder im zwanzigsten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verstund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder besser zu sagen, der lateinische Sohn, auf hohe Schulen. Du darfst von ihm nicht verlangen, daß er in der alten und neuern Geschichte, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunst, und dergleichen erfahren seyn, und einen Vorschmack von der Mathematik, Weltweisheit, und andern Wissenschaften erlangt haben sollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt: er hat müssen Latein lernen. Es würde lächerlich seyn, wenn du ihn fragen wolltest, ob er deutsch verstünde? Ob er einen guten Brief schrei-

den könnte? Er ist ja ein Deutscher, er ist in Meissen geboren; sollte er nicht deutsch verstehen? Von der griechischen Sprache hat er noch zur Noth so viel begriffen, als er auf der hohen Schule binnen drey Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geschwind verlaufen diese! Er muß eiligst nach Hause. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr ist unser Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieses die gewöhnlichste Art sey, unsre Jugend zu unterweisen? Du wirst es nicht läugnen können; du wirst aber auch zugleich gestehen müssen, daß solches die wahrhafte Ursache sey, warum nur so wenige sich eine rechtschaffne Gelehrsamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darinnen, daß wir glauben, wer die lateinische Sprache verstehe, der sey ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derselben diejenige Zeit versäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden sollten.

Aber soll ein Gelehrter kein Latein verstehen? Dieses ist meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieser Sprache eben so stark seyn müsse, als in seiner Muttersprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derselben so schwer machen?

Der alte Richard, welcher gestern in unsrer Gesellschaft war, soll mir zum Beweise meines Satzes dienen. Du kennst seinen Sohn, der anitzt durch wirkliche Verdienste unter den Gelehrten eine ansehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieser das sechste Jahr erreicht, als ihn sein sorgfältiger Vater, der Aufsicht eines jungen Menschen anvertraute, welcher ihm die nöthigsten Gründe unsers Glaubens beybringen, und ihn zu einer wohl-

anstän-

anständigen Aufführung angewöhnen sollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieser fragte, das mußte, so viel es möglich seyn wollte, in lateinischer Sprache geschehen. Jede Sache, die im Hause, auf der Gasse, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinsten Geschäffte, welche täglich verfielen, wurden auf lateinisch benannt. Diese Bemühung gieng glücklich von statten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard schon vermögend, sich in der lateinischen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wissen, warum er seine Worte eben so, und nicht anders setzen müsse. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmsten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache schon verstund, so faßte er diese in wenigen Monaten. Die griechische Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wissen unentbehrlich. Weil aber sein Vater meynte, es sey eine gelehrte Eitelkeit, griechisch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; so schien es genug zu seyn, ihn nach den ordentlichen Regeln so weit zu bringen, daß er alles verstünde, was griechisch abgefaßt wäre. Er erlangte auch solche Geschicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieses nicht zu einem Hauptwerke machte; so blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künsten und Wissenschaften Unterweisung zu geben. Nach unsrer heutigen Einrichtung ist es eine bekannte Sache, daß die französische Sprache vielmals weit unentbehrlicher ist, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm also einen Franzosen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm sein Hofmeister, schon in den ersten Jahren, bloß durch Gespräche, wo nicht eine Kenntniß

von der Historie, dennoch eine Lust dazu beygebracht; so war es nachher um so viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die ältere Geschichte wurde nicht vergessen; die neuere aber, und besonders die Geschichte seines Vaterlandes, blieb allemal der Hauptzweck. Die größern Schriften der lateinischen Redner und Poeten wurden zugleich sorgfältig durchgegangen, nicht so wohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzusehen. Hierdurch lernte unser Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Ursachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine solche Art wohl leichter fallen, als auch in seiner Muttersprache die Geschicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten so wohlanständig ist? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey, so weit er nämlich bey seinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorsicht, die Kräfte seines Verstandes und Nachdenkens durch die mathematischen Wissenschaften zu schärfen und in Ordnung zu bringen. Zu seiner Gemüthsergetzung ward ihm ein Tanzmeister und ein Zeichenmeister nebst andern Künstlern gehalten, und Richard ist dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leserlich und zierlich schreiben müsse. Wenn ich davon noch nichts gesagt habe, wie sorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in seinem Christenthume unterwiesen; so darf man darum nicht denken, als ob dieses verabsäumt worden wäre. Du, kennst seinen vernünftigen Vater, das ist schon genug. Auf solche Weise ward der Grund zu derjenigen Gelehrsamkeit gelegt, welche Richard nunmehr besitzt. Nur dieses muß ich noch erinnern, daß man ihn erst im neunzehnten Jahre auf die

hohe

hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyspiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sey? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die deutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du gewesen, als du deutsch reden konntest, und entsinnest du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner Franzosinn zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich so zeitlich zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? Wie viele giebt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf der Katheder, aber nicht, wie sie in der Küche lateinisch reden sollen? Wir beyde haben studirt; wir lassen uns beyde Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Hermann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andre in ihrer Jugend besser angeführt worden; so würde es uns und andern an der Geschicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdessen will ich dir doch ver-

schiedne aufweisen, welche diese Geschicklichkeit wirklich besitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, solche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweisen, entweder selbst nicht verstehen, oder aus Geiz die nöthigen Kosten scheuen. Du kennest jenen Vater, welcher mehr auf seine Pferde wendet, als auf seinen Sohn. Er scheuet keine Kosten, seinen Pudel recht abrichten zu lassen; wenn er aber dem Lehrmeister seines Sohnes ein Quartal bezahlen soll, so geschiehet es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unsrer Kinder, daß unsre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweisung derselben ankäme; so würden wir hierinnen eher verschwenderisch, als karg seyn, und ich weis gewiß, es würden sich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leisten, was ich von einem Lehrmeister gefodert habe. Bedächten wir aber auch, daß sich von unsern Kindern nur diejenigen den Studien widmen sollten, denen die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat; so würden wir sehen, daß es sehr leicht sey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweisen, welche mir die vernünftigste zu seyn geschienen hat.

Frus.

Irus.

Eine lucianische Erzählung. *)

Irus, der verlaßne Irus, dessen Nahrung in Brode und Wasser, die Kleidung in einem zerrißnen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh bestund; dieser ward auf einmal der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Die Vorsicht riß ihn aus dem Staube, und setzte ihn den Fürsten an die Seite. Er sah sich in dem Besitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erstarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Pallast war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren seine schlechteste Kleidung, und seine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles dessen nennen, was die wohllüstige Sorgfalt der Menschen zur Unterhaltung des Geschmacks ersonnen hatte. Eine unzählbare Menge schmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes; so hielt man denselben schon für glückselig, und wer seine Hand küssen durfte, der schien allen beneidenswürdig zu seyn. Er glaubte, der Name Irus sey ihm ein beständiger Vorwurf seiner vormaligen Armuth; er nannte sich also Ceraunius oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über diese edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Wintermonat 1742.

zum Spotte den armen Irus genannt hatte, dieser hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt gewesen, itzt aber von allen mit einem schmeichlerischen Beyfalle angenommen wurde: Jupiter hätte sich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochsen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu geniessen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man schwur bey seinem Namen, und die Priester waren beschäfftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Ceraunius, dieser ehrwürdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka sey. Toxaris, sein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparsamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erste Opfer seiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn schon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, dessen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Priester verspottet, und durch ungerechtes Gut seine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geschmissen, und zu einem schmählichen Tode verdammt. Seine geängstete Frau, seine unschuldigen Kinder warfen sich mit Thränen zu den Füßen unsers unempfindlichen Tyrannen; aber umsonst. Toxaris mußte sterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb sein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an seiner Glückseligkeit. Er wollte sich vermählen. Die Vornehmsten des Landes waren bemüht, in seine Verwandtschaft zu kommen. Menippus war allein so glücklich, daß Irus auf seine Tochter Euforbia die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angesehenen und reichen

Menip-

Menippus sein eignes Glück noch mehr zu befestigen; und Euforbia war schon genug, sein Herz einzunehmen. Ihr lockichtes Haar, ihre erhabne Stirn, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Brust, ihr majestätischer Gang, kurz, ihre ganze Gestalt, hatten den hochmüthigen Irus gefesselt, und alle Dichter in Ithaka schwuren, daß Venus mehr als einmal über diese Schöne eifersüchtig geworden wäre. Die Vermählung geschah. Der große Sohn des Jupiters eilte, seine Geliebte zu küssen. O! sprach er, indem er sie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

Hier erwachte Irus; seine Glückseligkeit war nur ein Traum gewesen. Er lag noch auf eben dem Strohe, worauf er sich gestern gelegt, noch unter eben dem zerrißnen Mantel, womit er sich den Abend zuvor bedeckt hatte. Ceraunius war verschwunden, und der unschuldige Tozaris lebte noch.

Eine Todtenliſte,

von

Nicolaus Klimen,

Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen *).

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich itzt meinen Leſern mittheile. Unſer berühmter Klim hat ihn geſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es ſeine eigne Arbeit ſey, wenn man nur dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einſehen gelernt hatte. Als Küſter beſaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er ſich als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß unterſchiedner Perſonen, welche Zeit ſeines Küſteramts in Bergen geſtorben ſind. Er ſagt von einer jeden ſeine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Charakteren unparteyiſch geweſen ſeyn. Es wäre zu wünſchen,

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1743.

ſehen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten, und beym Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen zu lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als Hochedle, Hochgelahrte, Hochweiſe, Ehrſame und Tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwiſſenheit, bey ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unſre Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbauet werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder gebohren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſey. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben der Anfang, und vermuthlich ein groſſes Stück davon verloren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen,
am $\frac{1}{12}$ des Wintermonats 1742.

B. Abelinſon.

. . . . . .
. . . . . hochmüthig,
. . . . . geizig;

er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines

lan-

langen Rocks zu denken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich gewesen seyn.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsre Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine christlichen Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreicht haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salzen und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Kapellans, welcher drey Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, so bald stunden sie alle neun auf seinem Zedel. Sie hatten auch Ursache, gehorsam zu seyn; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen, und ihm bey seiner sauren Arbeit vorspannten; so schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bey Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des

Bräu-

Beautigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wußte er ihn doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Deutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daß er von seinem Verstande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehn Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz, und einen zerrißnen Mantel.

Simante Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Parteyen mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daselbst nicht erschien, der war sachfällig; wer aber den größten Braten schickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu seyn, so mußten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bey ihm freyen Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm Brahe. Schon im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meynungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn

sein

sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daß er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schließen, welche er unter dem Titel eines Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leyer Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen; so weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hans Erichson, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte

in seiner Studierstube zwey und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermißt, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führet: Unumstößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich erschaffen sey.

Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte; so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten curirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andre Todtengräber, diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernet, war von einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wohllüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im Uebrigen aber ein Philosoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Erich

Horns. Ich meine seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehntausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet; so würde er seinem Vaterlande zur Last gereicht haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstund, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hätte, welches nicht er, sondern seine Vorältern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen; so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterließ seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu folge mußte ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daß er gestorben sey.

Nilson Scribbens. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bey ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, so bald fieng er auch an, Bücher zu schreiben. Aus der Größe seiner

Schrif-

Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zwey oder drey Bogen war ein untrügliches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689 schrieb er die Universalchronike aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwolf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil bestund im Schworen. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drey falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Schelmen und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigent-

lich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deswillen glaubte er, er sey geschickt, alles zu beurtheilen, es möchte seyn, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen, wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt; so würde er auf ihrem gelehrten Kampfplatze der beste Masbakus gewesen, und wenigstens für dreyßigtausend Ricatu verkauft worden seyn.

Ursel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich scheint, dieselben aus einander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe besonders drey Zeitpunkte festsetzt.

Der erste geht bis in ihr dreyßigstes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unsrer einfältigen Muttersprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterey bestund. Sie ließ sich anbeten, und schien doch unempfindlich dabey zu seyn. Man mochte sie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerschwangre Wolken heißen, ihre Brust mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that sie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter

beter bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven ſchuldig wären, und dieſe hielten es ſchon für ein groſſes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolch; ſie leben aber noch alle, dem Himmel ſey Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichre, daß ich in meiner Jugend ſelbſt einer von denen geweſen bin, welche unter dieſen verliebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieſes Geſtändniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuzkirche, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus der Philoſophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht, die norwegiſchen Schönen würden eben ſo wohl mit ſich reden laſſen, als jene. Ich wählte bey meiner erſten Anrede an dieſelbe die zärtlichſte Stelle aus dem Anakreon; es ſchien aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerührt. Ich ſtrich meine Verdienſte heraus, und erzählte ihr, daß ich drey Diſputationen von den Pantoffeln der alten europäiſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit wegen, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät bekommen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar trug, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beſchwure ſie bey dem Rocken der Parcen, ſie möchte mit mir Er-

barmung haben; aber umsonst; Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daß ich halb rasend von ihr gieng. Kurz darauf geschah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magister Eduarden, vertraute; denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateinischen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsre Sigridinn. Diese bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben so wohl von Fleisch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen, und Disputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte diese Sprode so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollsteinische Edelmann ist noch vielen bekannt; er hätte freylich sein Wort halten sollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreyßigstes Jahr aus. Nunmehr kommt der andre Aufzug, und die Rolle, welche sie darinnen bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als diejenige. Mich dünkt, das

das dreyßigste Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schönen finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer Sigridinn. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fieng sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, daß er sie die Chronike von Bergen nennte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben

ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth sie in Verzweiflung, und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, schien ihr ein Abscheu und eine Mördergrube zu seyn; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sey der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah. Schwefel und Pech würde das Geringste gewesen seyn, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfiengen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menschen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Wiederfuhr jemanden ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung; so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und der sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen, sterben; denn er war ein Gräuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie niemand haben; darum gieng sie einsam, und verschloß sich in ihr Kämmerlein, und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterließ in den Nasen ihrer Mitschwestern

einen

einen ſtarken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch dieſe Erzählungen zu viel, ſo bin ich gewiſſermaßen zu entſchuldigen; denn ſie hat mir es in meiner Jugend auch ſauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateiniſcher Mann, und geſchworner Feind ſeiner Mutterſprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegiſche Sprache in Aufnahme bringen, und gewiſſe Regeln der Schreibart feſtſetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Dryter, oder Titer ſchriebe; und wer ihn bereden wollte, mir das erſte ſey recht, den hielt er wenigſtens für einen Grillenfänger. Wenn er aber ſah, daß jemand im Lateiniſchen ein D für ein T ſetzte; ſo ſchlug er die Hände über dem Kopf zuſammen, und vergoß die bitterſten Thränen über den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweiſen konnte. Niemand verdiente, nach ſeiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigſten einen auctorem claſſicum edirt hatte. Er ſchrieb eine kritiſche Unterſuchung der Frage: Ob Horaz die trieſichten Augen von dem Rauche ſeiner Oellampe, oder von den geſalznen Fiſchen bekommen habe, die er in der Jugend bey ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meynung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er ſich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma

in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod. Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt; aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, daß er mit ins Feld rücken sollte; so bald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Statt ein Attestat vom Stadtphysikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und von dieser Krankheit vermuthlich nichts eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hause nicht müßig; denn er trank alle Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Kameraden, die im Felde stunden, deren Wohlseyn er dergestalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von seinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daß er seine Hände niemals mit Blute befleckt hätte. Im übrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden ließ. Es ist eine bloße Verläumdung, daß ihm unser Pfarrer Schuld gab, er sey ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daß er allemal über das andre Wort sagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er

gerieth

gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Officier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmuthiger Wäderhat war im Mutterleibe vorwahrloft, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausforderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Kaum im Frühjahre bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andre natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daß er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Burgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welcher damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften Miene und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Kopenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er

erklärte

erklärte sich bey seiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren als Mägdleinschulmeister an der Barfüßerkirche sein Brodt verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an sein Ende mit der größten Ernsthaftigkeit und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sey erfüllt: denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt; ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Segbersell, war aus einem adelichen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden gieng er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Kreatur war. Aus dem Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel; denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstand. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücken, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daß dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen

 sei-

seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen andrer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft nichts nütze. Seine Wirthschaft ward sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saß er bey Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadeliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Processe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Kapellan in der fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zugienge. Er sagte aber: wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey seyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könne ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne schmälen, und mit seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm aussetzen wolle.

Lisso

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen: er stellte sich aber so dumm dabey an, daß man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese große Blodigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er schickte sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluß ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte studiren; er lebte auch wirklich sechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Universität zu Kopenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte sein Vater so wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sey. Er behielt ihn bey sich, und war zufrieden, daß er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterließ ihm ein ansehnliches Vermogen. Kaum war er in dem Besitze desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit besitze, jährlich dreytausend Thaler Renten zu heben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand

er

er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr seine Excellenz, der Herr Strandrath, auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als daß er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten. Er setzte sich also in einen Wagen, und zwey nunmehr Pferde schienen recht stolz zu seyn, daß ihnen die Ehre gegonnt ward, diesen theuren Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt; in seinem Umgange that er sehr geschäfftig; er hatte aber in der That itzt viel weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner futterte, nunmehr aber nur seinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verstand zu verspüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, daß er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bey sich gemerkt habe, daß er zu etwas größerm, als zu einem Schulfuchse, gebohren sey. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergestalt geschwächt, daß er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach seines Vaters Tode, das Gnadenbrodt gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, daß sein Vater ein Schneider gewesen wäre; Adler zeugten nur Adler; und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in dieser Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigster Devotion, überreicht wurden, weiter nichts,

als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläuftig; so sagte er, es sey ein Carmen von einem guten Geschmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch niemanden so nahe gegangen, als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stund; so würde der Verlust unersetzlich seyn, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen wäre.

Karl Hunding. Dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seufzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestickte Weste hielt er für eine Todsünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß sie uns an den klägslichen Fall der ersten Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen; und je mehr diese zerlochert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle seine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vater Unser umsonst; denn die Gottseligkeit, sagte er, sey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs Aeußerste gebracht,

brachte, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun; so brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brodt ansprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daß er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären fressende Kapitalien. Als sie zum fünftenmale in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er Bonis crediten wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse bankerot werden, er sey auch so ehrlich, als er wolle. Stand ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schön ausgesehen hätte; auf solche Weise aber fanden sich verschiedne Liebhaber ihrer Waare, und sie verstand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu seyn; denn er meynte, es müsse jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne also mehr dabey, als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er sich nicht so wohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß sie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber

diesem Fehltritt begangen hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heyrathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr liederlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als funfzehn pro Cent nahm, so mußte auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bey gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts, als Interessen, von bösen Schuldnern, und seinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdischen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen; es thut nach itzigem Cours nicht mehr, als ein und drey Quart! Dieses waren seine letzten Worte, und er verschied.

Seine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungesunden Gebüte zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbußfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daß sie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte, und solche Formeln, welche etwas Verwirrtes in sich faßten, wären ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst gelaßne Vernunft

nicht

nicht verſtand. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar mit unter das Ceremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſelinerkloſter viel Gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bey ihr ausſtehen; denn wenn ſie betete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſo gar mitten in der Andacht ein Paar Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich; wenn ſie auch bey dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrey einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch mehr gerühret, als wenn unſer Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Thorn ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann, auf alle ein chriſtliche Weiſe, und war dabey ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Friedlev Frohton. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch itzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meynung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine

ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß sein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upsal oder zu Kopenhagen geschehen sollte, welche Ungewißheit ihm viele schlaflose Nächte machte. Schon im Geiste stellte er sich vor, wie ansehnlich der junge Herr Doctor Frohton in einer sammtnen Weste einher treten, und den Glanz seines väterlichen Hauses empor bringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, daß er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Klystier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen; so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivart Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiße beschauete, daß er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgange mit Menschen, zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daß er seiner selbst vergaß. Mehr als einmal geschah es, daß er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hosen ausgieng. Wer ihm begegnete,

nete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wußte seine Seele nichts; denn der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche; er gieng auf mich los, packte mich bey der Halskrause an, und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir: »Die eccentrische Anomalie »ist der Bogen des eccentrischen Zirkels zwischen der Linie »Apsidum; das sollte Er lange wissen, und ich schäme »mich, daß ich es Ihm erst itzt sagen muß.« Darauf gieng er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken stehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit, die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondenfinsterniß zu besorgen hatte, so konnte sie gewiß glauben, daß er an sie nicht denken würde.

Schreiben
eines
Gratulanten an den Autor;
nebst den
Gedanken des Autors
darüber *).

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeicheley gestehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, so oft Sie mir auf der Gasse begegnen. Sie sind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweisen will, gleiches Recht zu diesem prächtigen Titel habe, so glaube ich, ein Autor kann den andern so wenig, als vormals bey den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen ansehen. Sie schreiben aus Liebe zum Vaterlande; und so oft ich die Feder ansetze, so oft ist dieses meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leser mit einer patriotischen Miene versichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichste Neigung gegen das menschliche Ge-

*) Unter dem Namen, der Autor, sind verschiedne Stücke in die Belustigungen des Verstandes und Witzes eingerückt worden. Gegenwärtiges findet sich daselbst im Hornung 1744.

[illegible] gebracht, ihre Glückſeligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und ich laſſe mir in dieſem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, iſt ſo ſtark, daß ich mich für die vollkommenſte Kreatur unter der Sonnen halte, meine Schriften niem[illegible] ohne Bewunderung anſehe, und ihnen den billigen[illegible]orzug einräume, welchen ſie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs ſo genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke gedenken kann, welche künftig die Preſſe verlaſſen werden. Sie ſchreiben, ohne zu denken, (wenigſtens ſuchen Sie uns dieſes zu bereden,) und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie, nach meiner Einſicht, dieſen Charakter mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu behaupten wiſſen. Mir aber läßt dieſes, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das Zeugniß, daß man gleich bey dem erſten Anblicke, bey den erſten Worten, die ich rede, auf die ſinnlichſte Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erſchaffen zu haben ſcheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu ſeyn; denn ich bin im Stande, viel Stunden hinter einander eine ganze Geſellſchaft zu unterhalten, ohne daß man die geringſte Spur eines Nachdenkens in mir entdeckt. Ich glaube, dieſes würde genug ſeyn, Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wiſſen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebſten von ſich ſelbſt redet, und um deswillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht ſehr irre, daß Sie der Himmel mit aller der-

jenigen Herbheit ausgerüstet hat, welche Ihnen und Ihren Herren Collegen, in diesem streitbaren Jahrhunderte, so unentbehrlich ist. Aber sollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; so würden Sie an mir einen deutschen Burmann, einen kritischen Hanhuzen, mit einem Worte, einen solchen Kunstrichter finden, der an Dreistigkeit, und, wenn ichs sagen darf, an Unverschämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unserm Vaterlande so manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Absicht weiter, als daß Ihr Name unsterblich, und die Bewunderung der spätesten Nachwelt seyn möge. Dieses ist der einzige Umstand, in welchem ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich schreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigstens scheint mir derjenige eine sehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte und einem leeren Magen der Unsterblichkeit entgegen sehen muß. Ich bin für das Vaterland geboren, und mein Vaterland ist für mich da. Die Pflichten gegen mich selbst bleiben mir allezeit die stärksten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieses freye Bekenntniß bey Ihnen zum Nachtheil gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es aus der Erfahrung, daß sie niemals großmüthiger thun, als wenn sie die Freygebigkeit des Verlegers zur Unsterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieses alles im Voraus zu sagen; denn nunmehro werden Sie wohl einsehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein solcher Autor bin, dem sein Leben so lieb ist, als sein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringsten

zwei-

zweifeln, so darf ich Ihnen nur ein Wort sagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünschender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mäcenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein anderes Fest zu begehen, deren ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefsten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Ursache, verharre, der unterthänigst gehorsamste Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht so aufrichtig erklären, wenn Sie nicht selbst ein Bekenntniß von Ihrem guten Geschmacke in der Poesie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anspruch machen dürfen. Leute, welche die Poesie zu andern Dingen, als zum Gratuliren und Condoliren anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunst so wenig entdeckt sind, daß sie ihnen nicht, statt aller Wissenschaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünschen, für so geringe halten, daß sie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; solche Leute, sage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben so wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft stehen. Da ich aber hiervon völlig frey bin; so werden Sie gegen Ihren Mitbruder sehr barbarisch seyn, wenn Sie mir bey meinen Umständen, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleiden versagen wollen. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geschmack an den schönen Künsten und Wissenschaften leider in großen Verfall gerathen ist. Es verlohnt sich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles ersprießliche Wohlergehen anwünscht. Ich erinnere mich der glückseligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, sich ohne unsre poetische Einsegnung zu Bette zu legen. Kein Magister

dürfte sich unterstehen, mit gutem Gewissen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigstens ein Dutzend gedruckte Zeugnisse von dem Besitze der sieben freyen Künste aufzuweisen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt und an dem Absterben unsrer Nebenmenschen eben so viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, so schwuren wir, so lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauses, so wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, so war keine Muse auf dem Parnasse, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlseligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Geld. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn so bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weise Vorsehung seiner Mama, zum Priester der Gerechtigkeit eingeweihet wurde; so zog ich diese graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ sie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung solcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremde sind, aber doch noch bekannter seyn würden, wenn Sie so, wie ich, unter Reimen und Wünschen, grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückseligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche sich derjenigen Jahre mit Wollust erinnern, da sie der Gegenstand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke gewesen, aber eben um deswillen ein gerechtes Mißfallen empfinden, da sie nunmehr ihre Schönheit ver-

verschwunden, und sich von der Menge ihrer Anbeter verlassen sehen. Wenn es so fortgeht, so muß ich der unglücklichste Mensch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freyet, man stirbt, man wird geboren, und alles dieses ohne mich. Nichts Böses soll man den Leuten wünschen; wünschet man ihnen aber etwas Gutes, so wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und sind unsre verstockten Mitbürger nicht selbst Schuld daran, wenn sie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es sind itzt die letzten Zeiten, und die Atheisterey, die Philosophie, der Undank . . . . O mein Herr, die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten Sie mir meinen Eifer zu gute: Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches sich um tausend gute Wünsche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche sie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft seyn, wenn sie ein Gratulantenspital errichtete? Wenigstens sollte es mir ein besondres Vergnügen seyn, wenn ich den vorüberreisenden Fremden die Armenbüchse vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünschen sollte. Denn ich bin das Wünschen gewohnt, und um deswillen sollte mir diese Arbeit nicht schwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieser gute Vorschlag jemals zu Stande kömmt, und um deswillen wird es nöthig seyn, daß ich auf andere Mittel sinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorschlag gethan, daß

daß ich um die Stapelgerechtigkeit ansuchen sollte, vermöge welcher nur ich allein, und sonst niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freyheit haben sollte, meinem Nächsten etwas Gutes zu wünschen. Allein zu geschweigen, daß mir dieser Vorschlag ein wenig zu weitläuftig aussieht; so fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünschenden Mitbrüder in die erbärmlichsten Umstände setzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie sind berühmt, mein Herr Autor. Sie sind in den witzigsten Gesellschaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck sind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglücklichen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünschen bersten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Lesern zu freygebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu singen habe; so werden sich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde besitzen, besungen zu werden. Umsonst können sie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will sie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienste meiner Helden noch nicht weis, so gehört dieses doch nicht zur Hauptsache. Ich bin versichert, sie werden nicht unerkenntlich seyn, und schon dieses ist lobenswürdig genug. Damit Sie aber auch wissen mögen, wie viel Sie sich von meiner Fähigkeit zu versprechen haben; so will ich Ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath schöner Gedanken, wovon die meisten bereits ausgearbeitet sind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf seine besondern Umstände eingerichtet haben, oder wäre er etwan

gar so glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu sinnreichen und tröstlichen Einfällen Anlaß giebt; so bitte ich, mir solches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar seyn, Sie können sich darauf verlassen; und ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, so sollte ein ganz Dutzend Götter zu Ihrem Befehle stehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe stehe gleich dabey, und Sie werden finden, daß sie billig ist. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liste

einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte Apollo. 1 Thlr. 8 gl.

2) Der jauchzende Pindus über die höchstunvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieses ist um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.

3) Historisch-genealogische Nachrichten, wie viele aus Versehen den Gradum angenommen. Erster Theil. Der zweyte Theil soll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk sehr weitläuftig wird. 2 Thlr.

4) Le jour sans pareil, oder die Sonne in Galla, bey dem höchsterwünschten Geburts- und Namensfeste

feste ꝛc. ꝛc. kostet wegen des französischen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.

5) Die träumende Clio. 1 Thlr. NB. Dieses ist eine spitzige Satyre, und muß ohne Censur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieses Feld gewagt; aber zu itziger Zeit braucht man nichts, als Muth dazu.

6) Der Eselskopf, noch eine Satyre, nach dem heutigen Geschmacke, in der ironischen Schreibart abgefaßt. Ist nur für Leute, welche sich meiner Geschicklichkeit bey Streitschriften bedienen wollen. 1 Thlr. 12 gr.

7) Zwey Dutzend Sonnette von verschiedenem Inhalte, in welchen der letzte Vers allemal der schönste ist, weil der geneigte Leser daselbst aufhören kann. Das Stück 8 gr.

8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Pointen unterstrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch in Balen bezahlt werden.

9) Wohlgemeynter Himmelssturm bey dem glücklich erlebten neuen Jahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bey dem Grabe u. s. w. Bey der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwischen der Tugend und einer reichen Weste, entschieden von der liebenswürdigen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. s. w. ein Schäfergedicht, ist unter Brüdern 2 Thlr. 2 gr. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hy-

12) Hymen und die Reue, bey der im Himmel geschloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieses Stück will ich um 12 gr. lassen, weil es mir schon lange auf dem Halse liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltsamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeynter Wunsch, als der Wohledle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr, Herr . . . von . . der . . eifrigst Beflißner, auf der hohen Schule zu . . die schon längst verdiente hochste Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten sehnlichen Wünschen, rühmlichst erhielt ꝛc. Dieses Stück wird umsonst ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdiensten des ꝛc. ausgestellt von Alethophilo, kaiserlichen geschwornen Notario. Es darf sich niemand durch den Titel abschrecken lassen, denn es ist poetisch ausgeführt. 1 Thlr.

15) Die Blindheit des Schicksals, ein Leichengedicht. Ist durch und durch philosophisch, weil ich es selbst nicht verstehe, und wider die Anhänger der besten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müssen die Preise doppelt bezahlen, denn ich schreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedan-

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten.

Der rechtschaffne Mann! Wie sehr würde ich dem guten Geschmack aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Ansehen setzen könnte! Es ist ohnedem aus mit meiner Poesie; es ist ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorschläge, die er indessen von mir erwarten kann, sind leicht vorauszusehen. Ich bin der Autor; ich rathe also zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn sie seine Wünsche beysammen sieht! Wenigstens können doch die Einkünfte davon auf einige Zeit seine Seufzer hemmen. Sollte sich aber, weil der Geschmack sehr böse ist, kein Verleger finden; so will ich ihm eine Heurath vorschlagen, die ich vielleicht selbst suchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche schon vergangene Michaelmesse bey meinem Verleger eingelaufen, aus Versehen aber liegen geblieben ist, wird ihm mehr Licht geben.

Allerschönster Herr Autor,

Als ich gestern meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftsteller sich in der Allee sehen lassen, auch daselbst spatzierte, um aus der Gesichtsbildung die Gemüther der Menschen zu unterfuchen;

ihen; so begegnete mir eine ungemein artige Person, welche sich vor den andern allen unterschied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite gestemmt, und sah sehr ernsthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und schien sehr zufrieden mit sich selbst zu seyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefsinnigkeit beynahe hingefallen. Ich bin von Stund an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebster Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Feder und Papier wohl versorgen wollte. Ich sterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin,

Allerschönster Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn,

Elisabeth Contusch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufsicht stehe, so mag ich, ob ich gleich schon Doctorinn und Licentiatinn heißen könnte, doch keinen andern, als den Autor, heurathen. Ich lasse mir alle Morgen, bey dem Nachttische, wenn ich mir die Haare und das Gesicht zurichte, ein Stück von Ihren Schriften vorlesen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es ist, als wenn ich mir noch einmal so gut gefiele, wenn ich Sie ablesen höre. Wie ich mich erinnere, so hatte der Herr ein rund Gesicht, mit einer breiten Stirne.

Es ist nichts Gewisseres, als daß sich die Jungfer Contusch in ihren Muthmaßungen geirrt hat. Ich sage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht so viel Mühe kostet, daß ich nöthig hätte, dabey tiefsinnig auszusehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich spatzieren gehe, sondern meine Schreibtafel setzt mich in Stand, auch da zu schreiben. Unfehlbar hat ihr also ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Herr Client gewesen wäre! Ich weis von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld gestorben ist. Ich werde mir also ein besondres Vergnügen machen, zwo Personen zu vereinigen, die für einander geboren zu seyn scheinen. Wie artig wird es nicht lassen, wenn er ihr zu der Zeit, da sie sich das Gesicht zurichtet, seine Gedichte vorliest! Ich finde ohnedem in der Liste seiner Werke nichts Verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt sein poetisches Talent, von einer so gefälligen Seite verbergen wollte. Vielleicht stillt er mein Verlangen, wenn er wegen seines Magens in Sicherheit ist. Weil aber ein gewisser berühmter Schriftsteller sagt, daß man seit Erschaffung der Welt schon einige Beyspiele von dem Eigensinne des schönen Geschlechts aufzuweisen hätte; so könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contusch ihr Glück nicht erkennen, und eine Heurath ausschlagen wollte, wodurch sie alle Züge ihres Gesichts verewigen könnte. In diesem Falle ersuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn sorgen. Nach dem Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, ist es nunmehr Zeit, Streitschriften anzufangen. Ehestens werde ich meinen ersten Feldzug antreten. Mein Herr Client scheint über Ehre und

Schande weg zu seyn, und solche Leute sind zu brauchen. Man frage mich nicht, wo meine Feinde sind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böse, daß mich niemand böse machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Ursache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es ist aber mein Trost, daß es nur Kleinigkeiten seyn dürfen, weswegen wir Autoren das Recht haben, uns unsinnig anzustellen. Crede mihi, leuia sunt, propter quae non leuiter excandescimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam tristes agimus, serium est, nihil magnum. *Seneca.*

Beweis,

daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind,

bey einer gewissen Gelegenheit im Jahre 1797 verfertigt *).

Nein! Länger schweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunst spottet,
Ihr mit dem Falle droht, und sich zusammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich geduldig zugesehn,
Wie ihre Feinde sich verschwören, sie zu schmähn,
Wie weit die Barbarey in ihrer Wut gestiegen;
Und dennoch hab ich stets vor Furcht und Gram geschwiegen.

Vor diesem, wenn Lucil von Versen übel sprach,
So schlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungestrafter Hand, die Larve vom Gesichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war:
Mein reifender Verstand bemerkte die Gefahr.

Mein

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Wintermonat. 1741.

Mein scheuer Satyr sah das klägliche Geschicke,
Das Vers und Wahrheit traf; bestürzt wich er zurücke,
Warf seine Geißel hin, und fluchte seiner Kunst.
Die Muse winkte mir, und hielt mir ihre Gunst
Und mein Versprechen vor; sie drohte, mich zu hassen,
Verhieß, und bat. Umsonst! Ich schwur, sie zu verlassen;
Ich schwur, und hielt es auch. Doch endlich siegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und schweige länger nicht;
Die größten Fehler sucht, durch freches Splitterrichten,
Der schönsten Poesie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Des Phöbus Hofpoet und erster Günstling seyn,
Und der genennten Zahl, mit reingewaschner Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zusammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wähnt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;
Läßt er rund um sich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sentenzen:
So kömmt ein Zoilus, und ruft: »Der Dichter schwillt!
»Sein ganzes Vers ist Rauch, sein Kopf mit Dunst erfüllt.

»Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
»Im Paroxysmus singt, und Oden phantasiret.«

Wenn unser Seladon so süß und lieblich singt,
Und seiner Lalage Zimmt, Mosch und Bisam bringt,
Krystall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Kalmus kaut, und Ambra von sich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jesmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein West bey seiner Schönen weht,
Beklagt, daß seine Pein kein Thau, kein Balsam lindert,
Die neue Welt erschöpft, und die Levante plündert,
Zu sagen, daß sein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angesicht, das wie die Venus strahlet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meynt ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er so kostbar reimt? Was ist sein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, statt ihn zu preisen,
Eilt gleich, ihm seinen Platz im Tollhaus anzuweisen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Meke
Von Bürgern eures Reichs ein schnödes Urtheil fällt!
Straft sie . . . Doch haltet noch mit eurem Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke schnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;

Ja

Ja gar, o Frevelthat! . . . ja gar, ach, soll ichs sagen!
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Versen jagen.
Eilt, Musen! Reißt den Blitz aus eures Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und siegt, und schlagt die Feinde nieder,
Und schützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutscher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Musen redlich liebt!
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutschlands heißet,
Und euch vor Hunger schützt! Denkt, was man euch entreißet,
So bald man euch den Reim, den Witz der Verse, nimmt!
Daß unser großer Bav noch seine Saite stimmt,
So manchen Namenstag in Demuth festlich fevert,
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erleyert;
Daß Mäv, der unsre Stadt durch seinen Ruhm erhebt,
Er, seiner Brüder Schmuck, im Ueberflusse lebt;
Daß Clelia nicht stolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umsonst nach ihren Küssen schmachtet;
Daß Ctentor sich mit Lust im Kupferstich erblickt,
Und sich die halbe Welt vor seinem Lorbeer bückt;
Daß itzt mein Pegasus nicht darf so ängstlich schäumen:
Dies alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.

Die Wahrheit schützt den Satz. Nehme einen
Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das schönste Liederbuch,
Das zierlichste Sonnet, das längste Hochzeitcarmen;
Und streicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn
Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Nur Scherze, sonder Kraft, ein frostigs Wörterspiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geschwätz, das man beym Pöbel besser höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erschafft!
„Der Reim? Wie? Dieser Zwang, der das Gedicht
entseelet?“
So wirft ein Tadler ein. „Der Henker, der uns quä-
„let,
„Der Ordnung und Verstand auf seine Folter streckt,
„Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angst erweckt,
„Selbst den geduldigsten der Leser oft ermüdet,
„Der Wahrheit und Natur in schwere Fesseln schmiedet.
„Das Feuer . . .“ Frevler, schweig! Des Zwanges
Mühsamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du sprichst, ist Neid.
Wie sollte wohl der Reim Verstand und Ordnung hin-
dern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geist und Feuer
mindern?
Geh! Zähle selber nach! Steh! viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde spricht,
Daß sie den größten Schmuck aus alten Dichtern ste-
len,
Daß ihnen Feuer, Geist, Verstand und Ordnung fehlen;

Sie

Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar so mancher sitzt,
Und voll Verzweiflung bey seinem Hübner schwitzt,
Ein Dützend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Quaal, kein glückliches Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu; ich seh es wohl an mir.
Was ist es aber mehr? Ein inniges Ergetzen,
Wenn man den Reim erhascht, weis alles zu ersetzen.

Wie oft, wie glücklich zeigt des Reimes geheime Macht
Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht!
Gesetzt, es schlösse sich der erste Vers mit Wonne:
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne,
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beschreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwischt den grossen Bär, besinnt sich auf Callisten,
Verflucht die Eifersucht, beseufzet, daß die Christen,
(Gleich brachte mich der Reim auf unser Christenthum,)
Beseufzet, daß die Welt so wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe strebt, und saget uns zur Lehre,
Daß sich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieser Kunst, gestehts, daß ihr irrt!
Hört selbst, wie schlecht ein Vers dem Ohre schmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, bloß zu scandiren!
Versuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
»Tartüff, der alte Schalk, betrüge die ganze Welt;
»Sevil ist lüderlich; Crispin ein dummer Kerl;

»Sein macht gelehrten Wind; Meran verdreht die
»Rechte;
»Florinde lebt verhurt; und Harpax ist ein Knicker;
»Elisander
Doch genug! Ihr gähnt und schlummert ein;
Ich schlummre selber mit. Was könnte trockner seyn?
Ein angeklungner Reim kann alle Schäden heilen.
Versucht es nur einmal! verändert diese Zeilen,
Und sprecht: »Tartüffe bleibt ganz unverbesserlich;
»Sevil lebt mit der Welt; Crispinus lebt vor sich;
»Sinn ist ein weiser Mann; Meran ein Advocate;
»Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.«
Sagt selbst, nimmt dieß das Ohr nicht schmeichelhafter
ein?
Man liest, man lobet euch. Gesteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu bekehren!
Versöhnt der Musen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was sich reimt! Schon stimmt mir Deutschland bey,
Daß ein geschickter Reim der Dichtkunst Kleinod sey.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzschrift nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein

Ein Traum

von den

Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen *).

Locus est et pluribus umbris.

Die Seelen beschäfftigen sich nach der Trennung von ihren Körpern am liebsten mit denen Sachen, an welchen sie im Leben auf dieser Welt ihr gröstes Vergnügen gefunden haben. Dieser philosophische Lehrsatz, welcher noch etwas älter ist, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beste Welt und den zureichenden Grund verdrängen soll. Nur will ich wünschen, daß es nicht dem Grunde des Widerspruchs eben so gehen möge. Denn wenn diese drey Stücke alle auf einmal abkommen sollten; so dürften unsre philosophischen Stutzer in dreyßig Jahren eine sehr altväterische Miene machen, und ihre tiefsinnigsten Schriften, welche sie und ihre

*) Dieser Traum ward zum erstenmale durch den Druck bekannt gemacht in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 1ster Band, 2tes Stück, 1744.

ihre Verleger itzt bewundern, eben dem Schicksale unterworfen seyn, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kömmt, bloß der alten Tracht wegen als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelsten Winkel des Hauses stellt, um niemanden zu ärgern. Dem sey, wie ihm wolle; eine jede Sache ist der Mode unterworfen, und die Philosophie am meisten *). Wenigstens ich werde mich über den Verlust dieser drey philosophischen Universalrecepte trösten lassen, wenn ich nur erfahre, daß meine abgeschiednen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieses Grundsatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektrischen Experimenten. Ich habe demselben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine solche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet seyn kann, der im Namen eines andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis besingt.

Eben dieses ist Ursache, daß ich heute meinen Lesern einen Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich eines

*) Der geneigte Leser wird dieses mit mehrerm ausgeführt finden, in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbesserten Bruckers, welche künftige Messe zu Cöslin ans Licht treten soll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewiesen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unsers Vaterlandes, des philosophischen Herrn *** die großen Manschetten nicht überleben werde.

nes und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verschiedne Freyheiten betrifft, so ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernste zumuthen, daß er glauben soll, ich habe wirklich also geträumet, ungeachtet es eben nicht unwahrscheinlich ist. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum ist ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, schlafen die Leute itzt länger, als an andern Orten, und also träumen sie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewissen Zeiten lauter Nacht, und fast gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Ursache, so viel Umstände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe geträumt, damit ich schreiben wollte. Dieses kann genug seyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verstehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man schläft über diesem Nachsinnen unvermerkt ein; man sagt im Traume etwas, das man vielmals nicht sagen würde, wenn man wachend und seiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von diesen Stücken habe ich in meinem Traume so beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte seyn sollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neuesten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeschlafen; und was meinen Lesern etwan wiederfahren sollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier steht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advokat bin, so kann ich bey meinem zarten Gewissen bezeugen, daß mich dieser Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich

bin

bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieses braucht keines Beweises, man darf nur bis zum Ende lesen. Mit einem Worte, alles dieses wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß sie, Trotz allen Kunstrichtern, ein Traum seyn, eben so gut, als Herrn *** Träume, nach seiner Meynung, mathematische Beweise seyn sollen.

Von den Freyheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiednen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern, wenn es hoch kömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Ursachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verstoßen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhme ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym pyrmontischen Brunnen geschimmert haben! Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigsten Frauenzimmer unsrer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre wesentliche Stücke ihres Verstandes contreband gemacht hätte: was würde sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müßte, daß sie in jenem

Leben

Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläser zu brauchen, oder wenn ich so pedantisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern und zu pfeifen! Nein, das sey fern! Sie sollen trällern! Sie sollen pfeifen! und Celinde kann freudig sterben, so bald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bey weitem so viel Mühe nicht kosten, die andern Freyheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschiede aus diesem Leben dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäfftigt haben; so muß folgen, daß die deutschen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter Herr Professor Quintus Calpurnius, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesprächen, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht sogleich nach ihrer Auflösung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens sich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen sollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anders

dern antreffen, als in den Thuillerien zu Paris; es müßte denn seyn, daß ihn der Wohlstand nöthigte, nach Versailles zu eilen, um dem Könige früh Morgens beym Aufstehen das Hemde zu reichen; denn eben dieses ist dasjenige, was er sich itzt am meisten wünsche, und wozu er, nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute, sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht dran. Baumanns Seele, die Seele des Bentley, die verketzernde Seele des Jurieu werden in Deutschland an mehr als an einem Orte die angenehmste Beschäfftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang streitig zu machen scheinen. Vielleicht ist Addison mehr als einmal auf meiner Studierstube gewesen, um zu sehen, wie sich ein Deutscher geberdet, wenn er ein Chronostichon macht. Sollte es wohl mit den abgeschiedenen Seelen der Franzosen anders beschaffen seyn? Sie mögen uns gleich hundertmal Verstand und Witz absprechen; darinnen sind sie doch einig, daß unser Brodt nahrhaft ist, und je mehr sie auf uns lästern, desto dienstfertiger sind wir, sie zu ernähren, so, wie ein Papagey bloß dadurch das Futter verdient, daß er seinen Herrn einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was ist wohl natürlicher, als daß sie auch nach ihrem Absterben in dasjenige Land kommen, wo keiner ein Narr ist, der französisch reden kann? Vielleicht flattert itzt, indem ich dieses schreibe, mancher hungrige Marquis über unser Stadt, und schimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge.

Dieser Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zum Hauptwerke.

Die

Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sah den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske, oder Koch seine theatralische Kleidung ansieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern sehen, wenn mir jemand hierinnen widersprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung stören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bey mir ist dieses gar nicht unwahrscheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtschreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, sich mit ihrem Körper am meisten zu beschäfftigen; zu geschweigen, daß mein Körper eben nicht so gebaut gewesen, daß er mich in diesem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu besonders sorgfältigen Beschäfftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geschmack meiner verstorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden vermeynte, als bey mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig seyn sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kann man dem Ausspruche solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fordere. Diese kleine Ausschweifung ist um so viel nöthiger gewesen, je mehr einem Geschichtschreiber daran liegt,

daß man gegen seine Erzählungen nicht mißtrauisch sey, oder seine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte also von meinen Lesern ohne weitere Complimente, daß sie in diese Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel setzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, solches zu glauben; denn diese beschäfftigt sich mit nichts, als mit ihrem Gesichte, und einigen seufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und sehr wenig von der Seele bekannt ist, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grausame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen seyn, welche die arkadischen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden schaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es also immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie soll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beständig um ihren Nachttisch, vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herum flattern, und vielleicht selbst beschäfftigt seyn wird, diesen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

So bald ich meinen erblaßten Körper vor mir sah, so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit wenigerer

Gewiß-

Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, andern zu gefallen, ihre Eifersucht . . . . Es ist alles wahr, Chloris; aber itzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Tröste meiner kritischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entsetzen, da meine abgeschiedne Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu schreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angst empfindet wohl niemand, als ein Poet, welcher einen Reim sucht, und ihn nicht erhaschen kann. Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich, zu schreiben; aber allemal umsonst. Ich wollte ein gewisses Register aufschlagen, welches mir so oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte; aber auch dieses zu thun war ich nicht im Stande. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und bedauerte, wegen dieses unersetzlichen Verlusts meiner entworfenen Schrift, den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sogar, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Punkte so ostherzig zu seyn. Genug, ich sah, daß es mit meiner ganzen Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieses, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten. Hier stund ich so vergnügt,

gnügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selbst keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche sie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus schmeichlerischer Eigenliebe so viel Verstand und Geschicklichkeit bewundern, als außer ihnen sonst niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht im Traume das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? Ist er auch gewiß todt? schrien sie. Ja! Endlich einmal ist er im Ernste todt! Geschwind schicket nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir; und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bey ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freyheit zu ihrem großen Verdrusse nicht geraubt hatten; diese Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß, in großer Unwissenheit gelassen haben, wenn sie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geseufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen! Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldkasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben so. Sie thaten alles in eine Kammer, welche sie, wie ich hörte, wollten versiegeln lassen, und zwar von einem gewissen Manne, dessen Name mir entfallen ist, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann seyn sollte, weil er

ein

ein großes Petſchaft und zween Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelaſſen zugeſehen: als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen ſollte, ſo fieng ich an zu zittern. Alles ward aufs ſorgfältigſte durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtunden: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe! hatten ſie eine ſo andächtige Ehrfurcht, daß ſie dieſelben ſorgfältig aufhoben: aber über ein Paar Laus Deo ſchüttelten ſie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten ſie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wütend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freyen Künſten, wider ſeinen Willen mir beygeſtanden, und das ganze Packet unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: Es ſey nur Makulatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäfftigt waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrſchaft ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beyleid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſeyn, denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte! Allein der kräftigſte Troſt lag ſchon in der Kammer, und meine Muhme war ſo boshaft, einer gewiſſen Nachbarinn, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abſpänſtig gemacht hatte, anwünſchen zu laſſen, daß der Himmel dieſelbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren ſollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranstaltet, man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, so bald der Schneider alles gekauft und zurechte gemacht hatte, was zu einer schmerzlich gebeugten Miene gehört; so gab man Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschah endlich unter einer ansehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuche, so diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen, und Mittel hinterlassen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Päckchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sey, welchen er meyne. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und nunmehr merkte ich, daß ich es selbst im ganzen Ernste seyn müßte. Er nennte mich einen großen, berühmten, gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verschwendete mehr als zwanzig Figuren, die Betrübniß abzuschildern, welche meine Erben über das frühzeitige Absterben ihres Herrn Vetters empfunden, und diese waren aus Dankbarkeit so bescheiden, daß sie sich unter dem Flore versteckten, um ihn nicht öffentlich zu widersagen. Er schrieb ihnen verschiedne andächtige Recepte vor, welche bey Stillung der Thränen sehr probat seyn sollten; das hätte der ehrliche Mann wohl ersparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu.

Ende

Endlich machte er es gar zu arg. Er schwur, und er schwur mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwur, sage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größrer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Witwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltnen Tugenden gewesen. »Brechet hervor,« rief er, »brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Ge»beine der weiland hochedelgebornen Frauen, Frauen** »Himmel! wie erschrack ich, als ich hörte, daß er meine verstorbene Frau nennte! ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh vor Angst zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe, und erblickte daselbst eine große Menge abgeschiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieser unvermuthete Anblick setzte mich in Erstaunen. Ich machte vor Verwunderung ein Paar so große Augen, wie ein Würzkrämer in Nitzebüttel, wenn er in seinem Leben zum erstenmale auf die Börse nach Hamburg kömmt. Eine so zahlreiche Versammlung von Geistern hätte ich mir an diesem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beschäfftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentschlossen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerst hinwenden sollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von den abgeschiedenen Seelen zu nahen, und sie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine sehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren seyn mögen, merkte diese meine Bestrem-

dung am ersten. Wir kannten beyde einander nicht; aber sie war so gefällig, daß sie auf mich zuflog, mich tausendmal auf das vertrauteste umarmte, und sagte: »Ganz unterthäniger Diener, mein allerliebster Herr »Bruder! Ich bin erfreut, daß ich die Ehre haben soll, »Sie hier zu finden. Kann ich Ihnen in etwas dienen, »so bitte ich ganz gehorsamst, befehlen Sie nur. Nichts »auf der Welt soll mir angenehmer seyn, als wenn ich »im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. »Sie können sich sicher auf meine Verschwiegenheit und »Bereitwilligkeit verlassen. Nehmen Sie es nicht für »ein bloßes Compliment an! Es ist, hol mich der Teu»fel! mein Ernst; ich steh allemal zu Dero Befehl.« Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriffe, ein so liebreiches Anerbieten mit vielem Danke anzunehmen, als er sich auf dem Absatze herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ, und im Fortgehen mit einer heischern Stimme einige Verse sang, von denen ich weiter nichts, als diese Worte verstehen konnte:

Je quitterai le jour
Plutôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

Ich sah, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienstfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küssen und Umarmungen, zuschwur, welche er vielleicht eben so wenig kannte, als mich, wenigstens verließ er sie eben so geschwind wieder, und ich konnte daraus schließen, daß seine ganze Beschäfftigung nur in Freundschaftsversicherungen bestünde.

Dieser Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs gewesen war. Ich hatte das Herz

Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich sah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienstfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieser Ungewißheit erblickte ich, nicht weit von mir, eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerksam zu seyn schien, was in dieser Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß sie noch etwas wichtigers, als eine bloße Neugierigkeit, aufmerksam machte. Zuweilen schienen ihre Mienen ernsthaft zu seyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas Spottendes, und, wenn sie auch lachte, so geschah dieses doch mit einer so edlen Art, daß man die deutlichsten Spuren von Mitleid und Liebe dabey wahrnahm. Ich würde sie um deswillen für niemand anders, als für die abgeschiedne Seele des englischen Zuschauers gehalten haben, wenn sie nur ein kurzes und breites Gesicht gehabt hätte. Weil ich es also nicht selbst errathen konnte, so faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß sie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und sagte: »Ich will dein »Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Körper »getrennt worden, seitdem ist dieses mein einziges Ver»gnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeschiednen »Seelen Acht habe. Eben dieses war vormals meine »Beschäfftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung »gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen sie fehl»ten, und wodurch sie ihre Glückseligkeit befördern könn»ten. Folge mir! Du wirst alles erfahren, was dir »nützlich seyn kann.« Ich bat sie, mir ihren Namen zu sagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in diesem Stücke alle Verschwiegenheit versprechen müssen. Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Versprechen halten muß. Die abgeschiednen Seelen

sen sind noch etwas gewissenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns sah ich einen großen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches sie verursachten, machte mir Lust, näher hinzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Versicherung, daß man in diesem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. »Ich will es endlich thun,« sagte derselbe; »allein, entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet bist?« Dieser Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine so unbehutsame Frage an mich zu thun. Ich empfand den schmerzlichen Verlust meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war so thöricht, daß ich umkehren, und einige gedruckte Beweise holen wollte. Ich gab solches meinem Führer zu verstehen; allein, er machte mir eine so ernsthafte Miene, daß ich mich über meine Autorschaft zum erstenmale schämte. Ich versicherte ihn also nur mit furchtsamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunst gewesen wäre. »Das »ist gut,« sagte er; »ich habe diese Frage deswegen an »dich gethan, weil man sich in dieser Gegend, welche du »betrachten willst, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten und Ausschweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirst wunderliche Gegenstände sehen. »Es scheint, als ob sich die Natur an diesem Orte verloren hätte, und du wirst finden, daß daselbst alle Handlungen nicht so sind, wie sie natürlicher Weise zu seyn »pflegen, weil dergleichen Poeten nicht so denken, wie sie »natürlich denken sollten. — Die ganze Gegend, fuhr erfort, »wird besonders von einer Seele in Bewegung ge»setzt, welche sich in ihrem Leben durch possierliche Hand

»lungen

»klungen von allen unterschieden hat. Ihr ganzer Auf»zug sieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen »Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß diese Seele »mit dergleichen Träumereyen sich in ihrem Leben am »meisten beschäfftigte. Sie hat in jener Welt die edlen »Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Ge»schmack sehr übel verstanden. Was jene durch Wissen»schaft und Bescheidenheit erhielten, das sucher sie durch »Geschrey und Ungestüm vergebens zu erhalten.«

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neubegierde so ungeduldig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich sah auf einem hohen Gerüste eine Seele in der gewöhnlichen Pracht eines Marktschreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher gesagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geschmacks sey. Er hatte sich auf einem erhabnen Orte, wo er alles übersehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüste erbaut. Jedoch war die Architektur daran sehr gothisch und abgeschmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon bestunden in Schnitzwerke, welche sehr prächtig, und mit vieler Kunst ausgearbeitet zu seyn schienen. Mein Führer versicherte mich, daß dieser Charlatan solche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man sie als merkwürdige Ueberreste der griechischen und römischen Architektur aufgehoben, verschiedne aber durch einige seiner Bande, so er zu London und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hätte, und nunmehr so unverschämt sey, solches für seiner eignen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal seiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm so gar die Oerter genannt, wo

er sie herbekommen habe. Diese Nachricht schien mir sehr glaublich, denn ich sah, daß diese gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil seines Theaters ausmachten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern und ungehobelten Bretern, zum Theile aber aus Puppenwerke und solchem Geräthe bestunden, welches man den Kindern zum Spielen giebt. Alles dieses war sehr unordentlich zusammengenagelt, und es schien so baufällig zu seyn, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Es würde vermuthlich auch geschehen seyn, wenn nicht verschiedne Personen, welche seine Livery trugen, solches mit vieler Sorgfalt unterstützt hätten. Gleichwohl schien bey diesen mißlichen Umständen ihr Principal ganz unbesorgt zu seyn. Er gieng mit starken Schritten auf diesem Gerüste hin und wieder, und so oft er seine Medicamente anpries, so redete er mit einer solchen zuversichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erschütterte. Niemals habe ich etwas Uebermüthigers gesehen, als diesen Charlatan. In seinem Gesichte war er sehr häßlich und ungestalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem ansehen, daß er sich geschminkt hatte, und dem ungeachtet war er so eitel, zu glauben, daß er der schönste Charlatan seiner Zeit sey. Man hat es, wie mir mein Führer erzählte, vielmals versucht, ihm aus seinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen Spiegel vorgehalten: allein, dadurch ist er jedesmal so erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen fest zugedrückt, sondern auch den Spiegel selbst mit einem Knittel, den er gemeiniglich seinen Beweis zu nennen pflegte, zerschlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm so redlich gemeynt, und ihm seine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung sah natürlich so aus, wie das fürstliche Gewand eines von denen theatralischen

Prin-

Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte besuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verschiedenen Orten dergestalt zerrissen, daß sie nicht einmal seine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen suchte, daß er über die Löcher verschiedne Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche seine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktschreyern habe ich gefunden, daß sie ihr Theater durch Ankleburg verschiedner Zeddel ansehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß sie ihre Geschicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichsten, Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In diesem Stücke war es hier ganz anders beschaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meisten in die Augen fielen, war sein Bildniß unter vielerley Gestalten zu sehen, welche jedoch wenigstens darinnen einander ähnlich sahen, daß sie allerseits entweder mit Lorbeerzweigen, oder mit einem gewissen Glanze ausgeziert waren, der die Unsterblichkeit vorstellen sollte. Anstatt der Privilegien aber führte er einen großen Blasebalg in der Hand, welchen er allemal zusammendrückte, so oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umstand kann ich nicht unberührt lassen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unsers Charlatans gab. Auf der ersten Seite des Theaters stund das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieses trug eine Krone von Federspulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgesteift waren. An derselben hiengen die Namen verschiedner alter und neuer

Schrift-

Schriftsteller, welche sie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil sie sich geweigert, sie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch größer aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlicher gesehen, als den Abgott der alten Deutschen, welchen sie den dicken Püster nannten, und dessen sich die Betrügerey der heidnischen Priester zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn sie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer speyen ließen; ungeachtet er nur ein Klotz war. Ihre Hände waren sehr stark und plump. In der linken hielt sie ein Fernglas, welches sie aber nicht brauchen konnte, weil sie blind war; gleichwohl merkte ich, daß sie es für ihr Gesicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte sie ein Gefäß voll Dinte, das sie denen in die Augen zu schütten drohte, welche sich nicht entschließen konnten, sie für eine Gottheit zu erkennen. Sie saß auf einem sehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblasenen Schlauche bestund, so, wie etwan diejenigen gewesen sind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, dessen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgste Feindinn seyn mochte. Diesem Götzenbilde nahte sich unser Charlatan, so oft er merkte, daß seine Hitze und sein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaßen nachließ. Er betete sie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er selbst verehrt seyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, sondern ein andrer, sie geschrieben. Das sicherste Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieses, wenn ihm unter seiner andächtigen Beschäftigung der Schaum vor den Mund

trat,

erat, und er ein gelehrtes Zucken in seinen Händen empfand; so wie es etwa bey den heftigsten Paroxysmis neidischer und zänkischer Schriftsteller seyn mag. Dieses Augenblicks bediente er sich mit großem Nutzen, und alsdann war er am geschäfftigsten, seine gelehrten Medicamente unter die Zuschauer auszutheilen, ihnen die probatesten Recepte des guten Geschmacks vorzuschreiben, und von denen Wundern zu erzählen, welche diese Universalarzneyen bey verschiednen seiner kindlichgehorsamsten Patienten gewirkt, die sie mit offnem Munde verschlungen hatten.

Sein größtes Geheimniß bestund in einer gewissen Art Pillen. Eine jede Dose davon wickelte er in eine von den Lobschriften, welche man ihm zu Ehren, und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf solche Art den Leuten seine Pillen und seinen Ruhm zugleich beybrachte. In der That hatten diese Pillen eine erstaunende Wirkung. Kaum hatte sie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne empfand, das so lange anhielt, bis sich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geschah; sondern alle Unreinigkeiten giengen durch die Finger weg; und was mir dabey am seltsamsten vorkam, so fiengen die meisten der Patienten diese Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches sie sodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte selbst widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geschmacks überreichten. Sodann erhielten sie von ihm die Gewalt, unter seiner Aufsicht andre zu kuriren. Ich habe gemerkt, daß sie in ihrer Kur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen

gesehen,

gesehen, daß einer derselben nur einige Schritte von mir einem der Zuschauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals steckte, um ihn auch wider seinen Willen von dem übeln Geschmacke zu kuriren. Ich habe vergessen, zu erinnern, daß der Anführer dieser kleinen Charlatane erschreckliche Abentheuer von seinen Kuren zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu sagen: Diesen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixire, durch meine vortrefflichen Pillen curirt? Nein! zum wenigsten sein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und so oft seine Pillen bey einem Patienten so, wie ich oben erzählt habe, durchschlugen, so oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Wesen. Beynahe hätte ich den wichtigsten Umstand ganz mit Stillschweigen übergangen. Ordentlicher Weise haben unsre Marktschreyer etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halse hängen, welche sie preßhaften Patienten ausgerissen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leser können wohl glauben, daß unser Arzt dergleichen redende Zeugen seiner Geschicklichkeit und Erfahrung eben so wohl an sich hängen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine große Schnur zusammengereihter und auserlesener Donatschnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bey dem Anblicke dieser kostbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten: zu meinem größten Unglücke aber ward ich von einem dieser witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher sich durch die andern Geister drängte, und indem er auf mich zueilte, einmal über das andre rief: Halt auf! Halt auf! Ich suchte mich unter dem Volke zu verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, sagte er: »Lasse sich der Herr kuriren!«

„Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! „Er kömmt nicht aus meinen Händen, bis ich Ihm den„selben gestochen habe! Halte der Herr im Guten, oder „ich brauche Gewalt!“ Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erschrecklichsten Experimente haben ausstehen müssen, wenn nicht mein Begleiter, ich weis nicht mehr, was für ein Mittel, ausfindig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbarischen Wohlthäters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, so kam ein Schatten, welcher diese Gewaltthätigkeiten von fern wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Protestiren Sie, mein Herr,“ rief er, als er wohl noch zehn Schritte von mir war, „protestiren „Sie! Ergreifen Sie das heilsame beneficium appel„lationis! Sie können es bezahlen, ich sehe es Ihnen „an, Sie haben die gerechteste Sache von der Welt. Ich „diene Ihnen mit Vergnügen, und ich will es billig „machen. Sie sollen es erfahren. Wir wollen unsern „Gegner ermüden, bis er selbst kommen und einen Ver„gleich anbieten soll. Ich will Ihnen für ein weniges „Geld Zeugen schaffen, so viel Sie verlangen. Befeh„len Sie etwa alte Documente? Ich will gleich welche „zurechte machen. Wir wollen die Sache durch alle „Instantien durchsetzen, und verlangen Sie es, so müßte „ich meine Praxin schlecht verstehen, wenn ich es nicht „in möglichster Kürze dahin bringen wollte, daß Ihr „Rechtshandel in dreyßig Jahren noch eben so verwirrt „aussehen sollte, als er itzt ist. Ich bin recht dazu ge„boren, meinen bedrängten Clienten beyzustehen. Feige „werde ich, dem Himmel sey Dank, auch durch nichts, „und im Schreiben bin ich unermüdet, so lange ich noch

»einen Finger rühren kann. Aber Geld müssen Sie »freylich haben; denn ich und Ihr Richter können ohne »Geld die Sache nicht recht einsehen. Was betreffen »denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie mir nur einen »kleinen ſtatum cauſſae! einen ganz kleinen ſtatum »cauſſae! Aber ja kurz, ſo kurz als immer möglich, »denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuftigkeiten.«

Ich erſtaunte über die boshafte Dienſtfertigkeit dieſer kleinen geſchwätzigen Seele, die ſo voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herum ſprang, daß ſie nicht ein Auge von meinem Schubſacke verwandte. Ich fieng ſchon an, zu zweifeln, ob ich den praktiſchen Händen meines rechtlichen Beyſtandes entgehen, und ohne Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich beſann, ihn zu bitten, daß er mir ſein Wort halten, und in einer ſehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückſeligkeit betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beyſtehen, vor allen Dingen aber bey meinem Richter es dahin bringen ſollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. »Das Armenrecht!« rief er mit einer kleinmüthigen Stimme. »Ich wollte Ihnen gern »dienen; aber ich mache mir ein Gewiſſen daraus, eine »Sache anzunehmen, welche ich gleich beym erſten Anblicke unbillig finde. Streiten Sie ja nicht, Sie haben das gröſte Unrecht von der Welt! Vergleichen »Sie ſich in der Güte, ich rathe es Ihnen wohlmeynend. Zum wenigſten werde ich mich wohl hüten, an »Ihrem boshaften Vorhaben Theil zu nehmen. Sie »ſollten ſich ſchämen, einem ehrliebenden und gewiſſenhaften Advokaten, wie ich bin, dergleichen Antrag zu »thun! Leben Sie wohl!«

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine ſolche Art von dieſem verdrüßlichen Handel los-

loszuwickeln. Doch diese Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mich es versah, sprang eine Seele mit einem großen Körper hinter einem Busche hervor, und auf mich los. Ich erschrack, wie leicht zu glauben ist, da ich mir an diesem einsamen Orte von einem so unvermutheten Ueberfalle nichts Gutes versprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzusehen, und war vor Angst außer mir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Absicht, meinem Verfolger zu sagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser sich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulassen, vor mir bückte, und zu mir sagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, gepriesner Mäcenat,
Daß ich aus reger Glut, mit demuthsvollen Händen,
Den Wunsch . . . .

»Ich habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Vermögen;« was meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich sah ihn zu einem großen Schwarme kleiner Geister eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre großen Verdienste und Gaben einigermaßen wahrnehmen konnte. Ihr Geschrey war so verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten sollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Mischmasch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern seiner Zeit, von Nachwelt, von Unsterblichkeit, und von hundert schönen Sachen, deren

eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigſtens einen Gulden werth war. Beſonders kam mir eine etwas klare Stimme ſehr bekannt vor, welche, um ihr Anliegen recht feurig zu verſtehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war luſtig anzuſehen, wie unermüdet dieſe kleinen Geiſter ihrem beſungnen Helden nachliefen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauche mehr und mehr aufſchwoll, und durch ſeine hohen Blicke zu verſtehen gab, daß er ſich dieſes Ruhms allerdings nicht unwürdig erkennte. Endlich erbarmte er ſich ſeiner Clienten, kehrte ſich um, und blieb ſtehen. Dieſes vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen ſtolperten über einander weg, und drängten ſich, weil eine jede die nächſte ſeyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und ſahen alle mit ſehnlichen Blicken auf den patriotiſchen Geldbeutel ihres theuren Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihre ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche ſich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte: wer denn dieſer berühmte und tugendhafte Mann ſey? wie er heiße? wodurch er ſich um ſein Vaterland ſo verdient, und eines ſo ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? »Das weis ich alles nicht,« antwortete ſie mir kaltſinnig; »aber heute iſt ſein Geburtstag!«

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierſchröter anſah, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, ihrem Leben Kritici, und ganz abſcheulich gelehrte Männer geweſen ſeyn ſollten, verurſachten einen großen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo ſich ſonſt zu gewiſſen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem

Pöbel

Pöbel bewundern lassen. Sie hatten einander auf die grimmigste Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder bemühte sich, den andern zu überwältigen. Dieser Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil sie einander beyde gewachsen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachrichten von den Ursachen ihrer Verbitterung zu erfahren; denn alles, was ich noch hören konnte, waren solche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigste Kutscher nicht gelernt hat, wenn er auch in seiner Muttersprache noch so stark ist. Endlich fiel der eine mit großer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er schlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den schönen Wissenschaften, ganz unbarmherzig mit geballter Faust auf ihn zu. Sie besudelten sich beyde, und erregten einen solchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu sehen.

Ich richtete also meine Aufmerksamkeit auf die Umstehenden, welche auf verschiedne Art an diesem Abentheuer Antheil zu nehmen schienen. Einige waren so muthwillig, daß sie durch ein unaufhörliches Huß! Hüß! diese erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritischen Untersuchungen noch mehr anfeuerten, und so oft ein Schlag geschah, so oft bezeigten sie durch ein leichtsinniges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich sah so gar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch sie dieselben ganz wütend zu machen wußten. Einige der Zuschauer lachten, und diese schienen mir am meisten unpartheyisch zu seyn, weil sie beyde für unsinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden aus einander zu reissen; aber sie bemühten sich nur vergebens, und verschiedne waren so unglücklich, daß sie von ihnen in dieser Unordnung für ihre guten Absichten empfind-

liche Stöße bekamen. Die meisten nahmen Antheil an dieser Zerrüttung, und es schien beynahe ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein jeder schlug seinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, warum? Verschiedne, welche man vorher gar nicht gesehen noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holten sich Schläge, nur in der Absicht, damit man sie kennen lernen möchte, und sie schienen recht vergnügt zu seyn, wenn sie sahen, daß man auch über sie lachte.

Endlich wurden unsre beyden Fechter, welche alle diese Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie giengen von einander, und ich war so verwägen, den Ueberwinder, welcher den andern von seinem guten Geschmacke so handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Ursache ihres hitzigen Kampfs gewesen sey. »Vermuthlich,« sagte ich zu ihm, »haben Sie, mein Herr, »sich des wahren Wohls Ihrrs Vaterlandes angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viel tausend Menschen »unglücklich hätten werden müssen. Ist es nicht das »ewige, so wird es doch wenigstens das zeitliche Wohl »Ihrer Mitbürger seyn, welches Sie mit Hintansetzung »Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben.« »Ach! noch viel mehr!« war seine Antwort; »noch etwas viel Wichtigers! Solche Kleinigkeiten gehen mich »nichts an! Bedenken Sie nur einmal, mein Herr, »bedenken Sie nur einmal den Rasenden, den Unsinnigen, das Scheusal der gelehrten Welt, den . . O! . . .« Weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. «Was ist «denn aber das Erschreckliche, das dieser Rasende, dieser «Unsinnige begangen hat?» »Die ganze Natur möchte

»sich

»sich entsetzen!« antwortete er mir. »Abscheulicher ist »es niemals gehört worden! Turnus! Die Haare ste»hen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! Ueberle»gen Sie es nur selbst! Turnus, spricht der verstockte »Bösewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, mein »Herr, als ein so berühmter Scholiast, der schon vor »zweyhundert Jahren ein großer Mann gewesen ist, ich »habe es ihm aus einer Stelle des Virgils bewiesen, daß »Turnus schwarze Augen hatte, und gleichwohl hat er »mir öffentlich widersprochen, da er doch mein Schüler »gewesen ist? Ist das wohl erhört?«

Wer war froher, als ich! Nunmehr sah ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen seyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß sich ein Paar Kunstrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Wenn, dem Himmel sey Dank! unsre Kunstrichter machen es gar nicht so. Diese untersuchen die gegebenen Wahrheiten ohne die geringste Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten sind sie bescheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, so bald sie überführt werden, daß ihre Meynung irrig ist, und freuen sich, wenn man sie davon überführt. So machen es unsre heutigen Kunstrichter in diesen gesitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieses waren ungefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anstellte, und ich hieng ihnen mit solchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher sich indessen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachsah, winkte, daß ich

ihm folgen sollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängstliche Beschäfftigung einer abgeschiednen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward bald gewahr, daß sie sehr verhungert aussah. Sie schwärmte um einen prächtig vergoldeten Wagen, welcher vor dem Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir wohl bekannt war, sehr vielen aber in der Stadt noch bekannter, als mir, ist, weil sie seinen Staat durch ihren Vorschuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn müßte, und beynahe hätte mich die zerrißne und übelgeflickte Kleidung auf die argwöhnischen Gedanken gebracht, es sey eine von denen Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder um ein Almosen ansprechen, oder bestehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam, und sah, daß es die wirthschaftliche Seele des Vaters von diesem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in seinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichste dieser Stadt, und darum merkwürdig, weil er sich, mit ökonomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe selbst geflickt, und es von allen seinen Mitbürgern in der Kunst, zu hungern, am weitsten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß sein landüblicher Wucher und seine exemplarische Sparsamkeit dem Sohne Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Muthe und vollen Händen desjenigen zu entschütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zusammengescharrt hatte. Und eben dieses war die beständige Marter, welche seine abgeschiedne Seele seit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne neue Gelegenheit zur Verschwendung, und also auch jeder Tag dieser Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben

Eben itzt hatte sich der Kaufmann eine Kutsche machen lassen, welche gleich so viel kostete, als sein Vater durch eine vorsichtige Abschwörung eines eigenhändig ausgestellten Wechsels sich und seinen Nachkommen zum Besten verdient hatte. Hätte wohl unsrer Seele irgend etwas empfindlicher seyn können, als dieses? Wohl hundertmal versuchte sie, den Kutscher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieser war zu körperlich, und die Seele zu ätherisch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, sie brausten; weiter konnte sie nichts thun.

Sie verließ also diesen unglückseligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und schwang sich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und sah Wunder. Was konnte ihr erschrecklicher seyn, als der Anblick des kostbaren Porcellans, der prächtige Aufsatz von Gläsern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein todtes Kapital von vielen tausend Thalern lag? Dreymal stampfte sie auf das sündliche Kanapee. Fünf und achtzig Thaler! rief sie, und seufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängstigung. Sie fiel auf das Gold zu, sie suchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten sich ihr, aber auch hundert Höllenmattern. Endlich erblickte sie ein Contobuch. Dieses schien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, sie ward ruhig; aber diese Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein saubergeschriebnes Pergament in der Hand, auf welchem sie das Wort Von deutlich sehen konnte. Er gieng zur Kasse, vermuthlich in der Absicht, seine ritterlichen Verdienste geltend zu machen. Welcher entsetzlicher Anblick für unsre Seele! So gar das Contobuch ließ

sie liegen. Sie eilte zur Kasse, sie setzte sich drauf, sie stemmte sich nach äußerstem Vermögen, deren Aufschliessung zu verhindern, sie suchte sich des unglückseligen Pergaments zu bemächtigen; aber alles vergebens. Der Kaufmann schloß mit der größten Zufriedenheit seine Kasse auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigstens so wichtig war, als siebzehn Akuën, und gieng im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergessen, welche unsre Seele von sich blicken ließ. Sie blieb ganz trostlos auf der Kasse liegen. Sie umarmte dieselbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: »O Levi! O Mary!« Diese Angst gieng mir nahe. Ich wollte sie trösten. Ich wollte mir von der Ursache ihres Kummers nähere Nachricht geben lassen. Ich nahm sie freundlich bey der Hand, und sagte: »Geben Sie mir doch . . . . .« »Was! Geben!« rief sie; »ich bin selber ein armer »unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein großer »Bengel kann arbeiten! Gehe ins Almosen!« Diese Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen verschiedner Ursachen, ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu seyn, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war so gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir stunden still, und sahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beschäfftigung erblicken möchten, welche unsre Aufmerksamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieterischen Stimme: Vorgesehn! Ich sprang auf die Seite, in der Meynung, es wäre vielleicht die abgeschiedne Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten sah,

dessen

dessen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unsrer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer stolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu sehen, und ich fand in seiner Gesichtsbildung eine lächerliche Vermischung von Scheinh . . . . . chmü . . . . . jüdischen und niederträchtigen . . . . . ulsuraria . . . . . und Waisen . . . . . dennoch eifern . . . . . kurz . . . . . ärger . . . . . tüffens *). Unter seinem Arme hielt

*) In dem eingesandten Manuscripte findet sich hier eine grose Stelle, welche, man weis nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Post, dergestalt zerrieben und unleserlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande gewesen ist, den eigentlichen Inhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieser Verlust ist höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung so dunkel und unverständlich gemacht worden ist, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieser Schatten gewesen seyn müsse, welchen der Herr Verfasser im Traume gesehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demselben gefallen hat, den eigentlichen Ort seines Aufenthalts zu verschweigen. Inzwischen ersucht man denselben um eine vollständige Abschrift seines Charakters. Man hat es ohne sein Vorwissen

hielt er ein Buch, welches sehr gebraucht zu seyn schien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts lesen, als die Worte: Der allzeit fertige ꝛc. Er schien sehr tiefsinnig zu seyn, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, wovon ich noch dieses ganz eigentlich verstund: »Der Ketzer hätte mir gar wohl acht Procent geben können!« Ich fragte meinen Begleiter, ob er diesen verkappten Wucherer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die

nicht wagen wollen, solchen gänzlich herauszulassen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch strafbar gewesen seyn, wenn man solchen selbst hätte ergänzen, und unsre Arbeit für das Original desselben hätte ausgeben wollen. Der beste Rath hat dieser zu seyn geschienen, wenn man die ganze Stelle aufs sorgfältigste so drucken ließe, wie sie in dem Manuscripte noch zu erkennen gewesen. Vielleicht erlangt man dadurch bey denjenigen Gelehrten einen großen Beyfall, welche in dergleichen Art von verstümmelten Schriften, in denen kein Verstand ist, die gröste Weisheit suchen, und ihren Namen durch deren mühsame und wichtige Ergänzungen zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutschen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für die kritische Aufgabe, und will nur wünschen, daß durch deren Untersuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Verbitterung in der gelehrten Republik Anlaß gegeben werden möge!

Die Nachricht, daß sich die Seele des Cicero in Gesellschaft verschiedener Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe blicken lassen, machte unter allen Geistern eine große Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich selbst war unter dieser Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und seine Mienen, welche etwas Großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieser patriotischen Seele schuldig ist. Ich bemerkte inzwischen dennoch etwas Niedergeschlagenes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit, mich bey einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und sein Freygelaßner gewesen seyn mochte, darnach zu erkundigen. »Er »hat wohl Ursache,« antwortete mir dieser, »niedergeschlagen und beschämt zu seyn, weil er erfahren, daß »man ihn in eurem Lande den unerbittlichen Händen eines Geschlechts preißgegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und wenn es hoch »kömmt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht. Die größte Betrübniß »für ihn ist noch diese, daß er wegen dieser Mißhandlung sich bey den Göttern seines Landes beschwert, aber »zur Antwort erhalten hat, eben dieses sey die Strafe, »wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitels und einen unanständigen Hochmuth an sich habe blicken lassen, welcher »nicht besser gezüchtigt werden könne, als durch ewige »Commentatores.« Ich erschrack über dieses strenge Urtheil des Pluto, welches mir fast unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten darinnen bestärkt worden wäre.

Unge-

Ungefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefsinniger Seelen in bestaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernsthaft, und ihr Gang monarchisch. Sie schienen sehr uneinig unter einander zu seyn, und je näher sie uns kamen, desto deutlicher hörte man ihren Streit, so gar, daß ihr Anführer sich umkehren, und mit drohender Faust, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieser Aufzug schien die Seele des Cicero sehr zu befremden. Er vermuthete sich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Gesandten eines auswärtigen Volks, oder sogenannter Barbaren, wären, welche sich aus Hungersnoth gezwungen sähen, bey dem Rathe und Volke um Brodt aus Sicilien oder Aegypten anzusuchen. Er empfieng sie mit einer mitleidigen Miene: aber wie sehr erstaunde er nicht, als der Anführer dieser Procession ihm eine sehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode gewesen seyn soll. Cicero hielt diesen ersten Anfall standhaft aus, und es schien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieser erfolgte endlich, nachdem der Orator dieser Gesandtschaft sich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetorische Positur gesetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erschrecklich großes Buch überreicht hatte, welches vier der stärksten seiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf dessen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entsetzte sich ein wenig über diese ausländische Maschine; noch aufmerksamer aber war er, als ihn der Anführer folgendergestalt anredete: Omnino, si quid est in me ingenii, quod sentio, quam sit exiguum - - - exiguum - - - quod sentio, quam

sit

ke exiguum. Vermuthlich machte diese unumstößliche Wahrheit die Kräfte unsers Demosthenes so sehr mitgenommen, oder auch der Anblick des Cicero, welchen er sich ganz anders vorgestellt hatte, eine so große Verwirrung in seinem Gemüthe verursacht haben. Er hielt eine lange Weile inne, und ließ dem Cicero Zeit, sich von seiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verstanden hatte, und seinen Atticus fragte: was dieses für eine Sprache sey? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieses lateinisch seyn sollte, so fremd und unvernehmlich kam ihm diese Sprache vor. Endlich erholte sich unser Redner, nachdem er seine Zuflucht zum Hute genommen, in welchem das Concept lag. Er versicherte den Cicero in dem feinsten und in ciceronianischem Latein, daß er und seine Gesellschaft für Freuden außer sich wären, und diesen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten, an welchem sie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu seiner Zeit das schönste Latein geredet, und dessen Beredsamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich gewesen wäre. Er rühmte besonders seine eigene Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und sie in gegenwärtigem bequemen Formate durch die kostbarsten und tiefsinnigsten Noten, durch Sammlung aller nur erfindlichen Lesarten, und durch ein erstaunendes Register brauchbar, und zugleich ihrer Beyden Namen unsterblich gemacht habe. Zum Schlusse seufzte er die verstockte Blindheit seiner deutschen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateinisch, fodern wollten, und so gar anfiengen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutschland auch der Pöbel verstehen konnte, zu entweihen.

weihen. Hier beſchloß er ſeinen Vortrag mit einem freudigen Dixi! und Cicero, welcher überdrüßig ſeyn mochte, einem ihm unverſtändlichen Gewäſche zuzuhören, antwortete nichts weiter, als: Cura, vt valeas! und ließ ihn ſtehen.

Seine Abweſenheit bewog uns, dieſen Ort auch wieder zu verlaſſen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche ſich uns mit taumelnden und ſchleichenden Schritten zu nahen ſchien. Sie dehnte ſich, ſie wiſchte die Augen, und gähnte zu zweyen Malen ſo laut, daß ich ſtehen blieb, um zu ſehen, ob ſie aufwachen, oder einſchlafen würde. Nach einer langen Weile kam ſie uns ſo nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, ſeine Meynung wäre, daß ich mich in ein Geſpräch mit ihr einlaſſen ſollte. Ich that es, und redete ſie mit lauter Stimme an, um ſie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein Paar Worte geſagt, als ſie die Augen erſchrecklich weit aufſperrte, die Arme von ſich ſtreckte, auf den Raſen niederſank, und weiter nichts ſagte, als: Gute Nacht! und in dem Augenblicke ſchlief ſie auch ſanft und ruhig.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen laſſen, dieſe träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und ſagte: »Ich habe wohl gewußt, »daß es dir nicht anders gehen würde, als mir, »und noch vielen hundert Seelen gegangen iſt, welche »mit ihr haben reden wollen. Dieſes iſt eben die Seele »des berühmten Träumers, welcher in ſeinem Leben ſo »oft auf dem hamburgiſchen Walle nur darum ſpazieren »gefahren iſt, daß er in ſeiner Kutſche deſto gemächlicher »ſchlafen könnte. Eben darinnen beſtund ſeine einzige

»Arbeit.

»Arbeit. Keine Leidenſchaft hat ihn jemals ſtören kön»nen. Dieſes brachte ihn zu einem feiſten Körper, und »ſehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfah»ren können, wie lange er gelebt habe; ſo viel aber iſt »gewiß, daß er etliche funfzig Jahr geſchlafen hat. Seine »Vorältern hätten in ihrer Handlung durch eine unermü»dete Arbeit und Wachſamkeit ſo viel erworben, daß ihr »Sohn mit der größten Gelaſſenheit ſchlafen konnte. Er »iſt eben derjenige, welcher die Sonne in ſeinem ganzen »Leben nicht hat aufgehen ſehen. Es iſt lächerlich genug, »wenn es wahr iſt, was mir einige Schatten von ihm er»zählt haben. Sie ſagen, es ſey noch ſehr früh und in der »Morgendämmerung geweſen, als er geſtorben. Seine »Seele hat ſich anfangs gar nicht entſchließen können, ſich »von dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr ſo lange »Jahre wohlgegangen, und worinnen ſie jederzeit ihre »größte Glückſeligkeit gefunden. Endlich ſey ſie doch ge»nöthigt worden, ſolches zu verlaſſen, weil ſie der Lärm, »und das geſchäfftige Bezeigen ihrer Hinterlaßnen beun»ruhigt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe »ſich mit halbgeſchloßnen Augen aus dem Zimmer gewagt, »und ſey gleich zu der Zeit in dieſe Gegend gekommen, als »die Sonne hervorgebrochen. Dieſer Anblick ſey ihr ſo »unerträglich geweſen, daß ſie die Hand vor das Geſicht »gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein »Gefangner, welcher viele Jahre unter der Erde geſeſſen »hat, und auf einmal an das Tageslicht kömmt. So »viel iſt indeſſen gewiß; ſo lange ich ihn kenne, ſo lange »hat er ſich auch in dieſer Gegend aufgehalten, wo er »noch itzt ſchläft, ohne ſich zu bekümmern, wo er eigent»lich ſey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige ſei»ner Landsleute haben mich verſichert, daß er beſtändig »träge und unempfindlich geweſen, und wenn er auch ge-

»gessen, getrunken, oder sonst etwas gethan, was er zur »Erhaltung seines Körpers unumgänglich thun müssen; »so habe man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der groß»ten Schläfrigkeit geschehen sey. Zuweilen hat er ans»gesehen, wie ein andres vernünftiges Geschöpf, welches »wacht; so bald er aber angefangen, den Mund zu be»wegen, wie ein wachender Mensch, welcher reden will, »so hat man gleich gemerkt, daß er in der That sehr fest »geschlafen, denn seine Worte sind eben so verwirrt und »ohne Verstand gewesen, wie die Worte derer sind, welche »man noch vor Mitternacht in ihren Träumen stört. Un»terdessen hat er doch ein sehr exemplarisches Ende genom»men. Anfänglich ist er ungemein unruhig gewesen, als »ihm sein Seelsorger auf des Arztes Anrathen die Nach»richt gebracht, daß er sterben müsse. Er hat davon »durchaus nichts hören wollen. Bey den erbaulichsten »und tröstlichsten Beschreibungen von der Glückseligkeit »jenes Lebens hat er mit dem Kopfe geschüttelt. Als aber »sein Beichtvater von ungefähr die Worte sagte: Wie »glückselig sind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, »und selig entschlafen! so druckt er ihm die Hände, gähnt »ihn an, und stirbt.«

Diese Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieser träumenden Seele stehen blieb. Ich konnte sie nicht ohne Mitleid ansehen. Wie unglückselig, dachte ich bey mir selbst, ist so ein Mensch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringsten die Pflichten zu erfüllen, die er sich und seinen Mitbürgern schuldig ist. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tausend angenehme Gegenstände zeigen. Wäre er nur einigermaßen aufmerksam, so würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher sich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt.

deckt. Er genießt ſein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kömmt, nur anwendet, ſich durch unordentliches Eſſen und Trinken in einer Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit ſuchen, auch andre glücklich, und durch eine vorſichtige Austheilung ihres Vermögens mehr als eine Nachwelt ſich verbindlich zu machen. Sein Leben iſt ein beſtändiger Tod und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten, weil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren; ehe ich mir es aber verſah, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward, und daß mir der Hut auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. »Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, mein »Freund,« fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, »daß Ihr »Leuten, die Ihr nicht kennt, und die Euch nichts gethan »haben, auf eine ſo ungeſchliffne Art begegnet.« »Und »Ihr ſeyd ein ziemlicher Narr, wie ich merke,« verſetzte er mit einem lauten Gelächter, »daß Ihr einen witzigen »Scherz übel nehmt. Merkt Ihr denn nicht, daß ich »ein ſatyriſcher Kopf bin?« Dieſe unverſchämte Antwort bewog mich, ihn genauer anzuſehen, und ich entſann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erſt vor einem Jahre geſtorben war, und ſich über einer Satyre zu Tode geſchimpft hatte.

Ich war durch dieſe verdrüßliche Begebenheit ſo unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufſtoßen, und mich braun

und blau satyrisiren. Um deswillen that ich meinem Begleiter den Vorschlag, daß wir uns in eine schattichte Gegend zurückziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darinnen, wo nicht einsamer, doch sichrer seyn würde.

In beyden betrog ich mich. Ich erblickte daselbst eine große Gesellschaft, die meistens aus Frauenzimmern bestand. Weil sie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt; so kannte ich sie alle, und ich fand ihre Beschäfftigungen nicht im geringsten verändert. Sie spielten, sie tranken Caffee, manche redeten gar nichts, die meisten aber schlugen ein so lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, diese zuerst zu beobachten. Ich nahte mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeynt, daß eben ich die Ursache dieser allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude gewesen wäre. Je näher ich kam, desto heftiger fiengen sie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Ursache zu wissen; aber sie waren so boshaft, und sagten mir solche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und sinnreiches Sonnet auf ihren Mops, sehr verdient gemacht hatte, war so dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. »Ich »will es Ihnen nur sagen,« sprach sie zu mir, »warum »wir so lustig sind. Wir hatten schon viel Stunden lang »in der verdrüßlichsten Stille beysammen gesessen, ohne »ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die Trachten, »den Gang, und die Mienen aller der Seelen, die bey »uns vorbeygehen mußten, zu beurtheilen. Auch mit »den Abwesenden waren wir bereits fertig, ja, was das »allerbetrübteste war, so waren wir auch schon darüber »einig, daß es heute schönes Wetter wäre. Wir sahen »einander ganz niedergeschlagen und verdrüßlich an, die »Zeit ward uns lang, und wenn dieser artige Herr hier, »einer

»einer von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch »wohl kennen müssen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, so »glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeschla»fen seyn. Von ungefähr erblickten wir Sie von weitem, »und zwar in einer Positur, die wichtig genug war, daß »wir alle aus vollem Halse lachten.« Hier hielt sie inne, stemmte beyde Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Gesellschaft ein so lautes Gelächter an, daß ich ganz beschämt da stund. »Merken Sie es denn »noch nicht?« fuhr sie fort, als sie einigermaßen sich erholt hatte. »Um des Himmels willen, sehen Sie doch »Ihren Hut an, wie bestaubt er aussieht!« »Wenn »dieses an mir das Lächerlichste ist,« antwortete ich, »so »kann ich ihm bald abhelfen.« Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geist vom Kopfe gescherzt hätte, wodurch er eben so staubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal diese reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, so, daß sie von neuem in ein tiefsinniges Stillschweigen verfielen, und ich selbst nicht länger Lust hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich schlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Gesellschaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in seinem Leben eben diese Gesellschaft durch seine Einfalle ergötzt hatte, die sie damals galant, ungezwungen, sinnreich, und, ich weis selbst nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeschiednen Seelen, ganz verändert. Er war stumm, trocken, nicht eine einzige Person in der Gesellschaft schien das artige und witzige Wesen, so er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achseln, und versicherte mich, er sey die unglücklichste unter allen Seelen. Sein Absterben sey ihm so

plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eil weder Uhr, noch Stockband, noch Tobaksdose mit sich genommen. »Drey Sachen, rief er, in welchen meine »ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz bestand! Was »ist doch der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke! »Wenn ich einen artigen Scherz machen will, so vermisse »ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle auf ein»mal. Ich bin nicht im Stande, das geringste Urtheil »von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von »meinem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prise Tobak »nehmen kann.« Ich bedauerte diesen entkräfteten Stutzer um desto aufrichtiger, da ich schon in meinem Leben dergleichen Geschöpfe niemals ohne herzliches Mitleiden ansehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu seinem Witze wieder zu verhelfen, um deswillen ersann ich eine Ursache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlassen.

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mir die bekannte Geschichte von der abgeschiednen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieser allen Harlekinsverstand verloren hatte; als wir durch ein neues Abentheuer gestört wurden. Eine Frauenzimmerseele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeschlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen sie die eine Hand schlug, mit der andern aber die meinige auf eine so zärtliche Art drückte, daß ich aus dieser wohllüstigen Beredtsamkeit mehr errathen konnte, als wenn sie sich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einsamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie schien in mich so verliebt zu seyn, als

als es eine Person von dergleichen Charakter zu seyn fähig ist. Ich spürte deutlich, daß sie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverschämter ward. Ich war begierig, dieser dreisten Schönen ins Gesicht zu sehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich sprang zurück. »Bist du es?« sagte sie, und gieng kaltsinnig fort. Meine Leser werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieses die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that sie freundlich. So bald sie mich sah, ward sie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß sie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unsre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was sie am meisten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängstliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Gesträuche hörte, machte mich aufmerksam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte diese ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand sie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unsre Komödianten, ihre Schäfer vorstellen. Er hielt einen Hirtenstab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tausend Seufzern mit solcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm stund. Endlich sah er mich mit zerstörten Blicken an. Er sprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. »Grausame!« rief er; »hast du »dich doch endlich bewegen lassen? Ich sehe schon, an»betenswürdige Sylvia, ich sehe schon in deinen Augen »das Mitleid, welches du gegen den unglückseligen Thyr»sis hegest!

»Ach strenge Sylvia! warum verachtst du mich?
»Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter
»sich;
»Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Steine
»brennen
»Von Flammen, die auch schon die jungen Läm-
»mer kennen;
»Dein Thyrsis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
»Und du alleine nur willst Schnee und Kälte
»seyn?
»So bald ich neulich dich, (du wirst es wohl noch
»wissen) . .

»Du irrst dich, mein Freund,« sagte ich zu ihm, »ich »bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . . . »Ja, »verstelle dich nur,« rief er mit einer rechten Schäfer-wut, »verstelle dich nur, du mörderische Schöne! Frey-»lich bist du nicht meine Sylvia! Menalks Sylvia bist »du! Glückseliger Menalk! Verlaßner Thyrsis! Ich »habe es mit meinen Augen gesehen, daß Menalk den »Strauß auf seinem Hute getragen, den ich für dich, »nur für dich allein, gebunden hatte. Ich setzte dich zur »Rede, die Hirten wissen es alle. Du antwortetest mir »nicht einmal! Du eiltest von mir! Du giengst zu dei-»ner Heerde! Unempfindliche Schäferinn! Sind meine »Flammen strafbar, so strafe mich; aber strafe vorher »dich selbst, denn nur die Blitze deiner Augen sind es, »welche mich in Brand gesetzt haben.

»Wer böse Zauberey getrieben,
»Dem wird das Feuer sonst in Rechten zuerkannt.
»Ich weis von solcher nichts, und wollte nur was
»lieben,
»Und werde doch darum verbrannt;

»Der

»Der Riehen, welcher mich ſo grauſam will ver-
»dammen,
»Schlägt ſelbſt das Feuer auf, und trägt das Holz
»zuſammen.«

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angſt zu werden, und ich wünſchte mir, aus den Händen der ſchwärmenden Seele befreyt zu ſeyn. Er hielt meine Knie ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht möglich ſchien, mich von ſeiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer ſich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und ſagte: »O Sylvia! ich bitte dich bey »den Göttern dieſer Flur! höre einmal auf, grauſam zu »ſeyn! Wenn dein Herz nicht noch härter iſt, als jene »Felſen, ſo laß dich mein Unglück rühren! Laß mich ſeufzen! Ich beſchwöre dich bey den Nymphen, welche dort »hinter jenem Buſche lauſchen, und bey den cryſtallnen »Fluthen, welche hier über dieſe Kieſel rollen, habe Mitleiden mit dem Unglückſeligſten:

»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!
»Gönnt mirs, ihr verſchwiegnen Bäume,
»Daß ich von der Marter träume,
»Die mein Mund ſo oft erzählt!
»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!«

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über dieſen Opernſchäfer zu lachen. »Und du lachſt noch?« ſchrie er, indem er von der Erde aufſprang. »Und du ſpotteſt »noch mit meiner Verzweiflung?

»Nun weis ich Aermster nicht, was weiter übrig iſt,
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum
»henke;
»Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend
»kränke.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte.

Ich erſchrack, ich befürchtete, ſeine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung ſeyn. Ich wollte ihm nachgehen, um ſeiner Raſerey Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. »Du kannſt ganz ruhig ſeyn,« ſagte er. »Dieſes iſt der Schatten eines von den Schä»fern, welche ihr Leben am höchſten bringen, wenn ſie »alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſer auf»befinden, als wenn ſie von Gift und Dolche reden. Er »war in ſeinem Leben ſehr zärtlich, und glaubte, für keine »Kreatur ſchicke es ſich beſſer, zärtlich zu ſeyn, als für ei»nen Schäfer. Er ward alſo ein Schäfer, nur in der »Abſicht, damit er recht regelmäßig ſeufzen könnte. Tag »und Nacht war er beſchäfftigt, durch Leſung ſolcher »Schriften ſich vollkommen zu machen, welche von Feuer »und Flammen rauchten, und von verliebtem Mord und »Todſchlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth ſein »Gehirn in ſolche Unordnung, daß er, als ein arkadiſcher »Don Quichot, auf Abentheuer ausgieng. Dieſe grau»ſame Sylvia, für welche er dich anſah, iſt nirgends an»ders, als in ſeiner Einbildung möglich geweſen. Sein »ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, »und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee »und Milch, geredet; ja ſo gar den Arzt, als ihm dieſer »an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken ge»ſtreichelt, weil er ihn für ſeinen Hylax hielt. Du darfſt »dich alſo nicht wundern, daß er dich ſchlechterdings zu

»ſei-

»ſeiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß »außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer geweſen »iſt, welchen ſeine verderbte Einbildung ſo ſehr wahnwitzig »gemacht; doch ſoll es, wie man mir geſagt hat, noch hin »und wieder verſchiedne Seladonchen geben, welche einen »ziemlichen Anſatz zu dieſer hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, ſo ſehr ich es auch wünſchte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in ſeinem Leben, durch ſein unermüdetes und politiſches Geſchwätz, geweſen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, ſeine tiefſinnigen Beurtheilungen von Staatsſachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er mich hier ſehen ſollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie »ſind doch allemal ſein geſund geweſen?« ſagte er. »Sie »haben ſie doch alle wohl verlaſſen? Und Ihre Jungfer »Muhme? . . Sie werden mich wohl verſtehen? Nun »das will ich eben nicht ſagen. In der That wollte ich »ihr es gönnen. Das Mädchen iſt gut. Lebt denn der »alte Hauptmann noch? Ich habe tauſend Spaß mit »ihm gehabt. Was ich Ihnen ſage. Der konnte recht »erzählen, wenn er bey Humor war! Den pommerſchen »Krieg, den wußte er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es »würde gewiß ganz anders abgelaufen ſeyn, wenn er nicht »abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weis »nicht, das Ding ſiehe ſehr bunt aus. Mit meinem »Willen iſt es gar nicht geſchehen, daß Prinz Karl übern »Rhein gieng. Es war doch nun mit alle dem, wie es »war. Der Franzeſe, es mag nun ſeyn, wie es will, er

»ist doch einmal der Franzose, und ein Christ, so gut als »wir. Was ich Ihnen sage. Er hätte es können blei»ben lassen. Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich »hitzig Wasser seyn. Aber hören Sie nur an. Ich »denke, ich denke, es soll bald anders werden. Der eine »von den Herren Cantons . . Ich will es Ihnen schon »einmal erzählen, wenn wir allein seyn werden. Vor »dem Türken? Ach! der Windhund, der darf sich nicht »breit machen! Was ich Ihnen sage. Das merkte ich »gleich im voraus, ohne Flatterie! Meine Großmutter »seliger . . ich weis nicht, ob Sie sie werden gekannt »haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie wohnte »hinten am Walle. Hören Sie, das war eine Frau! »Sie hat mich noch aus der Taufe gehoben. Es gieng »bey ihrem Testamente auch mit Kräutern zu. Was ge»schehen ist, das ist geschehen. Ich habe, Gott Lob, »auch mein Brodt gehabt. Ich spreche immer: ehrlich »währet am längsten; und mein kleiner Christel war noch »dazu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen? Ich »habe es ganz drüber vergessen! Ja, der Türke . . .« »Ja, ja, der Turke,« antwortete ich voll Verdruß, »ich »kenne ihn wohl; aber hier läßt es sich davon nicht gut »werden. Wir sprechen einander schon weiter, itzt habe »ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten.« Ich ließ ihn stehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche so verhungert aussah, wie ein Goldmacher, und so tückisch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir sehr vertraulich die Hand, und sagte: »Sie haben recht wohl gethan, »daß Sie sich den unsinnigen Schwätzer vom Halse ge»schaffet haben. Ich habe ihrem ganzen Gespräche zuge»hört, und mich über Ihre Geduld gewundert. Es ist

»ewig

»wig zu bejammern, daß es Leute giebt, die ſich um
»Sachen bekümmern, welche ſie nicht verſtehen. Wenn
»es nur Barbierer wären, welche ſich in politiſche Han-
»del miſchten; ſo möchte es allenfalls noch hingehen, und
»es würde ſich vielleicht darüber lachen laſſen. Aber, es
»giebt Männer mit großen Parücken, die es nicht viel
»beſſer machen, als Ihr Barbier. Anſtatt, daß ſie für
»ihre Pflicht, und für das Beſte ihres Vaterlandes ſor-
»gen ſollten; ſo ſitzen ſie beyſammen, und plaudern über
»die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, in
»meinem Leben auch aus dem politiſchen Stande gewe-
»ſen, und habe dabey Gelegenheit gehabt, einzuſehen, was
»das heiße, ein Land zu regieren. Mit einem Worte?
»Ich war eines Edlen Hochweiſen Raths Straßenberei-
»ter, ein geſchworner Mann, und hatte meine theure
»Pflicht. Die Finanzſachen waren meine liebſte und vor-
»nehmſte Arbeit; und wenn es nach meinem Vorſchlage
»gegangen wäre, die Stadtkaſſe hätte alle Jahre um hun-
»derttauſend Thaler reicher ſeyn müſſen. Aber freylich,
»wie es nun geht! Wer etwas verſteht, der hat ſeine
»Feinde. Der Bürgermeiſter merkte, daß ich ihn über-
»ſehen konnte, das war ſchon genug, mich zu ſtürzen.
»Nur mein Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzei-
»tig entriſſen worden bin. Tag und Nacht habe ich mit-
»ten in meiner ſchweren Berufsarbeit auf Mittel und
»Wege geſonnen, das Wohl meiner Mitbürger in beſſre
»Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für
»einen kläglichen Verfall das Finanzweſen gerathen war;
»denn als ich um eine Zulage für meine patriotiſch gelei-
»ſteten Dienſte anſuchte, ſo gab man mir abſchlägliche
»Antwort, und zur Urſache gab man dieſes an: Es ſey
»kein Geld in der Kaſſe. Von dieſem Augenblicke an
»nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme

»zu

„zu spüren. Alle Tage gab ich ein neues Mittel an die „Hand, die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und eben „dadurch verdiente ich den würdigen Beynamen des Pro„jektmachers. Ja, mein Herr, hätte man mir nur ge„folgt. Ich hatte auch meine theure Pflicht auf mir, so „gut als der Bürgermeister; und gleichwohl wiesen sie „mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. Was mey„nen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man die Geist„lichen abschaffen, ihre Besoldungen einziehen, und die „Rathsherren anhalten sollte, daß sie selbst nach der Zeche „und zur Fröhne predigen müßten. Was hätte man „nicht ein Jahr lang in der Stadt ersparen können? Und „den Geistlichen war ich so nicht gut, besonders unsern „dicken Oberpfarrer, der hätte es auf diese Art gewiß em„pfinden sollen, was das heiße, einen geschwornen Mann „von der Kanzel zu werfen. Glauben Sie wohl, daß „mein Vorschlag angenommen ward? Ich versuchte es „auf eine andre Art. Ich überreichte eine Schrift, in „welcher ich aufs deutlichste ausgerechnet hatte, daß die „Stadtkasse alle Monate um dreytausend Thaler ver„mehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welche die „Herrschaft über ihren Mann führete, monatlich drey „Mark zur Einnahme erlegen müßte. Hätte wohl ein „Vorschlag billiger und vernünftiger seyn können, als „dieser? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle „Weiber, von der Bürgermeisterinn an bis auf meine „eigne Frau, gesteinigt hätten. In der That durfte ich „mich vier Wochen lang nicht sehen lassen, und das war „die Belohnung für meinen wohlgemeynten Eifer. Den„noch ward ich nicht müde, in der Hoffnung, daß we„nigstens einmal meinen Mitbürgern die Augen zu ih„rem Besten aufgehen würden. Unser Küster, welcher „auch kein Narr seyn wollte, gab mir unter den Fuß,

„mich

mich sollte eine Vorstellung thun, daß man auf die Möpse keine Kopfsteuer legen, und daß die Gratulanten ordentliche Hausirzeddel lösen, und alle ihre Glückwünsche auf Stempelpapier drucken lassen sollten. Aber ich weiß nicht, das Ding kömmt mir zu überstudirt vor, und mich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie gestehen werden, daß meine Projekte nicht allein die besten und einträglichsten, sondern auch die vernünftigsten sind, denn ich habe meine theure Pflicht. Was meynen Sie davon? Sagen Sie mir es offenherzig!"

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber gestund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küsters seine Einfälle nicht unrecht zu seyn schienen. Die Menge der Gratulanten sey so ansehnlich, daß aus den Hausirzeddeln, und aus dem Stempelimpost, der auf die guten Wünsche gelegt werden sollte, der gemeinen Stadtkasse eine große Summe zuwachsen könnte. Es wäre dieses auch als eine gewisse und beständige Einnahme anzusehen, da man nicht befürchten dürfte, daß diese Art von poetischen Inserten jemals vergehen würde, wenigstens so lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche sich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieses dem gemeinen Wesen nicht zur Last, weil man dergleichen mechanischen Dichtern gar wohl zulassen könnte, daß sie ihre unterthänigste Devotion um etliche Schillinge steigerten. Die Kopfsteuer auf die Möpse habe meinen völligen Beyfall, zumal wenn sie bey Strafe der Confiscation ausgeschrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooßhund gern mit zwölf bis funfzehn Mark lösen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfsteuer legte; wenigstens wür-

würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen, und sie würden es auch nicht einmal gutlassen, daß die Weiber den Betrug entrichteten, weil ein Mann es nicht leiche zugestünde, daß seine Frau Herr sey, so wie ein jeder nur seinem Nachbar für einen guten geduldigen Mann, niemand aber sich selbst dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschaffung der Geistlichen wäre so abgeschmackt und partheyisch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Straßenräuber. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu mißfallen, welche den wenigsten Verstand besäßen, und man sähe, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich sein geschworner Mann bin? Daß ich meine theure »Pflicht habe? Das soll Er mir nicht umsonst gethan haben! Er ist ein Verräther des Vaterlandes! Ein »Rebell! Ein Meineidiger! Ich will Ihm meine theure Pflicht . . . .« und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nun-

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette stieße, und erwachte? Allein, ich habe noch keine Lust, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigstens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit schmerzlichem Verlangen entgegen sehe, weil ihre Bemühungen in dieser Welt so lächerlich und abgeschmackt sind, daß ich mir meine Leser gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit sich ihre Seelen beschäfftigen. Es verlohnt sich also die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod schlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerstöcken *).

Zueignungsschrift
an die
Marquisinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutscher, mich unterstehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine solche Schrift zu setzen, in welcher eine der schwersten Materien, nach der Metaphysik, abgehandelt wird. Die witzigsten Eurer Landsleute wählen sich eine Marquisinn zur Schutzgöttinn ihrer gelehrten Werke, welche sie in die Welt senden, und ich lobe sie darum. Derjenige Leser müßte sehr unbescheiden seyn, der sich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beschützt, oder die, mit der Livrey einer Marquisinn, sich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 1ster Band, 5tes Stück, 1745.

nicht so sehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieses für einen der wesentlichsten Vorzüge Eures Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen sollte. So oft ich ein Buch sehe, es mag in Cölln, oder auf Kosten der Compagnie herausgekommen seyn; so ist eine Marquisinn allemal das erste, was mir in die Augen fällt. Niemals sehe ich dieses, ohne die Glückseligkeit Eures Volks zu beneiden, und mein Deutschland, dieses rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquisinn hat. Ihr würdet sehr grausam seyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, diesen natürlichen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute sind so gefällig, daß sie uns mit allen denen Moden versorgen, die uns Deutsche zu lebhaften Franzosen, oder, welches einerley ist, zu vernünftigen Kreaturen machen. Ich glaube also, sie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquisinn, eben so groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich versichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu Paris niemand trage, als ein gewisser Chevalier, ein gewisser Marquis, und ein gewisser Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht ist es nicht wahr, was mein Schneider sagt, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein solcher Aermel, als der meinige. Es mag seyn! Das will ich nicht untersuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn sich jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquisinn von L*** in der Welt sey? Denn auf diese Art würde man an meinem größten Verdienste zweifeln wollen. Chloris hat eine solche Hochachtung gegen meinen pariſischen Aermel, daß sie mich gestern früh für den vernünftigsten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel,

wenn ich glaube, meine Landsleute sind schuldig zu bekennen, ich sey unter allen denen Schriftstellern, welche sich seit der letzten Michaelmesse verewigt haben, der gelehrteste, gründlichste und tiefsinnigste, weil ich die Ehre habe, der Marquisinn von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünsche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir diese Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, gestehe, daß ich mir kein größres Glück vorstellen könnte, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfiengen, zu zweifeln, ob sie auch wirklich ein deutsches Original, und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre. Allen meinen Gerechtsamen auf die Nachwelt wollte ich entsagen, wenn ich dieses Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eifersucht an den deutschen Verfasser gewisser bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieses schmeichelhafte Zeugniß giebt: Es habe diese Briefe zwar freylich nur ein Deutscher geschrieben; aber gleichwohl wären sie so vortrefflich abgefaßt, daß sie verdienten, von einem Franzosen geschrieben zu seyn. Auf Euch allein, Madame, wird es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich seyn soll. Gewinne ich nur Euern Beyfall, so weis ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzusprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tschafchlau.

N. S.

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzose, und unsterblich zu seyn, habe ich vergessen, mich bey Euch, Madame, zu entschuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche so gelehrt ist, daß Ihr nicht ein Wort davon verstehen werdet. Aber dieses thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsschrift lesen sollt; denn eben um deswillen seyd Ihr eine Marquisinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigsten Landsleute rechtfertigen, wenn ich Euch künftig eine Abhandlung von Kegelschnitten, einige algebraische Galanterien, und eine kritische Untersuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr seyd nicht eine Stunde sicher, daß ich Euch nicht mit einer politischen Deduction von dem österreichischen Succeßionskriege heimsuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küsse Euch die Hände.

Abhandlung.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche so schwer und tiefsinnig ist, daß ich von meinen Lesern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches sie unachtsam übersehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel und unbegreiflich vorkömmt. Um deswillen halte ich für billig, einige der

schwersten Sätze vorher zu erklären, und verschiedne der wichtigsten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das geringste versäume, wodurch ich mich um meine Leser verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt sind, wie ich, werden diese Einleitung freylich nicht nöthig haben; ich erwarte also den Dank für diese Bemühung nur von dem schönen Theile meiner Leser. Bloß diesem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, so schreiben, wie verschiedne unsrer Philosophen zu thun pflegen, wenn sie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bey weitem so wichtig nicht ist, als die meinige.

»Ich nehme dieses als einen Hetschesatz an, daß »die Vorstellungskraft der Seele sich nach der Lage der »Körper richtet. Es gründet sich dieses auf die vorher»bestimmte Uebereinstimmung von Leib und Seele. Zu »mehrerm Beweise könnte ich den Satz des nicht zu Un»terscheidenden anführen, wenn nicht bereits ausgemacht »wäre, daß unmöglich ein Ding zugleich seyn, und nicht »seyn kann. So wenig gegenwärtig meine Absicht ist, »das Lehrgebäude der gelegentlichen Ursachen über einen »Haufen zu werfen; so wenig werde ich auch itzt unter»suchen, ob die Gesichtspunkte der Vorstellungskraft, »welche sich bis in die Zirbeldrüse fortpflanzen, nur ein»fach oder vielerley sind. Genug, daß der Grund das»jenige in der Ursache ist, woraus man das darinnen Ge»gründete erklärt. Denn das Ganze zusammen genom»men ist seinen Theilen gleich; und wenn die Ursache »gesetzt wird, so wird auch die Wirkung gesetzt. Es ist »zwar andem, daß es unendliche Wahrscheinlichkeiten »giebt; doch sind diese Wahrscheinlichkeiten der Vermu»thungen eben so gewiß, als die Erweise von vorne. Es

»thut

»thut nichts, daß das Maaß der Kräfte in der Welt ei»nerley ist; so lange noch die Körper untheilbar sind, »und so lange der Raum ausgedehnt ist, dennoch aber »keine Eigenschaften hat. So deutlich alle diese Wahr»heiten an und für sich sind; so werde ich mich doch noch »besser erklären können, wenn ich sie in folgenden Schluß »zusammenfasse: Die Seele ist ein Spiegel, in welchem »sich die andern Monaden alle im Kleinen abbilden, und »wenn man die dunkeln Ideen einer Seele kennen sollte, »so würde man die Eigenschaft aller Wesen erkennen. »Nun ist aber außer Streit, daß die einfachen Dinge, je»des für sich, bestehen, durch die verwirrte Vorstellung »aber nur ein Haufen zu seyn scheinen. »Also folgt von »selbst, daß Etwas dasjenige ist, was Etwas seyn kann, »indem die Bewegung die Veränderung eines Orts, der »Ort aber die vorgestellte Verhältniß unterschiedner von »einander abstehender Dinge ist. W. Z. E. W.«

Dieses wird genug seyn, meinen Leser zu demjenigen vorzubereiten, was ich sagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekostet hat, alles in ein völliges Licht zu setzen. Vorstehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte sehr mitgenommen. Aber desto gelehrter ist er auch. Ich denke stark, wie ein Philosoph; dennoch aber trage ich meine Gedanken sehr deutlich vor, wie man sehen kann, und eben dieses ist der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlangen kann. Ich schreite nunmehr zur Hauptsache.

Buchdruckerstöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bey den Anfangsbuchstaben, theils aber zum Schlusse derselben gesetzt werden. Ich bin nicht gesonnen,

nen, ihre Genealogie zu untersuchen. So viel aber ist wohl gewiß, daß sie nicht viel jünger seyn können, als Faust und Guttenberg. Es ist dieses ein neuer Beweis, durch welchen wir unsre Vorzüge vor andern Völkern, und besonders vor den eingebildeten Franzosen, behaupten können. Sind wir Deutsche die Erfinder der Buchdruckerkunst, wie solches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit mehrerm ausgeführt worden ist; so will ich denjenigen sehen, welcher so vermögen seyn, und uns die Erfindung der Buchdruckerstöcke absprechen will. Die Meynung derer ist bereits von vielen widerlegt worden, welche sie den Gothen zuschreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unsern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin also der Mühe überhoben, dieses Vorurtheil itzt zu bestreiten.

Hätte ich die boshafte Absicht, in der gelehrten Republik ein neues Feuer anzurichten; so würde ich hier die schönste Gelegenheit dazu finden. Wäre wohl etwas leichters, als ein Dutzend widrige Meynungen zu ersinnen, welche einige Feinde der Buchdruckerstöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewisser berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch sonst niemand kennt, sich habe verlauten lassen: dergleichen Buchdruckerstöcke wären nichts anders, als was die Tonnen bey den Wallfischen sind, welche man ihnen vorwirft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen. Man gäbe nämlich dem geneigten Leser ein Bildchen in die Hand, daß er damit spielen, und die Schrift selbst verschonen sollte. Besäße ich so viel Unverschämtheit, als mancher Autor besitzt, der in der gelehrten Historie noch lange so berühmt nicht ist, als ich; so würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leser eine Unwahrheit sa-

gen,

gen, und ihn versichern, daß der große Engländer Will. Lightbury in seinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione quarta, §. 9. sq. p. m. 419. sich sehr merkwürdiger Worte bedient habe, welche im Deutschen also ungefähr lauteten: »Um deswillen muß ich Ihnen, Mylord, aufrichtig bekennen, daß meistentheils die schönsten und wichtigsten Buchdruckerstöcke vor den magersten und abgeschmacktesten Abhandlungen stehen. Sie kommen mir daher nicht viel anders vor, als diejenigen Tafeln, auf welchen die kostbarsten Speisen und Getränke gemalt sind, und welche öfters vor solchen Gasthöfen hängen, in denen man gleichwohl kaum so viel bekommen kann, als zur Stillung des Hungers und Durstes nöthig ist.« So weit unser Will. Lightbury, könnte ich sagen; und es wäre allerdings vermöggen genug von mir gehandelt, wenn ich sprechen wollte, daß diese Stelle in einem englischen Scribenten stünde, da in der ganzen Welt niemals ein William Lightbury gewesen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr ist, was dieser soll gesagt haben. Dem ungeachtet würde ich diese dreiste Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichsten Exempeln bewährter Schriftsteller beweisen können, welche im Fall der Noth mit eignen Händen alte Manuscripte und Documente verfertigen, und noch öfterer sehr umständlich sich auf die Zeugnisse großer Männer beziehen, welche sie gleichwohl so wenig kennen und gelesen haben, als ich und meine Leser den William Lightbury. Ja, was noch mehr, ich erlebe wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr als einer philosophischen Disputation, auf Treu und Glauben, sich auf den Ausspruch meines William Lightbury berufen; und wer weis, ob sich nicht

jemand des gemeinen Besten so väterlich annähme, und eine Schrift unter diesem Titel abfaßte: »Versuch einer »abgenöthigten Vertheidigung wider die gehässigen »Meynungen des Will. Lightbury in seinen bekannten Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione quinta, §. 9. sq. pag. mihi 419. zur Aufnahme des guten Geschmacks und aus Liebe zum werthen Vaterlande, in möglichster Kürze sehr eilfertig, jedoch nachdenklich, entworfen von N. N. auf Kosten des Verfassers.« So leicht würde mir es seyn, Verwierungen und Befehdungen unter vielen unsrer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher seinem Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewissen braucht, als mancher Advokat, welcher nur so lange für einen ehrlichen Mann angesehen zu seyn wünscht, als der Proceß gangbar ist, und um Bezahlung in einer Stunde so viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu seinem rechtlichen Verfahren nöthig hat.

Um deswillen versichre ich meine Leser, daß weder ein gewisser berühmter Mann, noch ein Will. Lightbury, noch auch, so viel mir bekannt ist, sonst jemand etwas zum Nachtheile der Buchdruckerstöcke geschrieben hat. Ich kann also mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Absicht lediglich dahin gerichtet seyn lassen, daß ich in verschiedenen Exempeln zeige: »was vornehmlich bey der Wahl und »geschickten Einrichtung der Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedweden Schrift, und deren wesentlichem Inhalte, zu beobachten sey, damit die Natur der »Sache allenthalben beybehalten, und dem Leser ein auf-

»rich-

»richtiger Begriff von demjenigen beygebracht werde, »wessen er sich zu dieser Schrift und ihrem Verfasser zu »versehen habe.«

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den üblen Geschmack denken können, welcher bisher bey den juristischen Schriften, in Ansehung der Buchdruckerstöcke, geherrscht hat. Da ich selbst ein Priester der Gerechtigkeit bin, und so gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann; so liegt mir viel daran, daß ich auch in diesem Stücke der eingerißnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich diesem Uebel dadurch steuern, wenn ich aufrichtig gestünde, daß mich dieser Mißbrauch mehr als einmal die bittersten Thränen gekostet hat; so würde ich dieses wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unser großer Alciatus in seiner Gloſſa ad l. 4. D. de Iuſtitia et Iure §. fruſtra enim 14. aus der Erfahrung sehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advokat nicht auf die Augen, sondern auf die Hände seiner Clienten sehen müsse, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter sich durch Thränen bewegen ließe; so halte ich es für sehr vergebens, dieses Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug seyn, wenn ich einige Vorschläge thue, was künftig in Ansehung der Buchdruckerstöcke bey juristischen Schriften zu beobachten sey.

Unter sechs praktischen Abhandlungen de eo, quod iuſtum eſt, circa, wird man wenigstens fünfe antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundnen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage sitzt. Ich weis es wohl, daß dieses ihr gewöhnlicher Aufzug ist, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man sie nur

nur über solche Schriften setze, welche von den Rechten unsrer Vorfahren, der alten Deutschen, handeln. Von diesen allenfalls will ich glauben, daß bey ihnen die Gerechtigkeit verbundne Augen und in den Händen Schwerdt und Wage gehalten habe: allein, die Zeiten ändern alles. Bey uns ist diese Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es aussehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt und spielt, mit Helm und Harnische malen wollte, wie sein Großvater gemalt ist, der in denen rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu sterben? Nein, itzt sind unsre Zeiten weit gesitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, jeder in seinem Stande, uns nach dem heutigen Geschmacke richten lernen. Ich rathe es also meinen Collegen aufrichtig: Wenn sie nützliche Anleitungen zur güldnen Praxis schreiben wollen; so müssen sie den Buchdruckerstock so wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, sondern sie müssen ihr die Binde auch über die Ohren recht fest machen, daß sie weder hört noch sieht. Die Hände hingegen müssen sie ihr schlechterdings frey lassen, damit sie zugreifen kann, wenn die Parteyen ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es bestehe nun dieser in baarem Gelde, oder in Victualien.

Aber so strenge will ich doch nicht seyn, daß ich die Wage ganz und gar abschaffen wollte. Nein! sie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de iustitia distributiua handeln, ist die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juristen, so würde es nicht nöthig seyn, mich zu erklären, was iustitia distributiua in verschiednen Richterstuben heiße. Aber dem

schö-

schönen Geschlechte zu gefallen, muß ich erinnern, diese sey eine praktische Kunst, zu untersuchen, wie sich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Kreise, den uns ein armer bedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns sein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unsers Eifers für die gerechte Sache zuschickt. Dieses heiße justitia distributiua *). Und in diesem Falle ist die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeynend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen und unverbundnen Augen vorstellte; denn es trägt dieses viel dazu bey, den statum causſae recht einzusehen.

Ich besitze ein Buch, aber der Titel ist weggerissen, um deswillen ist mir der Verfasser und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus dem Drucke schließen, daß es ziemlich alt seyn mag,

*) Hiervon ist mit mehrerm nachzusehen des berühmten Herrn Professors in Leiden Gille Joenhoeck nomenclator forenſis, oder juristisches Wörterbuch, in welchem, unter dem Buchstaben J, obige Beschreibung de iuſtitia diſtributiua von Wort zu Wort sich befindet, und noch dieses hinzugesetzt ist, daß nach verschiedner Rechtsgelehrten Meynung ein Kober Kreise probatio ſemiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum heiße. Ich habe aber davon mit Fleiße in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieses nur den holländischen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt ist.

mag, und die sogenannten Emmarien der Alten gegen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor sich ausdrückt, de vltimo fine cauſſidicorum handelt. Von der Sache, welche darinn ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil ſie auf unſre Zeiten gar nicht paßt. Allein, dieſes muß ich doch als einen Beweis des guten Geſchmacks anführen, deſſenman in vorigen Zeiten gehabt, daß man daſelbſt beſonders drey Stücke antrifft, welche außerordentlich wohl gewählt ſind. Der erſte ſteht gleich über dem Anfange der Vorrede, und iſt ein feiner Holzſchnitt, der eine Wollſchur, und im Proſpecte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorſtellt, mit der Ueberſchrift: Paſtoris eſt, tondere pecus! Der Anfangsbuchſtabe iſt ein A, ſo auf einem Erpenſtocke ſteht. Zum Schluſſe der Abhandlung iſt eine zuſammengedrümmte Schlange, ungefähr ſo, wie man die Ewigkeit mahlt. In dem innern Raume derſelben erblickt man die Worte: In ſaecula ſaeculorum. Ob dieſes letztere nur ein andächtiger Wunſch ſeyn ſoll, den der Verfaſſer, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen, in unſern Zeiten aber auch altväteriſch gewordenen, Soli Deo gloria, angehangen hat? das weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß dieſe Stücke ſich alle dreye gar füglich auf den abgehandelten Satz, de vltimo fine cauſſidicorum, deuten laſſen.

Anfänglich hatte ich mir vorgeſetzt, einen Buchdruckerſtock auszudenken, den man vor eine Schrift ſetzen könnte, in welcher von der Billigkeit, ſich der Wittwen und Waiſen ohne Eigennutz und redlich anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewiſſer vornehmer Mann ausgeredet, und zur Urſache angeführt, daß der-

dergleichen Stücke gar überflüßig wären, da diese Materie nur unter die theoretischen Wahrheiten gehörte, welche wenig Leser, und um deswillen schwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen diesen großen Mann bin ich zwar seinem Rathe gefolgt; nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verschiednen juristischen Sätzen zu handeln, welche man eben so wohl für solche theoretische Wahrheiten, als jene halten, und glauben wird, daß sie weder Leser, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenschaft eines Advokatengewissens, von Wiedererstattung des unrechterworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität seinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidschwüre, von der Strafe der Erbschleicher, und von hundert andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieser Regel wird es vergebens seyn, von der Taxordnung etwas zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle diese Stücke sollten die schönsten Erfindungen zu den zierlichsten Buchdruckerstöcken geben. Ich kann diesen Verlust kaum verschmerzen. Gesetzt auch, daß alle diese Dinge nicht mehr Mode, und höchstens nur theoretische Wahrheiten sind! Darf man denn deswegen nicht weiter davon schreiben? Kann man sie denn nicht wenigstens unter die juristischen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigstens eben so nützlich seyn, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen, und von den langen und kurzen Röcken der Römer? Ich wette darauf, wer davon schreibt, kann sich den Beyfall der berühmtesten Männer, und wenigstens in vier Wochenblättern den Titel eines doctissimi, clarissimi, viri celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi, versprechen. Nur von der Billigkeit, sich der Wittwen und

Wai-

Waffen ohne Eigennutz anzunehmen, von solchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unsre alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von Glossis und Brocardicis wußten, für so unentbehrlich hielten, nur davon soll es nicht erlaubt seyn, etwas zu schreiben, aus Furcht, man möchte vergebens geschrieben haben? Das halte ich für grausam! Und demnach sehe ich mich gezwungen, dem mir gegebenen Rathe dieses großen Mannes zu folgen, weil er mein nächster Vetter ist; weil er über zwanzig tausend Gulden besitzt; weil er drey Aerzte hat, die ihn alle drey auf einmal mit Medicamenten versorgen, und er also, wofern diese ihr Handwerk recht verstehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müssen mich diese Gründe rechtfertigen; und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles gehen lassen, der muß sein Lebtage keinen reichen Vetter gehabt haben. Und auf solcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unsrer starken Geister habe ich lange, doch vergebens nachgedacht, einen Buchdruckerstock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu spotten, welche wir, kleine Seelen, unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine so besondre Fähigkeit, welche man ordentlicher Weise bey vernünftigen Kreaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefsinnigen Verstand anbetrifft, sein Recht gern wiederfahren lassen, und unsern starken Geistern gönne ich das Vergnügen, sich eben so wohl Spinozisten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prima saß. Das wäre

barba-

barbarisch, wenn man unsern Freygeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm sein eigner Verstand widerspricht; welches seiner Vernunft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit anzupreisen; welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glück von sich stößt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein solches Geschöpf sollte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist abgeschmackt, wenn man auf die Erfahrung trotzt, daß der schwächste Kopf oftmals der stärkste Geist sey; daß dazu viel weniger Verstand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweisen; daß derjenige die Gesetze des Staats beleidige, welcher die Gesetze der Offenbarung über einen Haufen zu werfen sucht; daß die Pflichten der Geselligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man seinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüth zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beßre Mittel anzugeben. Alle diese Einwürfe sind ungegründet, sie sind abgeschmackt. Ich habe es schon oben gesagt, und hier sage ich es noch einmal. Das ist ein richtiger Beweis, und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unsre starken Geister einigen Engländern treuherzig nachbeten, wenn sie die biblische Geschichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer, für die gerechte Sache unsrer starken Geister, bin ich von meiner Hauptsache ganz,

abgekommen. Ich wollte von den Buchdruckerstöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen so heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man schon im Begriffe, sie ins Tollhaus zu stecken. Es schadet nichts, wenigstens ist es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man sie ja noch dahin bringen sollte, wo diejenigen eingeschlossen und verwahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft sich und andern schaden können. Das Meinige habe ich gethan, und komme nun wieder zur Hauptsache.

Meine Leser werden sich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens nachgedacht hätte, einige Buchdruckerstöcke ausfindig zu machen. Dieses bewog mich, eine der neuesten Schriften unsrer starken Geister aufzuschlagen, und wenn die andern alle so sind, so halte ich meine Sorge beynahe für überflüßig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einsicht gewählt sind. Diese ganz neue, und wo ich nicht irre, die allerneueste Abhandlung fängt sich mit einem J an. Dieser Buchstabe steht in einer viereckichten Verzierung, auf welcher ein Fuchs sitzt. In seinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzschnitt ist, so habe ich nicht recht deutlich unterscheiden können, ob es der Kopf von einem Menschen oder von einem unvernünftigen Thiere ist; und eben dieses hat mich noch bis auf diese Stunde zweifelhaft gelassen, ob es das Brustbild des geschickten Herrn Verfassers seyn, oder auf die bekannte Fabel gehen soll, welche Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vortrefflich ausgesehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierinn freylich noch ungewiß; aber je mehr ich in der Abhandlung selbst lese, desto mehr glaube ich auch, daß der Verfasser nach der Gewohnheit andrer großen Schriftsteller,

der

der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a *Iul. Vrsino* exhibito in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem abgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich sieht; und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichen Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß und furchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so großen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Mißbrauche steuern, welcher besonders bey dieser Art von Schriften eingerissen ist, und überdieß würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man ohne besondre Erleuchtung nicht einsehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie seyn soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht, so weitläuftig zu seyn, als es das allgemeine Beste erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Absichten vorzuziehen, so lange man einem Autor das Recht nicht absprechen kann, mehr auf sich, als auf das gemeine Beste, zu sehen. Um deswillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir

durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unsrer eifersüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutsche zu wenig Witz und zu viel Ernsthaftigkeit besitzen. Unsre muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwegenheit unternehmen sie Beweise der schwersten und ernsthaftesten Materien aus der Metaphysik, und dennoch alles mit einer spaßhaften Miene, und mit einer sehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn sie von den ewigen Wahrheiten der besten Welt zu reden versprechen, so werden sie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund so bezaubernd sey, daß sie von ihrer besten Welt erst alsdann recht überführt werden könnten, wenn sie diesen Mund küssen dürften. »Das erste Wesen aller Dinge legte mit weiser »Vorsicht die Kräfte in den Menschen, die Mittel zu »wählen, welche zu Beförderung seiner Glückseligkeit »dienlich sind, und dasjenige zu meiden, was ihm an »Erlangung derselben hinderlich seyn konnte.« So prächtig klingt ihr Satz. Frägt man nach dem Beweise? Der Beweis folgt unmittelbar drauf. »Ich wähle die »Chloe, weil ich bey ihrer Liebe der Glückseligste bin: »aber mit der größten Kaltsinnigkeit begegne ich Selin»den, denn ihre Sprödigkeit will keine Schäfer, sondern »Sklaven, haben.« Ist dieser Beweis nicht ganz unerwartet? Ist er nicht eben um deswillen vortrefflich? Unser großer Philosoph liebt Chloen, und flieht Selinden! Warum? Denn das erste Wesen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiser Vorsicht (§. 4.) die Kräfte in denselben (§. 9. 10.), durch eine freye Wahl (§. praeced.) sein Glück und sein Unglück zu befördern. Es wird einem solchen starkdenkenden Geiste ein leichtes seyn, die Existenz Gottes auf eine so spielende und lustige Art zu beweisen,

daß

daß auch der Setzer seiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung sich des Lachens nicht enthalten kann, so bald er die Demonstration in die Hände bekömmt. Könnte wohl ein vortrefflicheres Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer so unverschämt seyn, und mir darinnen widersprechen wollte, der müßte . . . ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken sollte; mit einem Worte, der müßte so eigensinnig, als Wolf, seyn. Wenn ich meine philosophischen Helden mit einem Blicke übersehe; so finde ich bey allen eine große Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft und ansehnlich; die Einkleidung ist lustig und poßierlich. Ich werde also für alle einen Buchdruckerrock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wollten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigen Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschiede, daß er den Mantel, den Hut, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den Pantalon wählen; und wem die Kleidung des Pantalons auch noch zu ernsthaft ist, dem lasse ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bey seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unsern Philosophen eine gewisse Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meynung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der

Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstriren; so sollte man glauben, sie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich sie um deswillen philosophische Quaker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen sie geschieht es, daß ich ihnen diesen Titel beylege. Ich suche auch zwischen ihnen und den Quakern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beyde ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That schlechten Dank wissen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geistlichen Hochmuthe der Quaker, von ihrem verderbten Geblüte, von ihrer unachtsamen Kleidung, von gewissen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrsätzen, wenigstens dem Wortverstande nach, widersprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philosophen herleiten wollten. Es ist hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt sich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptsatze bleiben, da ich dergleichen Philosophen, ihrer mystischen Sprache wegen, mit den Quakern in eine Reihe stelle. Für diese schickt sich wohl kein Buchdruckerstock besser, als derjenige, welcher die Priesterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfuße mit begeisterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorstellt, mit welcher sie die neugierigen und verzweifelnden Menschen durch ihre hohen Aussprüche noch zweifelhafter macht. Dieser Buchdruckerstock hat seinen zureichenden Grund in dem Wesen des Dings; oder, niedriger zu reden, er schickt sich auf meine quakerischen Philosophen vollkommen. Diese bekommen, über ihren Erweisen, von der Einheit, von dem sich selbst Bestimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen, eben solche kunstmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterstühlen, als die delphische Priesterinn unter ihrem

ihrem Wahrsagen auf dem Dreyfuße bekam. Wenn diese schäumte, so redete sie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verstund sie nicht; und wenn dergleichen Philosophen bündig schreiben, so schreiben sie unverständlich, denn dieses nennen sie die Sprache der Weisheit. Die delphischen Aussprüche, so dunkel sie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete sie abergläubisch nach, ohne zu wissen, was darunter verstanden würde. Ist aber nicht eben dieser auch bey uns die Ursache, daß wir in der Weltweisheit so abergläubische Sectirer in **aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeister gedacht hat? Und oftmals hat dieser nichts gedacht. Wer sich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wollte, dem drohten die Priester mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harnisch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philosophen, so erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftsteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heischesätze, Lehrsätze, Grundsätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a + b, — x zu Heiden demonstriren. Kömmt es aber gar zu weit, daß sich ihr Anführer selbst in den Kampf mengt: so werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung versprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menschen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphische Priesterinn wahrsagte nicht eher, als bis sie durch genugsame Opfer, Geschenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philosophen werden niemals eher . . Doch ich irre mich. Meine Philosophen schreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unsre heidnischen Vorfahren gaben ihren Priestern, den Barden, Schuld, daß sie in ihren Liedern und Ge-

ſingen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl ſelbſt die Geizigſten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Chriſten ſind; ſo iſt freylich dieſe üble Gewohnheit mit noch viel andern Laſtern abgekommen, welche die alten Deutſchen an ſich hatten. Doch etwas Aehnliches davon findet ſich noch bey einigen unſrer Philoſophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewiſſe Maße dazu anheiſchig gemacht habe. Es giebs deren zwiſchen Straßburg und Breßlau nur drey, höchſtens vier, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menſchen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchſten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Beſtrafung des Guten und Böſen, von der Unſterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenſchaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menſchen, mit ſolcher Lebhaftigkeit und mit ſolchem Eifer ſchreiben, daß ſich ihre Abhandlungen auf das erbaulichſte leſen laſſen. Gleichwohl will man aus beſondern Umſtänden dieſer Moraliſten ſchließen, und für gewiß verſichern, daß ſie, wenn man ſie als Menſchen, und nicht als Philoſophen betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß ſie in Beſtimmung des höchſten Gutes ſehr ungewiß ſind, und ſich ſehr körperliche Begriffe davon machen; daß ſie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Böſen, und an die Unſterblichkeit der Seele nicht länger denken, als ſie auf der Katheder ſtehen, oder an dem Pulte ſitzen. Niemals ſind ſie, ſagt die Gelehrtenhiſtorie unſrer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang ſtreitig machen will. Nur erſt alsdann kömmt ihnen der Geiz recht abſcheulich vor, wenn ihre

Glän-

Gläubiger so unphilosophisch sind, und auf ihre Bezahlung dringen. Und ist ihre Chloe, (denn die Philosophen haben auch ihre Chloen,) ist diese, sage ich, so niedrig gesinnt, daß ihr die Geschenke und Küsse eines erhitzten Stutzers lieber sind, als die abstracten Seufzer ihres dogmatischen Anbeters; so kann man gewiß glauben, daß er in der nächsten Messe eine große Abhandlung wider die unbändigen Leidenschaften der Wohllust und der unordentlichen Liebe schreiben wird. Für diese Philosophen weis ich keinen bessern Buchdruckerstock vorzuschlagen, als ihr eignes Bildniß. Sie sollen die Wahl haben, ob sie sich nur im Brustbilde, oder in ihrer völligen Größe wollen vorstellen lassen. Die Larven, unter welchen sie sich ordentlich zu verbergen suchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; sie mögen solche behalten, doch so, daß man wenigstens die Hälfte von ihrem wahren Gesichte sehen kann. Ein einziges Lineament, das man von ihnen erblickt, wird schon genug seyn, dem Leser zu zeigen, wer hinter der Larve steckt. Es muß artig anzusehen seyn, wenn die eine Seite des Gesichts einem Lehrer des menschlichen Geschlechts gleicht, die andre Seite aber solche Züge blicken läßt, welche die heftigsten Leidenschaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausschweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß sich meine Philosophen durch diesen wohlgemeynten Vorschlag beleidigt finden werden. Geschähe dieses aber, so verdienten sie wohl, daß sie die Obrigkeit selbst anhielte, entweder gar nicht mehr zu schreiben, oder ihr Bildniß so vorzusetzen, daß sie auch nicht einmal die Hälfte des Gesichts bedecken dürften. Ich weis beynahe nicht, welche von diesen beyden Strafen für sie die grausamste seyn würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftsteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freygeister und einige Philosophen, gezeigt habe; so erhalte ich von meinem guten Freunde, Peter Trommern in Augsburg, einen Brief, worinnen er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufassen, Nachricht erhalten, und um deswillen sich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerstöcke zu schneiden, wovon er mir den Abdruck schickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken, und bittet mich, seine Arbeit so wohl, als sein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freylich nicht wohl abschlagen, ungeachtet ich von einigen seiner Buchdruckerstöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken sollten. Weil aber Herr Trommer vor allen andern wegen seiner Geschicklichkeit in der Kunst, Buchdruckerstöcke zu schneiden, berühmt ist, so will ich sie meinen Lesern mittheilen. Hoffentlich wird sich dieses Verzeichniß eben so anmuthig lesen lassen, als ein Meßcatalogus, wo man auch nur Titel von Büchern liest, und oftmals solche Titel, aus denen man den eigentlichen Inhalt der Bücher, zu welchen sie gehören, wohl nimmermehr errathen sollte. Finden sich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu diesen Buchdruckerstöcken; so kann ich ihnen melden, daß Herr Peter Trommer künftige Ostermesse zu Leipzig in Bräuningas Hofe rechter Hand anzutreffen, und bey ihm alles um einen leidlichen Preis zu bekommen seyn wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Messe einige

Nach-

Nachricht zu geben, welche von diesen Straßen am meisten abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallnen Tempeln und Säulen sitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finstern sieht, und bey Tage blind ist, der sich vom Ungeziefer und kleinen Gewürme nährt, dessen gräßliches Geschrey niemals etwas Gutes bedeutet, und welcher, so bald er zu schreyen anfangt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir bey diesem Stocke am besten gefällt, ist dieses, daß Herr Trommer mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzusehen scheint, welche nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln sich beständig aufhalten. Ein Paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel, und starke Klauen scheinen einen jeden zu warnen, diesen Vogel in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung, der römische Kaiser Domitian seyn soll. Er thut ungemein geschäfftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäfftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; nur weis ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann nicht in römischer, sondern in deutscher Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht sieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiste Theil meiner Leser auch haben wird, daß

sich

sich nämlich dieser Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schickte. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was sie auf der Erde, und gegen sich selbst so wohl, als gegen andre Menschen zu beobachten haben. Es ist wahr, es giebt deren verschiedne, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andre Observationen anstellen. Gleichwohl sollte ich meynen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen Buchdruckerstock machen können. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Manne vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beysammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander streiten. Der eine weist mit dem Finger auf Schlesien, und sieht sehr bedenklich dabey aus; zween haben einander bey den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich deucht, dieser Stock sollte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfasse in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen Glie-

Gliedmaßen aber, und besonders die um den Kopf herum, von verschiednen Thieren hat. Herr Trommer hat mich sehr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so zweifle ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß sich Herr Trommer entschließen, ihn nach ** zu schicken, wo er ihn gewiß an Mann bringen kann.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen, und sich in ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und scharfe Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einigermaßen menschlich gethan, so verderbt ihm ein Spötter seine ganzen Bemühungen, da er Nüsse und Aepfel unter sie wirft, wodurch sie auf einmal aus ihrer unnatürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augsburgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher sich Mühe giebt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen seyn zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die unterschiednen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwang vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht, und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung guckt das Affengesicht allemal vor. Verschiedene blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe beson-

beſonders, welcher vor andern anſehnlich iſt, droht, ihne zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuſchauer einen Korb voll Obſt, nach welchem ſie alle mit lüſternen Blicken ſehen, und auf dem Sprunge zu ſtehen ſcheinen, Lehre und Zwang zu verlaſſen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieſer Buchdruckerſtock findet wegen ſeiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet iſt, vor allen andern meinen Beyfall, und ungeachtet er ſich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht ſchickt, ſo würde ich doch dem Verleger ſehr verbunden ſeyn, wenn er die wenigen Koſten nicht ſcheuen, und dieſen Stock kaufen wollte, damit er meiner Schrift vorgeſetzt werden könnte. Ich weis gewiß, er iſt zu gefällig, als daß er mir dieſe Bitte abſchlagen ſollte.

Hin-

Hinkmars von Repkow
Noten ohne Text *).

Nunmehr thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaßen begabt, als zu einem Scribenten erfodert werden. Dennoch habe ich, welches fast unglaublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahre 1719, bey der damaligen großen Theurung mir und dem guten Geschmacks zum Besten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über andre zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert

Exem-

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 2ter Band, 4tes Stück, 1745.

Wie sehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften sich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! „Der große Repkow," wird es einmal heißen, „bedient sich in seinen gelehrten Noten ohne Text „unter andern, folgender sehr nachdenklichen Worte ꝛc." Kann ein Schriftsteller zu seiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn sich ein andrer Schriftsteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der französischen Akademie seine Meynung durch mein Ansehen behaupten, und sagen wird: „Voyez le savant Allemand, Monsieur Enkemar de Repikof, dans ses „Remarques sans Texte &c." Und wer ist mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, so bald gegenwärtige Abhandlung nur die Presse verlassen hat, schon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in sein historisches Universallexicon, unter dem Buchstaben R, diese Nachricht setzen könne: „Repkow (Hinkmar von) auf Budigast, ein Nachkomme des großen Ecko von Repkow, schrieb Noten „ohne Text, und starb. Er war ein billiger Verehrer „seiner eignen Schriften, und überhaupt ein sehr gelehrter Mann. Seine vortrefflichen Noten ohne Text hat „man in viele Sprachen, und so gar ins Norwegische, „übersetzt. Die verschiednen Auflagen davon sind unzählig; doch ist diejenige wegen ihres breiten Randes „und der artigen Leiste die beste, welche wir dem Fleiße „des geschickten Herrn Cowley Lizard in London zu „danken haben. Von ihm stammt die berühmte Secte „der Autonotisten ab, und er ist der Urheber des berufnen methodi Repkovianae. Mehrere Nachricht von „ihm findet man in dem theatro Budigastiano de clarissimis

gris Repkoviis. « Gerechtigkeit! von dem die Nachwelt ein solches Urtheil fället, dessen Mühe ist reichlich vergolten; denn dieses begreift alles dasjenige in sich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünschen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergesse ich beynahe meine itztlebenden Leser, welche es vielleicht zufrieden seyn würden, wenn ich von mir selbst etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entschuldigen; denn alles, was ich bisher gesagt habe, das vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber schreibt der Verfasser wohl nicht leicht um des geneigten Lesers willen, sondern seinetwegen. Mein Trost ist, daß ich im Nachstehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir selbst ausführlich, doch ohne die geringste Partheylichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten zur Zueignungsschrift.

O Musen, helfet mir!] Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Musen bey glückwünschenden Dichtern nichts weiter ist, als ein bloßes Compliment. Die Musen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird sich der Dichter doch nicht irre machen lassen. Diese Formel sagt eben so wenig, als diejenige, wenn man spricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte, so würde er dennoch, auch wider seinen Willen, hören müssen, daß er die vollkommenste Kreatur unter allen Kreaturen sey; denn das Carmen ist einmal gedruckt, und mit gutem Gewissen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkosten umsonst sollte aufgewandt haben. Ich mißbillige darum diese Anrufung der Musen gar nicht. Es sind die poetischen Honneurs, die wir unsern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie bey Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnasse ist die große Ehrenbezeugung diese, wenn wir alle neun Musen paradiren lassen. Ich halte es um deswillen denen sehr für übel, welche diese gute Ceremonie abschaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein Paar Verse, die ihm nicht sauer werden können, und die zum wenigsten nichts schaden, wenn sie auch nichts helfen sollten.

Dieß schwere Werk, dich, Gönner aller Gönner,] Es ist allerdings vielmals sehr schwer, denjenigen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuschrift gerichtet ist. So leicht es ist, Reinbecken als einen großen Gottesgelehrten, Wolfen als einen Philosophen, Hofmannen als einen geschickten Arzt, und Canitzen als einen Dichter vorzustellen, so ein schweres Werk ist es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf dessen Brust Licht und Recht glänzen, oder Starrkatern in Eulenburg, dessen der hamburgische Patriot gedenkt, als einen Priester der Gerechtigkeit abbilden soll. Wie viel Mühe kostet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unsrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die große Perücke! Wir beschwören das Alterthum, und bannen

alle

alle Weisen Griechenlands und Roms zusammen, damit sie zu ihrer Beschämung anhören sollen, daß in unsern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von schlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt stets von sich selbst zu singen,
Sind Dinge, die uns spät, der Lobsucht stets gelingen.

Eben diese Lobsucht ist noch das einzige Mittel, welches unsern Dichtern bey ihren Zuschriften die größten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das ist genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobschrift dem Original ähnlich sind, das ist eine Sache, die man eben so genau nicht untersuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darinn einer gewissen Art von Malern, welche die Bildnisse großer Fürsten und Herren feil haben. Alle diese sehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem Vierzehnten an, bis auf den General Menzel, haben nur ein Gesicht. Der einzige Unterschied besteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hoch kömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorstellen soll, und derjenige muß blind seyn, der es nicht aus der Unterschrift sehen sollte. Machen es die meisten unsrer heutigen Scribenten in ihren Zuschriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu ersehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden soll, den stellen sie uns allemal, als den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen

sok. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur ein Gesicht; der Unterschied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel] Ich bin ein Poet, das ist ein postulatum, und ich will es keinem Menschen rathen, mir zuzumuthen, daß ich diesen Satz beweisen soll. Wenn man also im obigen Texte die Worte: Mit Zittern wagt mein Kiel, nicht von der demüthigen Positur verstehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigsten Ehrfurcht zu überreichen pflegen; so würde es allerdings sehr unnatürlich seyn, zu sagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, großer Held.] Dieses Beywort ist so gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, solches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dedicirt werden könnte. Ein Autor schmeichelt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt vor den Füßen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus setze, daß die Zueignungsschrift an keinen von bürgerlichem Stande, sondern an

jemandem meines gleichen gereicht wird. Wir sind Ritter. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, so bald uns ein Autor braucht. Hierbey fällt mir eine Geschichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem Dorfe einen Sohn zum Substituten gab; so ward, wie man leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der Kirchenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die schönen Gedanken anzuführen, welche bey dieser vortrefflichen Gelegenheit verschwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Substituten des großen Vaters großen Sohn nannte. Ich bin versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bey dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male angewandt ist, und sonder Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schickt er sich für einen Dorfpfarrer, und seinen Substituten; so wird man ihn einem Kirchenpatrone gewiß nicht streitig machen können.

Mich deiner Gunst empfohlen] Gunst heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel als baares Geld.

Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit entgegen] oder, wie es im Zusammenhange des Textes heißen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du selbst ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zueignungsschrift in Versen abgefaßt ist; und weil sie in Versen abgefaßt ist, so folgt natürlicher Weise, daß der Verfasser ein Poet seyn muß: denn eben dadurch unterscheidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse

aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Dieser Segen ist der so gewöhnliche väterliche Segen, welchen wir unsern Kindern mittheilen, wenn wir sie in die Welt schicken. Von dem Nachdrucke dieses Segens kann niemand besser urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf andern Wege, sich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen inbrünstigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftsteller empfindet diese in dem stärksten Grade. An unsern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laster ansehen. Ein Autor, welches die Mängel andrer Schriften aufs schärfste beurtheilt, ist dennoch oftmals von einer blinden Liebe gegen seine eigne Arbeit eingenommen, daß er denjenigen für einen neidischen Kindling, für einen Verräther des Vaterlandes ausschreyen wird, welcher sich unterstehet, ihm und andern zu sagen, daß seine gelehrte Geburt nur ein Krüpel, oder gar eine Mißgeburt sey. Er wird ergrimmen wie ein Bär, dem man seine zottichte Brut raubt, und wer ihm in dieser Wut begegnet, der ist verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen seine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weise gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, ansehen können, von dem er gewiß weiß, daß es nicht sein ist; ein Scribent aber keinesweges. Oefters ist dieser bemühet, der Welt diejenigen Sachen, als seine leiblichen Kinder, anzupreisen, welche ihr ganzes Wesen und Daseyn, den Witze ihres Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als Mühe, zu danken haben. Dennoch erkennt er sie für die Seinigen

nigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Da nun unsre Gelehrten und Schriftsteller so geneigt sind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen, wie empfindlich, wie schmerzhaft muß es nicht einem so liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er sieht, daß er das Werk seiner Hände, welches er der Welt zugedacht hatte, noch selbst überleben muß. Kömmt dieses frühzeitige Absterben von der schwächlichen Natur, und der hinfälligen Beschaffenheit unsrer Schriften her, so ist allerdings noch einiger Trost dabey. Geschieht es aber, daß sie durch einen gewaltsamen Tod dahin gerissen, und durch die unerbittlichen Hände eines grausamen Kunstrichters aufgerieben werden, so kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umstände vorstellen, als diejenigen sind, in welchen sich ein so gebeugter, und in die tiefste Trauer versetzter Scribent befinden muß. Er ist desto unglücklicher, da ihm nicht leicht jemand sein Beyleid bezeigen, und diesen unverhofften Verlust beklagen wird. Ein Trost, den zum wenigsten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

FARRAGO LIBELLI. Bey diesen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberschrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verschiednes erinnern. Die Verse des Juvenals heißen eigentlich so:

Quic-

Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.

Ich habe aber mit Fleiß nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leser möchten ein gar zu schlechtes Vertrauen zu dieser Schrift bekommen, wenn sie durch die angezognen Verse des Juvenals auf die Meynung gebracht würden, als wollte ich Sachen darinnen abhandeln, welche, gewisser Ursachen wegen, nicht allemal gern gelesen werden.

Indessen schicken sich diese Worte, farrago libelli, hieher. Ich weis sie nicht nachdrücklicher zu übersetzen, als durch das Wort Mischmasch; und dieses zeigt meinen Lesern auf einmal an, was sie in diesen Noten ohne Text zu suchen haben.

Ich bin so neidisch gar nicht, daß ich mich dieser Ueberschrift ganz allein anmaßen, und andern Schriftstellern verwehren wollte, sich derselben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünsche ich eifriger, als daß ich in diesem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben so offenherzig umgehen, als ich thue. Anstatt der ausschweifenden Titel: Kurze, doch gründliche Abhandlung von ꝛc. Neue und höchstnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetisch-theoretisch-praktische Untersuchung, ob ꝛc. Unumstößlicher Beweis, daß ꝛc. Versuch einer heilsamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Bescheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit selbst gegründete Vertheidigung wider ꝛc. Universal ꝛc. Anstatt aller dieser Titel würden die meisten ihrer Verfasser mit besserm Rechte, und mit mehrerer Wahrheit

sich

sich dieser Worte bedienen: Farrago libelli; und die Nachwelt hat es bloß meiner Bemühung zu danken, daß nächstens ein guter Freund von mir sich dieser Worte, bey seinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, ohne von dergleichen Ueberschriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen großen Mißbrauch darinnen, daß sich die meisten solcher Sentenzen aus alten Poeten und Philosophen anmaßen, welche sie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewissen zu beschweren, vor ihre Schriften gar nicht setzen sollten. Ich will an deren Stelle einige andre vorschlagen, und ich traue meinen Lesern so wohl, als den zukünftigen Autoren, so viel Geschmack und Einsicht zu, daß sie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieser Ueberschriften gehöre, selbst treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Diese Arbeit ist wenigstens so wichtig, und dem Vaterlande eben so vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zschaschlau, welcher *) seinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerstöcken verschwendet hat, und dabey gewisse eigensinnige Regeln vorschreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unsrer Schriftsteller zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederschlagen würden, wenn diese nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß sie den pedantischen Vorschriften der Vernunft Gehör geben sollten. Hier sind meine Ueberschriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug ist, so behalte ich mir vor, in einer besondern, und hoffentlich sehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duce-

*) S. vorstehende Abhandlung, auf der 146sten Seite.

Duceris, vt nervis alienis mobile lignum.
Horat.

- - - Nihil mea carmina curas?
Nil noſtri miſerere? Mori me denique cogis?
Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque, LATINE?
Horat.

Quid faciam, praeſcribe. Quieſcas. Ne faciam, inquis,
Omnino verſus? Aio. Peream male, ſi non
Optimum erat. Verum nequeo dormire - -
Horat.

Quos ego? - - - - *Virgil.*

- - - Procumbit humi - - *Virgil.*

- - Κυνος ὀμματ' ἐχων. *Homer.*

Grammatici certant, - - -
- - - rabies armauit, - -
- - - - - - et vsque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite, dicat.
Horat.

Quae virtus, et quanta - - -
Nec meus hic ſermo eſt - - *Horat.*

Felices errore ſuo - - - - *Lucan.*

Dic aliquid dignum promiſſis. Incipe: nil eſt.
Horat.

- - - Di te, Damaſippe, Deaeque
Verum ob conſilium donent tonſore - -
Horat.

Die

Beweis machen genug thun können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meyne. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutschland in Bewegung bringen. Virgil sagt an einem gewissen Orte:

Caedicus Alcathoum - - Sacrator Hydaspen,
Parthenioumque Rapo, et praedurum viribus Orsen,
Messapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
Atronium, Salius, Saliumque Neaices.
- - - - - - - - - -
Di Iouis in tectis iram miserentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus esse labores!

Hiermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen, und schreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichste Nachricht geben wird, von welches Buch sich diese Ueberschrift schicke, der soll bey dem Verleger sechs Ducaten zum Preiße erhalten! Mit Freuden sehe ich dem ämsigen Lärmen entgegen, welcher, wegen dieser ansehnlichen Belohnung, unter unsern Gelehrten entstehen wird. Dieses verlange ich noch, daß sie ihre Briefe postfrey einsenden, und ihre Namen versiegelt beylegen, zugleich auch eine Anweisung geben, an wen der Preiß bezahlt werden soll. Als einen kleinen Nebenumstand muß ich nur dieses noch erinnern, daß ich selbst an der Auflösung dieser gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kann ich inzwischen bey aller der Aufrichtigkeit versichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen Fällen so eigen ist, daß ich zur Zeit nicht weis, welche Art von Büchern ich zu dieser Ueberschrift eigentlich vorschlagen sollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung

weis,

weis, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters ganz feine und ſcharfſinnige Einfälle habe; ſo will ich nicht gut dafür ſeyn, daß ich dieſen aufgeſetzten Preiß nicht ſelbſt verdienen ſollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns iſt zu bekannt, als daß ich ꝛc.] Weil nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte in dem vortrefflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen; ſo will ich ſolche allhier mit einrücken: »Ich bin auf »meiner väterlichen Hufe geboren und erzogen. Nie»mals habe ich die geringſte Neigung gehabt, mich in »die Händel der Welt zu miſchen, oder mit dem Degen »in der Fauſt dasjenige zu thun, was die meiſten meiner »unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland fechten, nennen. »Ich habe allemal geglaubt, es ſey beſſer, bey geſundem »Körper unbekannt, als bey verſtümmeltem Körper be»rühmt zu ſeyn. Der Lorbeer auf dem Haupte, und »ein hölzerner Arm oder Fuß iſt für mich niemals eine »ſo reizende Vorſtellung geweſen, daß ich mich hätte be»wegen laſſen, meiner Ruhe und Bequemlichkeit zu ent»ſagen. Das ganze Dorf weis, und mein Pfarrer wird »es ſub fide paſtorali, und manu propria bezeugen »können, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; ich »nehme diejenige Zeit aus, da die Jagd offen iſt.« So redet unſer Junker.

Kritiſch und gelehrt.] Dieſes iſt ein Pleonaſmus. Man denke ja nicht, als wären es zwo ganz unterſchiedne Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keinesweges! Ein Kritikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, iſt ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Recht geben. Jener iſt mit ſeinem Menſchen, mit ſich ſelbſt

aber

aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik ist von der Gelehrsamkeit so unzertrennlich, als die gründliche Wissenschaft der Rechte von einem consultissimo iuris vtriusque Doctore, oder Verstand und Tugend von einem Kapitalisten.

Die Gröſse deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an seinem Helden die Gröſse seiner Gaben rühmt, so versteht der Leser ordentlicher Weise dessen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für sein sauber eingebundnes Carmen, von seinem groſsmüthigen Gönner erhält. Allein so unbescheiden ist nicht leicht ein Dichter, daſs er dieser Gaben ausdrücklich gedenken sollte. Es versteht sich wohl von selbst, daſs er sich und der Wahrheit so groſse Gewalt nicht umsonst anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der sie besitzen soll, selbst nicht an sich gemerkt hat. Mancher würde nicht besungen werden, wenn sich der Dichter nicht auf die Gröſse seiner Gaben Rechnung machte. Simonides sollte einen Wettstreit mit Mauleseln besingen. Derjenige, dessen Maulesel den Preiſs davon getragen hatte, mochte sein Geld so lieb haben, als seine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieses empfand Simonides übel. »Ich,« sagte er, »besinge keinen Maulesel.« So bald man ihm aber die Belohnung erhöhte, so bald sang er von Mauleseln, und rufte:

Χαιρετ' ἀελλοπόδων θυγατρες ἱππων!

Mich dünkt, wir besingen heut zu Tage unsre Mäcenaten noch eben so!

Hierbey muſs ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben seinen guten praktischen Nutzen

hat. Ist ein Dichter von der Freygebigkeit seines Gönners schon hinlänglich versichert; so wird er am besten thun, wenn er mit einer philosophischen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter seine Füße tritt, die Geldbegierde, als das unanständigste Laster eines Gelehrten verflucht, und die poetische Mäßigkeit mit den lebhaftesten Farben abschildert.

Wofern es aber bekannt ist, daß unser Gönner die Musen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetische Fröhner haben will, so wollte ich einem jeden, dem sein eigner Magen lieb ist, wohlmeynend gerathen haben, daß er sich wegen seiner Hauptabsicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verstand seines Gönners, seine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geschichte jenes griechischen Fechters, an welchem die Götter sichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerschmettert hatten, weil er so unverschämt gewesen, und den ehrlichen Simonides um zwey Drittheile seines sauer verdienten Lohns betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat diese Kunst auch verstanden. Die Stelle ist bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen sagt, »daß »die Mode, umsonst zu singen, schon vorlängst abgekommen, und altväterisch geworden sey. Zwar ehedem, spricht er, »waren die Musen nicht gewinnsüchtig, keine »ließ sich für Geld dingen, und Terpsichore verkaufte ihre »Lieder noch nicht. Dannmehr aber ist es gar wohl erlaubt, dem gegründeten Ausspruche jenes Argiers nachzuleben, welcher zwar selbst weder Geld noch Freunde »hatte, dennoch aber sagte: Das Geld, nur das Geld »macht einen Mann! Du bist ein kluger Mann! Xenokrates, du wirst mich verstehen!

Fer-

Feruet, immenſusque ruit profundo
Pindarus ore,
Laurea donandus Apollinari!

Das Anſehen dieſes großen Dichters ſchützt uns wider alle Vorwürfe. Es iſt zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, ſehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in dieſem Stücke nicht. Denn, ſind wir nicht ſo feurig, wie Pindar, ſo ſind wir doch wenigſtens eben ſo geldgierig! Man ſage ja nicht, daß ich mich an ſo berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Urſachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geſchieht gar nicht, dieſelben zu verkleinern, ſondern die großen Beyſpiele unſrer Zeiten durch andre große Beyſpiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie ſehr ſich bereits die meiſten meiner Landesleute den Alten genähert haben. Es iſt über dieſes noch zu erweiſen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler iſt. Ich glaube es nicht, und kenne zu meiner Beruhigung Leute genug, welche meiner Meynung ſind.

Ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche ſich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewiſſen Formeln, unter welchen ſie ihre wahren Abſichten zu verbergen weis. So viel ich Quackſalber gehört habe: ſo viele haben auch verſichert, daß ſie nicht etwan deswegen öffentlich auftäten, um ihren Vortheil dabey zu ſuchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Perſonen beyzuſpringen, und ihren Nebenchriſten aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte be-

ſuchen. Zu Beförderung der heilſamen Juſtiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewiſſe Art der Rechtsgelehrten, ſo der unſtudirte Laye Räbuliſten nennt, die Wittwen und Waiſen um ihre Häuſer bringen will; ſo geſchieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobiliſſimum judicis officium deſuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in ſeinem Berufe niemals unermüdeter iſt, als wenn er liquidiren ſoll. Allezeit aber geſchieht dieſes, welches ja wohl zu merken iſt, Amts und Gewiſſens wegen. Dieſes könnte ſchon genug ſeyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor ſagt, er ſchreibe ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe Formel iſt allezeit das Weſentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die ſächſiſchen Whigs, noch die ſchweizeriſchen Torrys, zu fürchten ſind; ſo getraue ich mir ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unſrer heutigen Scribenten die Bewegurſachen eigennützig und voller Leidenſchaften ſind. Freylich ſagen wir dieſes nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir verſichern vielmehr den Leſer, daß unſre Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchriſten, die Beſſerung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unſrer Mitbürger, die ſchwere Amtspflicht, die ernſthafte Aufmunterung unſrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Urſachen dazu bewogen hätten. An unſerm eignen Ruhme iſt uns ſo wenig gelegen, daß wir verſichern, wir würden

ganz

ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Lesers seyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig seyn, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß unser Vortrag unordentlich und trocken sey, daß unsre Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unsrer Amtspflicht eine bessere Genüge geleistet haben würden, wenn wir gar geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsre Obern, und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben: in was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung der Nebenchristen, nicht das Wohl unsrer Mitbürger; nein! uns selbst, unsre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen;

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit kritischen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Namen absprechen.] Und ich glaube, daß mir selbst dieses wiederfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist niemanden zu gute zu halten, als mir, weil ausser mir niemand ein so wichtiges Werk geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbey deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe mit einem ehrgeizigen Blicke eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung in mir selbst, wenn ich an unsre spätesten Nachkommen gedenke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und

Witz des Hinkmars von Repkow bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsre alten Deutschen noch Barbaren, als man zu Rom für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredtsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen, so viel gelehrte Kriege, in unserm eignen Vaterlande, auf das muthigste unternommen und fortgeführt haben. Ist wohl also im geringsten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäfftigung solcher Völker seyn kann, die wir itzt für eben solche Barbaren halten, für welche die Römer unsre Väter ansahen? Hätten es diese Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Mysen Zeit und Kräfte verschwenden würden, die wahre Gestalt ihrer Schuhe ausfindig zu machen? Und wer leistet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildnissen und Wäldern herum irrt, dessen witzige Kinder nach tausend Jahren mit ängstlicher Bemühung untersuchen werden, ob die Häute der alten Deutschen unter der Regierung Kaiser Carls des Siebenten hoch aufgestelzt, oder niedrig gewesen sind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher sich, unserm Vaterlande zum Besten, so manche unruhige Stunde, so viele schlaflose Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuscripts Christen zu Heiden macht. Ist es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieses schreibe, ein räuberischer Tartar unter seinem Zelte auf Mord und Beute denkt, sein witziger Enkel künftig eine Katheder erbauen, sich auf derselben, als Kunstrichter, blähen, und um ein deutsches Wort über seine kritischen Widersacher

ein

ein grausames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland so viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tausend Jahren den Tartarn eben dasjenige seyn, was die alten Römer uns itzt sind. Ja, ich bin für Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Autor Classicus für die jungen Tartarn in Oczakow seyn werden. Und vielleicht steht gar einmal ein kalmukischer Grav auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländischen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutschland so viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloschnen Grabschrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in seinem Vaterlande unsterblich macht.

Wie ich zum Exempel.] Diese Worte werden sehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftsteller von sich selbst bey allen Gelegenheiten am meisten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglassen. Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu schweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich sagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beschäftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriff eines meiner ehemaligen Lehrmeister, nichts anders, als ein Ding, welches lateinische Verse scandiren, und eine gewisse Anzahl Wörter von verschiedner Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung stellen konnte. Dieses war auch die einzige Ursache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplari-

schem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich sollte lateinische und griechische Verse machen lernen, und ich lernte es auch; wenigstens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weis wohl, daß man viele Geschicklichkeit haben muß, wenn man gute lateinische Verse machen will; ich weis aber auch, daß solche Arbeiten von den meisten nicht deswegen gelobt werden, weil sie gut sind, sondern weil sie mit römischen Buchstaben gedruckt sind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal sicherer sey, lateinisch, als deutsch, zu dichten. Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts, als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubet, er habe Geschicklichkeit genug, ein Werk seiner Muttersprache aufs unbarmherzigste zu richten. Schreibt aber jemand ein lateinisches Carmen; so sieht man es als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums an, und sagt, der Dichter habe uns ein geistreiches Werk geliefert. Um deswillen verabscheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher spricht: »Viele der Neuern, welche lateinische und griechische Verse machen, wären den Alten so ähnlich, als die Affen den Menschen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenschaften, nach.

Multa tulit, fecitque puer, sudauit et alsit.

Dieses sind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugnisses, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, so oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So sauer mir oftmals meine Siege geworden sind, so groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte,

welche

welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was diese beyden Dichter nur Schönes und Göttliches gesagt hätten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unpartheyischer Leser zweifelhaft geworden seyn, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von Hinkmarn von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läse. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb- Lehn- und Gerichtsherr.] Dieß ist eine bekannte Geschichte, welche Müller in seinen Annalibus umständlich erzählt. Er nennt ihn Martin Quaast, und berichtet, daß er ein Quacksalber in Königsee gewesen sey, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von römisch-kaiserlicher Majestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken, sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deswillen unter allen seinen Recepten Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Braunsdorf, Jararoda, Scharfenpelß, Thura, Költschau, Knechtendorf, und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an allen diesen Dörfern weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzinse entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand, erinnern, daß Martin Quaast bereits unter Johann Georg dem Andern gestorben ist. Ich bemerke dieses um deswillen, damit sich meine Leser nicht übereilen, und diesen ritterlichen Pedanten unter den Itztlebenden suchen.

Des Dichters Leyer klingt. Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geschmacke und den Vorschriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieses will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen seyn ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken, die lebhaften Empfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für wesentliche Stücke eines göttlichen Dichters ansah. Allein, dieses wird uns niemand streitig machen, daß wir noch eben so wohl auf dem Rohre blasen, noch eben so wohl leyern, und unsre Saiten noch eben so wohl stimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unsre Hochzeit- und Leichenverse zeugen davon. Kein Poet ist zu klein, er wird seinen Mäcen versichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutsche Laute stimme. Und was ist gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heischres Rohr seufzen? Ja viele haben es so weit gebracht, daß sie zugleich auf der Flöte blasen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer spielen, und welches fast unbegreiflich ist, zugleich sich auf den Pegasus schwingen, und den geschärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieses alles in einer Zeit von vier Versen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja so gar übertreffen?

Sein Argwohn. Dieser gieng so weit, daß man niemals eines schlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedanken zu bringen, er selbst sey dadurch gemeynt.

Und eine solche Kritik, so scharf sie auch ist, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden, bringen. Der Einwurf ist ungegründet, wenn man glaubt, es

es werde dieſes eine groſſe Verwirrung und Unordnung in dem demokratiſchen Reiche des Witzes erregen, und ein ſolcher unerbittlicher Kunſtrichter beſchwere nur ſein Gewiſſen, indem er ſonder Zweifel manche junge und ſtreitbare Muſe ſchüchtern mache, wenn er ihren Werken, und beſonders den Streitſchriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abſpricht. Geſetzt auch, wie ich es denn auch gewiß glaube, daß alle die Streitſchriften, welche in unſern Tagen die Hände der Setzer beſchäfftigt, und die Geduld der Leſer ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren: benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender iſt eines der nützlichſten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt, ſo kaufen wir ihn mit der gröſten Begierde; das ganze Jahr über leſen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey iſt, ſo iſt auch der Werth unſers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher ſeyn können, als wenn man dieſen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu beſtreiten? Ich kenne viele Bücher, beſonders viele praktiſche und politiſche Schriften, der philoſophiſchen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man ſie da, wo man die alten Kalender findet. Geſchieht nicht dieſes alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Kritik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weiſe nicht anders geſchehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geſchmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher ſeyn, als der berühmte Scribent, welcher

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzosen und Engländer zu übertreffen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutschen unwahrscheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus seinem Zweifel helfen. Es ist eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfassung gegenwärtiger Noten ohne Text beschäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutschland geschrieben worden ist, das kömmt mir, wenn ich es gegen diese meine Abhandlung betrachte, so rauh und barbarisch vor, daß ich über die Blindheit erschrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgestern fange ich an, zu schreiben, und ich wünsche meinen Deutschen Glück dazu, daß ich mich entschlossen habe, zu schreiben. Ich bin nicht der erste, welcher zu seinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutsche Witz und Verstand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben seyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geschmacks von demjenigen Augenblicke feststellt, da er sich aus mitleidigem Erbarmen bewegen lassen, die Feder einzutauchen, und sein unwissendes Vaterland zu lehren. Künftig also wird sich die Epoche der deutschen Gelehrsamkeit von vorgestern anfangen, und wollte jemand so verblendet, und gegen meine Verdienste so undankbar seyn, daß er diese meine Zeitrechnung nicht gehorsam, und ohne Murren, annähme, dem sey Trotz geboten! Denn schimpfen kann ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber soll sehr ungleich, und hin und wieder sich selbst widersprechend seyn.] Das kann wohl seyn, und dennoch

noch halte ich es für keinen Fehler. Ich sehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beschreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunstrichter gar füglich als einen Mann vorstellen, der auf die Heftigkeit der Kunstrichter, und verschiedne Schooßsünden der Gelehrten, mit der größten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritischen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey verschiednen Gelegenheiten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, sehr vernünftig und gelassen urtheilt. Don Quichott blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich seinem Sancho Pansa die erbaulichsten und vernünftigsten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verrostete Lanze in der Hand, und saß auf seiner Roßinante; gleichwohl waren seine Unterredungen so tiefsinnig und philosophisch, als vielmals die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weisheit nicht sind. Nur erst alsdann ward er ein Narr, wenn er von Riesen träumte, und Windmühlen bestürmte. Wenn ich mich recht entsinne, so habe ich gelesen, daß Cervantes, eben durch diesen ungleichen und abwechselnden Charakter, sich und seinen Don Quichott berühmt gemacht hat. Das ist ja nicht eben so gar unwahrscheinlich, daß ein Mensch bey gewissen Fällen vernünftig seyn kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich scheint. Ich kenne einen gewissen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkischen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe ist. Wer ihn auf der Richterstube hört, oder seine eingebrachten Sätze liest, der sollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waisen und dem ganzen Vaterlande sehr ersprießlich seyn, wenn er in den nächsten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weiß

weis dieser Priester der Gerechtigkeit, in gewissen Gesellschaften, von der Liebe des Nächsten, und den Pflichten der Menschen, von den wichtigsten Wahrheiten jenes Lebens, so gesetzt und so lehrreich zu reden, daß ein gewisser Edelmann unlängst zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quacker, doch wenigstens ein Missionarius sey, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doctor Purgan vor dem Krankenbette steht, und mit einer räthselhaften Miene an den Puls fühlt; so sind seine Gespräche so kunstmäßig und griechisch, daß man darauf schwören sollte, er habe das Fieber selbst. Und eben dieser Herr Doctor Purgan kann bey jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er ist, so deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bey seiner Phyllis. Würde es nicht vermögen seyn, wenn ich diejenigen nicht für Philosophen halten wollte, welche eigennützig, rachsüchtig, wohllüstig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf der Katheder große Weltweisen, und in ihrem Hause die kleinsten Geister sind? Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefaltnen Händen, welcher ums wöchentlich ... So weit geht die Note; das Uebrige erklärt unser Text.

Und dessen ungegründete Meynung.] Ich würde hierbey Gelegenheit haben, über seine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu spatten, und er verdient es wohl! Weil er aber meiner in seiner letzten Vorrede sehr rühmlich gedacht, ja so gar nur unlängst in seine Werke ein poetisches Sendschreiben an mich eingerückt hat: so versichre ich meine Leser, daß ich noch niemanden gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geschmacks und der schönen Wissenschaften in Deutschland, so unermüdet und glücklich gewesen, als eben dieser berühmte Mann.

Bey

Bey denen man um Fesseln flehe.] Diese schöne Stelle recht zu verstehen, muß man wissen, daß unsre Dichter niemals verliebter sind, als wenn sie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieses zu denen Moden in der Poesie, von welchen ich, in einer absonderlichen Schrift, umständlich handeln werde. Man sollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen Vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetischen Schönen ist es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Fessel ist etwas unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen sind Königinnen, und zwar recht grausame Königinnen; aber, welches wohl zu merken ist, auch nur in poetischem Verstande. Denn wir lesen in der arkadischen Chronik, daß dergleichen gefesselte Liebhaber beherzt genug gewesen sind, in einer Woche wohl drey solche Königinnen vom Throne zu stoßen, und bey der vierten um Fesseln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben itzt ist die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf seine Ehefrau.] Man findet darinnen alles dasjenige Zärtliche und Verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deswillen sehr wahrscheinlich vorkommen wollen, daß dieses Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetischen Erzählungen, gehöre. Es sey nirgends erhört, sprechen sie, daß ein Paar Eheleute einander, bey lebendigem Leibe, so viele Schmeicheleyen in Versen vorsagen könnten. Es sey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bey dem Leben seiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verschwende, welchen er sonst mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Ge-

niglich kämen sie nicht eher ins poetische Feuer, bis die Wohlseligverstorbene auf der Bahre liege, und die hämischen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter seinem Flore vor Freuden, oder vor Schmerzen geweint habe. Allein mir scheinen diese Urtheile und angeführten Gründe sehr seichte. Ich könnte unterschiedne gesammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der ersten Zeile sieht, daß der betrübte Wittwer seiner nicht mächtig gewesen ist. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen **Berkenmeyers** beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegnen Volke erzählt, »daß ihre Ehen die glückseligsten und vergnügtesten Ehen wären, und daß ein jeder glaube, die beste »Frau zu haben. Die Weiber unter diesem fremden »Volke wären gefällig, treu, und verehrten die Männer, als ihre Herren. Man fände unter ihnen Weiber, welche in der zwar etwas rauhen Sprache ihres »Landes die Redlichkeit ihrer Männer besängen, und »Männer, welche die Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.« Dieses sind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde sich an Berkenmeyern und an unserm Frauenzimmer sehr versündigen. Ich weis es, daß es eine hämische Lobschrift auf die bösen Männer *), und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers **) giebt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat,

*) Im ersten Theile dieser Sammlung, S. 198.

**) Ebendas. S. 204.

hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und lebensatt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner besondern Verdienste, den siebenten Korb zugeschickt hatte. Wahrhaftig, ein edles Paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheurathet zu werden.

Welche Ziegeuner und elende Poeten.] Diesen verwägnen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen.

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Ziegeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Gesellschaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte.

Meine Meynung ist gar nicht diese gewesen, als wäre zwischen Ziegeunern und elenden Poeten eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meynung wäre; so wollte ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Ziegeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwählen, wenn er zu etwas bessern geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte so gar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er so klagliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas Klügers vorzunehmen. Die Verwunderung, die sich ein Ziegeuner bey dem Pöbel durch sein Wahrsagen zuwege bringt, ist der Verwunderung sehr gleich, die ein Rei-

mer durch seinen betäubenden Witz bey dem lesenden Pöbel erhält. Unter den lesenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerley Stande: und wollte man mich gerichtlich anhalten, diese Art von Pöbel genauer zu bestimmen; so könnte es freylich geschehen, daß man Männer in Magister- und Doctorhüten, Männer mit Sternen auf der Brust, Männer in ehrwürdiger Kleidung, darunter anträfe. Was die Räubereyen der Ziegeuner anbelangt; so haben sich meine Poeten gar nicht zu schämen, wenn man auch darinnen viel Aehnliches zwischen ihnen und den Ziegeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben so wohl, als jene. Aber sie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben, ist, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebstahl. Sie rauben also nur Berufs wegen!

Ich weis nicht, warum ich mich so gern elender Schriftsteller annehme. Vielleicht geschieht es bloß aus einer allgemeinen Menschenliebe; vielleicht aber kömmt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner ersten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht ansehen kann, ohne mitleidig gerührt zu werden. »Schreib, mein Sohn, »schreib, und schäme dich nicht! Schreib unermüdet, »denn die Natur hat dir gesunde Finger gegeben.« Dieses war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröste ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf seinem Todbette ertheilte. Er verließ mir ein schlechtes Vermögen, es ist wahr; aber diese Vermahnung hat mich so aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette gegangen bin, so lange ich derselben gefolgt habe. Ich schrieb aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir ganz wohl. Seit der Zeit hat sich freylich viel geändert. Ich habe die-

dieſes Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Urſachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unüberſteigliche Hinderniſſe, ein guter Scribent zu werden; um deswillen ſchreibe ich, wie Sie, mein Herr, wiſſen, gar nichts mehr.

Im Ernſte zu reden, ſo iſt es eine betrübte Sache um gute Scribenten. Sie laſſen ſichs blutſauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben ſie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird ſo viel wagen, es zu verlegen? Sie müſſen noch Geld zugeben, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen wollen; und ſind ſie auch gedruckt, wohl gut! wie viel finden ſie denn Leſer? Sehr wenig; oder ich müßte unſre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittag gieng ich vors Thor. Ich ſah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzuzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beſchäfftigung, ſeine Paketchen unter den gewöhnlichen Betheurungen, und mit Berufung auf die erſtaunenden Kuren, ſo er gethan, und auf ſeine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktſchreyer. Was für ein Unterſchied, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt nicht zwiſchen dieſem Marktſchreyer, und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geſchickten, behutſamen und erfahrnen Mann hält, in deſſen Vorzimmer aber nicht der zwanzigſte Theil der Leute iſt, wie bey dieſem Quackſalber! Aber woher kömmt das? Er verſichert nichts, wovon er nicht überzeugt iſt. Er kann ſich nicht überwinden, ſeine Medicamente mit einer etwas zuverſichtlichern Miene anzupreiſen; er iſt zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben ſich verkleinern ſollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurſt bey

sich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu seinen Arzneyen beybringen kann. Mein Arzt ist ein vernünftiger Mann, und jener Marktschreyer ein Windmacher! Welche Ausschweifung! werden Sie sagen; von elenden Scribenten auf die Quacksalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es ist allerdings eine Ausschweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entschuldigen seyn würde, wenn zwischen den niederträchtigen und unverschämten Aufschneidereyen der Unwissenheit und dem gewinnsüchtigen Handwerke dieses Marktschreyers, und zwischen dem Betragen und den Absichten elender Scribenten die geringste Gleichheit wäre. Aber dieses ist freylich nicht, und um deswillen ist meine Ausschweifung gar nicht zu entschuldigen. Es sey darum! Ich mag es nicht ausstreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich, in dergleichen Fällen, recht leicht zu trösten. Wollte ich gar nichts schreiben, waren damals meine Gedanken als was sich reimt, und was auf eine vernünftige Weise zusammenhängt; so schreibe ich mich an den Bettelstab, und meinen Verleger ins Hospital. Ungefähr so dachte ich damals, und Sie wissen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müssen alles lesen, was ich geschrieben habe, es mag zusammenklingen, wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meine Gedanken schriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht so viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beyspiel.] Wer Kohlharten auf der neuberischen Bühne spielen sehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzose wäre, den billigen Ruhm zuge-

zugestehen müssen, daß ihm nur sehr wenige in der Kunst, die Leidenschaften der Menschen lebhaft und natürlich vorzustellen, beygekommen sind. Hatte er die Rolle des Brutus zu spielen; so vergaß man Kohlharten ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieser, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorstellte. So bald sich Kohlhart sehen ließ; so bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch seine Geschicklichkeit die größten Fehler des Schauspiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daß er vermögend gewesen wäre, durch seine verführerische Kunst die elendesten Schauspiele erträglich zu machen. Dieser vortreffliche Kohlhart ward bey zunehmendem Alter durch seine kränklichen Umstände sehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erschien nur selten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergessen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bey seinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor seinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne gesehen. Seine Brustbeschwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte also nur die Rolle einer stummen Person, und mußte in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragischen Helden zurechte setzen, welcher wegen seiner Ungeschicklichkeit kaum verdiente, auf der reihhandischen Bühne eine stumme Person vorzustellen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unsern Kohlhart in dieser geringen und unedlen Beschäfftigung erblickte: so bald er den Stuhl hingesetzt hatte, trat er ab. Ich sah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerspiele schien mir dieser Auftritt der traurigste zu seyn. Wenig Tage darauf starb er. Nun

erfuhr ich seinen Tod, als mir alle diese Umstände aufs lebhafteste wieder beyfielen. Dieser Mann, dachte ich bey mir selbst, welcher in seinen jüngern Jahren das Händeklatschen des Parterre und die Bewunderung der Logen erregte; dieser kömmt bey zunehmendem Alter so weit herunter, daß er, als er das letztemal in seinem Leben sich auf der Schaubühne zeigt, eine stumme Person, und eine so gleichgültige Handlung vorstellen muß, in der er von dem wenigsten Theile der Zuschauer bemerkt worden ist. Dieser Gedanke bekräftigte bey mir die Wahrheit des bekannten Satzes, daß die ganze Welt eine Schaubühne sey. Wie mancher Staatsminister, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen Volks erzwingt, wird vor seinem Ende so weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, schon vergißt, und oft sieht er sich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geschwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre bloß durch seine gnädige Vermittelung aus dem Staube erhoben worden ist!

Ich habe nicht nöthig, bloß am Hofe diese Aehnlichkeit zu suchen; ich finde sie auch in andern Ständen. Es wird kaum vierzig Jahr seyn, daß Klimene die Königinn aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Klimenen seufzete, und alle junge Herrchen unserer Stadt flatterten um diese Schöne herum. Verschiedne, welche sich für viel zu witzig hielten, als daß sie den Gottesdienst besuchen sollten, besuchten ihn doch; aber nur um Klimenens willen. Wie flüchtig ist doch der Ruhm der Menschen! Am Sonntage sah ich diese vergötterte Klimene ganz gebückt aus der Kirche schleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schicksal.

pl. Es begegneten ihr verschiedene junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und itzt konnten sich die muthwilligen Söhne dieser zärtlichen Väter kaum entschließen, der veralteten Klimene aus dem Wege zu treten. Sie würden sie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das sie unter ihrem zitternden Arme trug, sie aufmerksam, und ihren leichtsinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unsrer Gelehrten zu [illegible] ein beßres Schicksal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten ist beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrsamkeit ändert die Moden fast noch öfter, als das Frauenzimmer. Systemata der verschiednen Disciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, sind itzt lächerlich. Dichter, welche nicht sicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; diese gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungestört hin und wieder gehen, man sieht sie nicht mehr, man hat sie vergessen; und wollen sie nicht gar verhungern, so müssen sie sich der sparsamen Großmuth eines Buchdruckers überlassen, welcher sie als Corrector in seiner Druckerey ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schicksal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu seyn; so wünsche ich mir von ihm nur dieses, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menschen vorstellen müssen; habe ich dieses mit einigem Beyfalle

gethan: o! so wünsche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelassen werde, indem ich noch spiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geschmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, ist mir auch Kohlharts trauriges Schicksal bestimmt; so gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich so bedauert, wie ich Kohlharten bedauert habe!

Conata lacessere Teucros.] Die Verdienste, welche sich dieses Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, sind so wesentlich und so wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es sich durch eine solche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geschlechts zu vertheidigen gesucht hat. Mir scheint es wenigstens, daß sie nicht die beste Art gewählt habe, mit welcher sie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leser überführen will, daß man sich an ihr versündigt habe. »Die Hochachtung,« schreibt sie, »welche man unserm Geschlechte »schuldig ist, ist zu allen Zeiten unter gesitteten Völkern »für etwas so unverbrüchliches gehalten worden, daß ich »hoffe, man werde diese Verletzung derselben gegen eine »Person, die solches auf keinerley Weise verdient hat, »nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.« Wer die kleinen Balgereyen schon weis, welche seit einiger Zeit zwischen den witzigen Köpfen vorgefallen sind, der wird es zufrieden seyn, daß ich die eigentlichen Umstände dieser gelehrten Mordgeschichte hier nicht anführe; und wer sie nicht weis, der kann sich allenfalls trösten, wenn ihm eine solche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen ganz unparteyisch, und so wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, wel-

welches sie ein ungezognes Verfahren nennen will: so überflüßig würde es auch seyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl sieht, daß sie selbst Muth genug hat, sich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewisse Art unsrer krutigen Kunstrichter selbst gestehen wird, daß sie männlich genug sey. Meine Gedanken, welche ich bey Lesung dieser Vorrede gehabt, sind ungefähr diese:

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer diese Hochachtung selbst verlangt, und sich auf die ruhige Posseß bezieht, in welcher sie und ihre Vorfahren seit hundert und mehr Jahren gewesen sind.

Da unsre Verfasserinn bey dieser ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, sondern als eine Scribentinn anzusehen ist; so hat sie um so viel weniger Ursache, sich auf diese wohlhergebrachte Hochachtung zu steifen, welche sie von uns aus rühmlichern Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann diese weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperson. Beyde können unsre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrsamkeit und ihr Witz solche verdienen. Ist dieses nicht; so habe ich schon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines schreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man, in gleichem Falle, wider die Scribenten männlichen Geschlechts ohne Beleidigung des Wohlstandes brauchen darf.

In

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geistlichen. So bald sich aber ein Geistlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftsteller mengt, und durch sein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor seyn könne; so bald vergesse ich den Priester, und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer seyn, wenn mich dieser Mann um deswillen verketzern, und sagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man seinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten schuldig sey, und welche unter allen Menschen für etwas so unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch sehr viel leiden, wenn wir die Galanterie so hoch treiben, und die Fehler einer Scribentinn dulden, oder gar bewundern wollten, bloß darum, weil sie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unsern Mannspersonen eine so große Menge erbärmlicher Schriftsteller, daß es sehr unverantwortlich seyn würde, auch die andre Hälfte des menschlichen Geschlechts mit dieser Autorseuche zu verwahrlosen. Ich wünschte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken lassen, was sie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen sie es vorlesen, und ich werde es selbst mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft ist; nur gedruckt mag ich es nicht sehen. Diejenige unumschränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttische zugestehen, diese hört gleich auf, so bald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie sey witzig, sie

suche ihren Geschmack auszubessern, sie schreibe, um ihren Verstand zu schärfen, aber sie schreibe nur für sich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut sie es aber doch, so behalte ich mir vor, mit nächstem ein Kochbuch zu schreiben, und wollte das Frauenzimmer anfangen über mein Kochbuch zu spotten, da ich wirklich ein sehr schlechter Koch bin, so hoffe ich, die gesitteten Völker werden diese Verletzung der Herrschaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen gewesen ist, und die Beleidigung einer Person, die solches auf keinerley Weise verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schrifften ihr Bildniß setzt, oder in der Vorrede deswegen um Pardon ruft, weil sie ein Frauenzimmer ist, verräth entweder ihr böses Gewissen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunstrichter voll Leidenschaften, und eben so wohl zu blenden sind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verspielt haben würde, wenn sie nicht den Schleyer zurückgeschlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie es billig sey, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches sich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte Sache, mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft. Ich habe noch keinen Scholiasten gefunden, welcher den Aruns für ungesittet oder ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen verfolgt, und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte sich unter das Heer streitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu sterben wünschte, wenn

er nur durch den Sieg über die kriegerische Kamilla den Tod seiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Kamille mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er seine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches sich in den Krieg der Kunstrichter mischt, wagt viel, und begiebt sich selbst der Rechte, die ausserdem ein Frauenzimmer hat.

- - Graditur bellum ad crudele, - -
- - et noſtris nequiquam cingitur armis
Cara mihi ante alias - -
- - Vellem, haud correpta fuiſſet
Militia tali, conata laceſſere Teucros.

Niſi quod ſit dictum prius.] Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unſrer Gelehrten an sich haben, wenn sie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieſes würde ich doch gern sehen, wenn sie damit etwas sparsamer umgiengen, als die meisten zu thun pflegen. Ich finde zwischen dergleichen Schriften und unsern Lustgärten in dieſem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es ist dem Gesichte angenehm, wenn man in denſelben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müssen deren nicht gar zu viel seyn, wenn der Garten nicht das Ansehen eines Bildersaals gewinnen soll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieſer empfindliche Schaden erwachsen, daß man sich bloß mit Betrachtung der Statuen beschäfftigen, und auf den Garten entweder seine Aufmerksamkeit gar nicht richten, oder doch ziemlich gleichgültig dabey seyn würde. Wo ich mich nicht sehr irre; ſo läuft ein Schriftſteller bey ſeinem Werke eine gleiche Gefahr.

Wenn

Wenn ich auf einer jedweden Seite eine, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, so wird mich dieses so zerstreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundern, und meinen Autor darüber vergessen werde; oder vergesse ich ihn auch nicht gänzlich: so wird er doch meine Aufmerksamkeit mit dem Horaz theilen müssen, die er sonst ganz zu fodern hätte. Zu geschweigen, daß es bey vielen eine große Unbedachtsamkeit verräth, wenn sie den Leser zu oft an den Witz der alten und neuern Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlange. Ist der Verfasser nicht im Stande, seinen Leser mit dergleichen beständig zu unterhalten; so wird er es demselben auch nicht verargen können, wenn ihm seine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer besucht, welche zwar nicht schön, aber doch noch ganz leidlich häßlich ist. Sie hatte den Fehler begangen, verschiedne andre Frauenzimmer zu sich zu bitten, welche so schön waren, daß sie meine Aufmerksamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannspersonen, erweckten. Wir vergaßen uns so weit, daß wir uns nur mit diesen Schönen beschäfftigten, und an unsre nicht so schöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen diese bezeugten wir nichts, als nur die allgemeinen und nöthigsten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht überhoben seyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber, es war auch ein großer Fehler von unserer Wirthinn, daß sie uns in eine Gesellschaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Person.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch

noch

noch ziemlich gut sind. Es würde mir sehr leid seyn, wenn sich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Lesern, will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß sie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den Hagedorn, und alle Schriftsteller, die anders sind, als sie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes sich desto mehr zu beruhigen. Ja, was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu lesen, viele an, welche außerdem so viel Selbstverläugnung wohl nicht haben würden, dieses zu thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den Liebhabern der Alterthümer, welche in den betrübtesten Wüsteneyen, und mitten unter altem Schutte sich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noch hin und wieder den prächtigen Rest der alten Baukunst zu bewundern Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schließt er niemals, ohne zu seufzen, zu schimpfen, und zu drohen.] Bey dieser Gelegenheit muß ich zum Schlusse noch dieses erinnern, daß künftig bey meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwey Alphabete, sechs Bogen stark, zu bekommen seyn wird, welche den Titel führt: »Abgenöthigte »Vertheidigung wider verschiedne parteyische und abge»schmackte Einwürfe und Kritiken, in möglichster Kürze, »auf Ansuchen vieler Freunde entworfen, und ans Licht »gestellt, durch Hinkmarn von Repkow.» Es giebt Leute, welche Schriften tadeln, die sie nicht verstehen, und auch niemals gelesen haben. Das Beyspiel dieser großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen

ich

ich noch weniger weis, was sie mir oder gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieses zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der ist nicht meiner Meynung; und wer nicht meiner Meynung ist, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äußerstem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetischer Ordnung im Anhange mit beydrucken lassen, und wer unter den Herren Gelehrten mich schimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, seine Werke noch vor künftiger Frankfurter Messe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung postfrey einzusenden.

Ich weis es wohl, es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entstehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu schreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; so würde ich der ungesundeste Mensch von der Welt seyn. Auf diese Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unsterblich; kurz, ich muß schreiben, denn ich schreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs*).

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen; so werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmal derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig seyn, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte festzustellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverläßigkeit, verstehen; alle Zweydeutigkeiten werden sich verlieren; und mancher, den man itzo aus Mißbrauch einen gepriesnen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sey.

Ich

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 3ter Band, 1tes Stück, 1745.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bey denen, welche glauben, derjenige ſey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne; bey dieſen werde ich mich, durch meine Beſcheidenheit, in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande; ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten; ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, ſo bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen

nen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bey dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſeyn von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt im franzöſiſchen Grundtexte nicht das Geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde. Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſetzen ſollte; ſo könnte es ungefähr alſo lauten: »Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen »von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirk»lich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hät»ten, mir ſo viel Complimente zu machen.«

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu ſeyn Deroſelben ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen; ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerot machen will,

und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur *).

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsre ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort, so wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkommt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrecht steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das mag nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sey, davon siehe Compliment.

Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lügen recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allezeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam betonicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sey nichts anders, als seinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die

*) Hier ist dasjenige nachzusehen, was im ersten Theile dieser Satyren, und zwar in der Abhandlung vom Mißbrauche der Satyre auf der 10ten und folgenden Seiten erzählt wird.

die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heiſſe ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte; ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehren, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! iſt bey Matroſen und Muſketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens bey tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch ſchwört er alle Augenblicke, mit der witzigſten Miene von der Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als

die Ehe brechen, und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der zu leben weis. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Deutschen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheuratheten Personen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundschaften überlebt habe.

Wenn

Wenn es hoch kömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch, welcher Schuld daran ist; denn cessante causſa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bey uns ein Waffenstillstand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabey sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt, und es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüssel zur Ewigkeit** also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen birnernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe **Unsterblichkeit**) besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht so wohl dem Patienten selbst, als vielmehr andern, beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel darwider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxysmus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel darwider soll dieses seyn, wenn

man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuschs, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das Geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Gebehrden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr geheime Rath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Kapitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Worts reden; denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche festzustellen. Im figürlichen Verstande also heißt **ehrwürdig** so viel, als schwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung

klärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüßig, denn ich weis gewiß, sie werden sich bey Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daß eben diese, und keine andern, diejenigen ehrwurdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet giengen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts **ehrwürdig** voraussetze; so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchstens zwölf Procent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beyspringt, und auf ein Pfand, das zweymal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen seyn soll; dieser Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heißen: denn gienge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen ver-

verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich seyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdose, und Manschetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beyden Berauschten der Schuldheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht schwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bey dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug seyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein.

ein. Ein ehrwürdiges Amt stiften, heißt in einigen Parochien so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heurathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die studirt haben, wollen gelehrt seyn; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freylich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sey noch ein sehr großer Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profeßion oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche

dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwa jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor **Titus Manlius Vernicularis**. Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſam-

gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er deutsch, als mit seiner Magd, und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! wenn er noch lange lebt; so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da. Wenn das Ding so fortgeht: so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das Geringste von der Rechtsgelehrsamkeit verstehe; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehn andre seines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr Vanno, hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in kurzem wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab; so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen. Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt;

ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbige Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der gröſte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe große Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

- - - Quid me galeata laceſſis?
Vincere ſi poſſum nuda, quid arma tenens?

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt,

was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beynahe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: denn er behauptet, Trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sey. Wer so liebreich seyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. „Das hat ein Scheim geschrieben!“ rufte er, und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäfftigt. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar

nicht,

nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächſten eine große Meuterey wider die Czaarinn auf ſeiner Studierſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studierſtube gehen. Bey alle dem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſo gar politiſche Monatſchriften; doch werden ſie, dem Himmel ſey Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Itzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche Kaiſerthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden; ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Projekt zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brodt ehrlich verdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drey Jahren mehr, als zweytauſend

Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten Deutſchland. Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heurathete er eine Jungemagd; denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt oder häßlich werden; ſo läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt; ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſogar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag

das

das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unsrer Stadt ausgesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey; so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre; alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth: dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind, hiervon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Worts Menschenfeind Statt haben kann.

Ich setze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so vermögen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die

die glückselige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert.

Ein Menschenfeind würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an sich risse; daß diese noch in funfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme; dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist, so sind noch viele andre, und ich würde von den größten Palästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landsmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind würde, sobald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, ich weis beynahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menschen zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche

Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten: so lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten; und, was das Erschrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Bannstral, den sie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwägnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satyrischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spottischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt, und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden; Cälie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrodt essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cälien

trocken

trocken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen ein Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bey unterschiednen Leuten, die in öffentlichen Geschäfften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bey dergleichen Leuten so viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter, nichtanders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten erlangt werden: so ist es gar wohl zu verstehen, was die geleistete theure Pflicht heißt; und alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es laßt wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht, und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein pflichtmäßiges Urtheil verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe; denn er glaubte, nur um deswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäßig arbeiten, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; so spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es „fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit ex officio! „Bald Armensachen! Bald Bericht wegen brandbe„schädigter Unterthanen! Bald wegen herrschaftlicher „Sachen! Alles ex officio!“ Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben; so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen

chen man sich auf der Katheder von dem Worte Verstand macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesen allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: so würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern

dern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein feiner Verstand;
30000 Thaler, ein großer Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deswillen versicherte mich mein Correspondent, daß er in ganz Meckleuburg beynahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren

ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

Beytrag

Beytrag

zum

deutschen Wörterbuche *).

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Versuch eines deutschen Wörterbuchs mitzutheilen; so bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu diesem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin so glücklich gewesen, daß an mich verschiedne Artikel eingesandt worden sind, und mein Vergnügen darüber ist so groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anstehen kann, ein Paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet sind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden diese neue Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyspiele zu folgen, um mich durch ihre geschickte Beyhülfe in den Stand zu setzen, daß ich noch vor dem Schlusse des itzigen Jahres solches unter die Presse bringen kann. Den Herren E** und Gl** statte ich zugleich für diese ihre Bemühungen den verbundensten Dank ab. Ich wollte wohl wünschen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einі-

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 3ter Band, 2tes Stück, 1745.

einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingesandten Wörter beygefallen sind. Dem Herrn Kr** muß ich sagen, daß er die Absicht, welche ich bey unserm Wörterbuche habe, nicht recht eingesehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingesendet hat, scheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geschrieben ist. In dem Hause, worinnen er wohnt, mag er ein sehr aufgeweckter und schalkhafter Kopf seyn, welcher seine ganze Familie, und vielleicht auf Kosten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, sein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthüre. In andern Häusern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiasten niemand verstehen. Dergleichen Familienscherze sind gute Quodlibete, welche nur eine geschloßne Gesellschaft einsieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß sie solche lesen sollten.

Verschiedne meiner Correspondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorschlagen, deren Bedeutung sie untersuchen könnten. Ich will etliche davon hersetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigsten, und am unbestimmtesten zu seyn scheint. Die verschiednen Redensarten, bey welchen sie gebraucht werden, verursachen wegen dieser Ungewißheit eine solche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotischgesinnter nicht einen Augenblick zaudern sollte, eine gewisse Bedeutung davon festzustellen. Ich erwarte diesen Beytrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben sie und ihre Kinder zu genießen. Hier sind die Wörter selbst:

Andacht.
Artig.
Bezaubert.
Demuth.

Ehr-

Ehrgeiz.	Körnigt.
Eifersucht.	Kunstrichter.
Freyheit.	Kangstreit.
Geschmack.	Scherzhaft.
Gesundheittrinken.	Sparsamkeit.
Gleichgültig.	Unparteyisch.
Großmuth.	Unschuld.
Ich.	Witz.

Dieses mag genug seyn. Es giebt noch unzählich andre Wörter, welche wenigstens so wichtig, als diese, sind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geschickten Landsleuten überlasse. Die Briefe sind an den Verleger zu senden, und ihre Namen sollen verschwiegen werden, wenn sie es verlangen.

Deutsch.

Ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: Er hat den Fehler, daß er ein Deutscher ist. Denn, wie bey vielen Franzosen der Verstand überhaupt sehr sonderbar ist; so haben sie gefunden, daß alle die, welche diesseits des Rheins geboren sind, weder witzig, noch tapfer, und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, Deutsche sind.

Es klingt alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tiefsinnige Machtspruch, den über deutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Französinnen zur Noth so viel gelernt haben, daß sie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, son-

sondern unter dem Consulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kommt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen deutschen Michel heißen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens eben so viel Schande und Laster in sich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet. Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwo Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinn. Jene geben sich eine ernsthafte, gebieterische und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Gnüge zu leisten. Man nennt sie auch römischgesinnte Männer, oder lateinische Görgen, zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel. Es liegt ihnen viel daran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehen dürfte freylich sehr fallen, wenn die Welt anfienge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sey. In Lehmanns speyerischer Chronik finden wir die Geschichte eines treufleißig verordneten Lehrers, welcher ein so abgöttischer Verehrer des Cicero gewesen, daß er seinen Sohn bloß deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bey zunehmenden Jahren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cl-

ero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen; so hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen seyn, daß er sein Kind, bey vermerkter Widerspänstigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen, und seine deutsche Muttersprache solemni ritu formulaque abzuschwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete so gut als sein Schuster; beyde aber hatten es niemals gelernt, und verstunden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keinesweges besänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sey; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die sklavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man ihnen nur die allzuabergläubische Verbitterung gegen ihre Muttersprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So bescheiden auch dergleichen Einschränkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maschine geräth in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. Ad rogum! ad rogum! schreyen sie, so bald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in welchem ein solcher Pflegevater, unter dem Namen Irenäus Mo-

kigo-

Rigophorus *), mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutschen machen diejenigen aus, welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinn verachten. Diese sind von den ersten weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen, das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese leichtsinnigen Feinde aber können es noch so ziemlich gelassen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache geredet wird. Ja, ich habe es so gar mit meinen Augen gesehen, daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen von Profession war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, sich auf einem Beine herumdrehte; und so bald er mit einer Prise Tabak dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich war auch sein Paroxysmus vorbey, und man sah zwischen ihm und einer vernünftigen Kreatur beynahe nicht den geringsten Unterschied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache, daß man sie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn sie die deutsche Sprache verspotten; so geschieht es eben so wenig aus Bosheit, als wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutschen Meisters, und nicht der witzige Schneiderverstand eines erfindsamen Franzosen hervorgebracht hat. Sie spotten, weil es

*) S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 1ster Th. S. 465. und in gegenwärtigen Schriften. 2ter Th. S. 513.

deutsch heißt, und lachen, weil es nicht französisch ist. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweise von der Nichtswürdigkeit der deutschen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es ist Mode, sie zu verachten, und ihr Verstand ändert sich so oft, als die Mode; dieses aber geschieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund suchen, wollen aus den Lehrsätzen der Physik, und aus der Erfahrung beweisen, daß es deswegen so viele lustige Feinde ihrer Muttersprache unter uns gebe, weil die Franzosen in ihrem Umgange so artig und einnehmend wären, daß viele von unserm deutschen Frauenzimmer ihnen nichts abschlagen könnten. Ich lasse die Vermuthung an ihren Ort gestellt seyn. Unwahrscheinlich ist sie freylich nicht, und ich sollte fast selbst glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könnte, ohne sich der Verbindung eines französischen Papas und einer deutschen Mutter zu bedienen. Dieses mag von den unterschiednen Arten der Feinde, welche die deutsche Sprache hat, genug seyn.

Er ist ein ehrlicher alter Deutscher; dieß würde ein Anfänger in der deutschen Sprache also erklären: Er ist so ehrlich, wie ein alter Deutscher. Aber das wäre ein großer Sprachschnitzer; sondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man sonst Höflichkeiten, und in gewissem Verstande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unsern Vorfahren, den alten Deutschen, noch so ziemlich gleich thun.

Altdeutſch heißt daher in einigen Geſellſchaften ſo viel, als grob.

Deutſche Redlichkeit, iſt ein verbum obſoletum, oder höchſtens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen ſind.

E ⁂

Fabel.

Eine Fabel iſt, ordentlicher Weiſe, und beſonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein ſolches Gedicht, über welchem der Name eines Thieres, oder ſonſt eines Dinges ſteht, das noch etwas dümmer iſt, als der Verfaſſer. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen ſuchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch ſo trocken, noch ſo abgeſchmackt, noch ſo undeutlich ſeyn; ſo iſt doch das, was ein ſolcher Fabeldichter im Namen ſeines Thiers ſagt, für eine unvernünftige Beſtie noch allemal klug genug geſprochen. Er ſchreibt: Der . . eine Fabel. Und ſiehe, ſo iſt es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort Fabel wird noch in einem andern Verſtande, und zwar von ſolchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich ſind. Daß ein Frauenzimmer ſich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergeſtalt betrübt, daß ſie ſich ſelbſt ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verluſt ihrer Schönen ſo untröſtbar ſind, daß

sie in ganzem Ernste Anstalt machen, sich zu erstechen: das ist wohl möglich, aber nimmermehr wahrscheinlich, und eben um deswillen gehört die Geschichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Diese Beschreibung, welche ich von dem Verstande des Worts Fabel gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tausend Erfindungen. Mir sind deren schon so viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich starken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geschieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verse, die doch keine Dichter sind; und gesetzt, ich schriebe nicht feurig, so würde ich gewiß ziemlich fließend schreiben. Das ist schon genug! Und wenn mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerspräche; so weis ich doch, Strephon giebt mir seinen Beyfall, denn ihm gehts auch so! Damit aber die gelehrte Welt vor großem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich fast befürchten muß; so will ich inzwischen von vieren meiner Fabeln nur den Inhalt hersetzen. Man wird finden, daß sie durchgängig möglich sind; keine einzige aber wahrscheinlich ist.

Die erste Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber desto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er sie. Er heurathete sie, und die ganze Stadt lobte

übte seine Wahl; denn die meisten Bürger dieser Stadt waren tugendhaft, und keiner heurathete aus eigennützigen und niederträchtigen Absichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verflossen, und nicht ein einzigesmal hatten sie einander Gelegenheit zu einem Mißvergnügen gegeben. Noch im zwanzigsten Jahre liebten sie einander auch so vernünftig, eben so zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf diesen Umstand werden meine Leser ja wohl merken; denn das ist eine Hauptfabel. Agenor verlor seine Frau, welche bloß um deswillen schwer zu sterben schien, weil sie sich von ihrem Manne trennen sollte. Zehn Monate hat Agenor zugebracht, ehe er sich einigermaßen trösten, und zu einer neuen Heurath entschließen konnte. An fünf Monaten wäre es schon genug gewesen; aber zu einer Fabel mußten es schlechterdings zehn Monate seyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrscheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Nerau durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichsten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn so zärtlich, daß sie ihm auch nicht ein einzigmal seine Armuth vorwarf. Sie trug so viel Ehefurcht gegen ihn, daß es schien, als hätte sie beynahe gar vergessen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte sie ja etwas betrüben; so war es die große Behutsamkeit, mit welcher Nerau sich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für sich etwas

wenigen sparsam zu seyn; und brauchte sie selbst einiges Geld, so bat sie ihren Mann mit so vielen Liebkosungen darum, als wäre es sein eignes Vermögen. Meran starb, und die Chronik sagte, daß sie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröstbar gewesen, an welchem er gestorben. Ja, man will so gar versichern, daß sie über diesen Verlust sich niemals zufriedner zu trösten gewußt, als wenn sie den armen Freunden ihres verstorbnen Mannes mit ihrem Vermögen beyspringen können. Niemals habe sie dieses anders genennt, als die Verlassenschaft ihres Meran, an welche alle seine Verwandten Anspruch zu machen hätten, welche desselben bedürftig wären. So weit geht diese Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Beruf war, eine große Gesellschaft Leute wöchentlich vor allen Lastern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laster verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er also aufs abscheulichste ab, so oft er hierzu Gelegenheit fand. »Das »ist nichts Unmögliches! Das hören wir oft!« werden meine Leser rufen. Geduld! ich will weiter erzählen. Dieser Mann wußte sein Vermögen den Armen auf eine so vorsichtige Art zufließen zu lassen, daß die wenigsten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von sich gehen; sie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in seiner Handlung unglücklich war, lieh er ein ansehnliches Kapital, ohne Verzinsung, damit er ehrlich bleiben, und sechs unerzogne

zogne Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals soll er über fünf Procent genommen haben. Eine schöne Fabel, zu der ich aber den Text nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phokles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bey schwerer Strafe niemand gelobt werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieser Stadt schätzte jedermann die Dichtkunst nach ihren Würden. Kein Reimer ward daselbst geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwiesen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, sondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelps wohlmeynend rathen, daß er sich in diese Stadt nicht wagte! Alle Leute suchten die Freundschaft des Phokles zu gewinnen; damit er ihnen die Fehler entdecken sollte, welche sie an sich hätten. Der Bischoff daselbst bat ihn gleichfalls darum, und diesem sagte er: »Du bist ein »hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und hun»ziger Mann; du lehrest deine Gemeine sehr erbaulich, »aber sie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein »Leben beweist, daß du sie selbst nicht für wahr hältst!« Dieses bewegte den Bischoff dergestalt, daß er ihn aufs zärtlichste umarmte, und seine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeister entdeckte, daß er ein sehr unwissender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu

heißen, so lange er nicht unterließe, mehr auf seinen Nutzen, als auf den Nutzen seiner Bürger zu sehen; so kostete nicht viel, daß ihn dieser nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an seiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeisters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen oder nicht. Es war erstaunlich anzusehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundschaft ihm die reichsten Kapitalisten begegneten. In seiner Gesellschaft vergaßen sie, daß sie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergesellschaften waren todt und schläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fischern nichts; Lomber ward gar nicht gespielt; und die Kunst, den Nächsten zu richten, war nur in ein Paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, so bald war alles vergnügt und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt; so würde man hier auf die Vermuthung fallen, er sey um deswillen so beliebt gewesen, weil er diesen schönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgesagt, ihre schönen Hände verewigt, ihre Augen besungen, mit unter ein Paar Takte geseufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und seine Nachbarinn Tieger und Fels gescholten hätte, weil sie so unmenschlich grausam gewesen, und ihm einen Kuß versagt. Dieses ist gemeiniglich die Sprache unsrer heutigen Dichter. Aber Phokles sang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anständigen Sittsamkeit; Kleonen wegen ihrer vernünftigen Wirthschaft. Er lobte Aeſinen wegen ihrer sorgfältigen Kinderzucht, wodurch sie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen suchte. Er besang die Unempfindlichkeit der Kalliste gegen die leichtsinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphrosynen rühmte er, daß sie noch

mehr

mehr eigendhaft, als schön wäre! und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue? Das klingt sehr altväterisch! Es kann wohl seyn; aber es ist auch schon lange, daß Phokles gestorben ist. Er starb in eben dem Jahre, als kein Lasterhafter glücklich, kein Philosoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in sich selbst verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der schönen Wissenschaften, kein Richter geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In diesem Jahre starb Phokles. Ist es also wohl ein Wunder, wenn uns seine Lobgedichte altväterisch vorkommen? Dieses muß ich noch erindern, daß Phokles alle andre Dichter für größre Dichter hielt, als sich selbst; daß er vor Vergnügen außer sich war, so oft er ein schönes Gedicht von einem andern zu lesen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler anderer übersah, und entschuldigte, und nur gegen seine eignen Schriften ein unparteyischer und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete, als wenn man der Schönheit seiner Gedichte Gerechtigkeit wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen Eigensinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtsamkeit, alle Gelegenheit vermied, seine Gedichte unter die Leute, oder wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen; denn das muß man wissen, daß dieser Ausdruck damals sehr selten vorkam. Eben dieses bescheidne Mißtrauen ist Ursache, daß wir von seinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann den großen Phokles!

„Welcher Mischmasch!“ rufte Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden ist! Der

»gegen seine eignen Lieder unempfindlich ist! Der an»dre Dichter für größer gehalten hat, als sich! Ein »Dichter, der ein großer Mann, und doch so gewesen »ist, wie Phokles! Ist wohl was Ungereimters? Ist »wohl jemals etwas Unwahrscheinlichers gefunden wor»den, als dieses?« Du hast Recht, Mäv! Aber eben darum ist die Geschichte des Phokles eine Fabel; und eine Fabel wird es seyn, so bald ich der Welt erzähle, daß du ein geschickter Dichter seyst! Dieses mag von denen Fabeln zur Probe genug seyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es ist ewig Schade, daß ich keiner bin.

Diesen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal stürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müssen. Meine Leser sollten es auch zu genießen haben. Ich wollte die Rede drucken lassen. Wie prächtig würde sich das ausnehmen, wenn mein Verleger diesen Titel an seinen Laden kleben ließe!

ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΩΤΑΤΩΝ,

das iſt:

Das fürchterlichſte unter allen fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare

des weiland Hochedelgebohrnen, Veſten, und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf N. N. berühmten Doctors beyder Rechte,

Welcher im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, zur gröſten Betrübniß ſeiner noch jungen, und um deſto mehr untröſtbaren, hinterlaßnen Frauen Wittwe, und ſämmtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Waiſen, zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte der edlen Gerechtigkeit, viel zu früh, doch ſelig, verſchied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft und unter Begleitung vieler tauſend Thränen,

in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Ehe ich diesen Artikel von Fabeln schließe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe oben gesagt, daß dasjenige eine Fabel sey, was zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Aus diesem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, sondern auch höchst wahrscheinlich ist. Ich finde diesen Fehler besonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geschichte von dem verdohnten Schuster, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er seinen Ruhm nicht durch seine Geschicklichkeit, sondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; diese Geschichte ist so wahrscheinlich, daß ich selbst in meiner Stadt mehr, als zehn dergleichen medicinische Schuster kenne; wenigstens sind es solche Leute, welche zu allem in der Welt ungeschickt sind, und doch die Verwägenheit haben, sich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden sie thun, wenn sie jedesmal über ihre Recepte die Verse schrieben:

Quantae putatis esse vos dementiae,
Qui capita vestra non dubitatis credere,
Cui calceandos nemo commisit pedes!

Sie könnten dafür die beyden griechischen Buchstaben, α und ω, weglassen. Der Verlust, den sie durch Weglassung dieser beyden Buchstaben litten, wäre zwar freylich groß, weil sie gemeiniglich weiter kein Griechisch verstehen, als dieses; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe hersetzen, damit man desto deutlicher sehen könne, wie sehr Phädrus wider diese

diese Regel verstoßen habe. Ist wohl eine Geschichte wahrscheinlicher, als diese, daß eine häßlichgebildete Schwester sich über ihren Bruder erzürnt, welcher seine schöne Bildung gegen sie gerühmt; daß es einen jungen Menschen gegeben habe, welcher seine Gestalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geschrien, als sie wegen ihrer Häßlichkeit verspottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieses eine Fabel sey; und wenn man mir widersprechen wollte, so behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigstens einmal mit dem Pantoffel schlägt, auch unter die Fabeln gehört. Dieses aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Existenz seiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es scheint auch fast, als ob Phädrus seinen Fehler selber gemerkt hätte. Er spricht:

- - - - Illa iracitur,
Accipiens (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieses quid enim? würde sich im Deutschen nicht besser ausdrücken lassen, als durch: Ist das wohl Wunder? Machen es unsre Frauenzimmer nicht alle so? Was aber unsre Frauenzimmer alle thun, das ist wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich Willens, unter diese fehlerhaften Fabeln des Phädrus seine sechste Erzählung im zweyten Buche von dem geschäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen gesucht, weil er glaubt, es sey dieses keine wirkliche Erzählung, sondern eine Allegorie, und gehe eigent-

eigentlich auf die jungen Advokaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand seinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern sehr beschäfftigt aussehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gassen laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Busen zu haben; die Richterstube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Gesellschaften mit ihrem casu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Processen so viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem letztern Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt und tiefsinnig aussehen, wenn sie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhause kommen, damit man glauben soll, sie hätten sich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile sterben müßten, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besäßen, zum Verdrusse der halben Stadt auf die geschäfftigste Art nichts zu thun. Dieses ist die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen. Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und anstatt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte; so verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause und auf dem Markte eine Menge junger Müßiggänger herumlaufen, welche vor grosser Beschäfftigung, nichts zu thun, keichen. Gesetzt auch, es sey eine allegorische Erzählung; so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advokaten gemeynt habe? Könnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihm die Seelen der Verstorbnen verfol-

folgten, welche an seinen Pillen haben ersticken müssen. Er thut so unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodischen Ende zubereiten müßte. Oft besteht seine große Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufsucht, ihn zu würgen, oder Rhabarber holt, um eine Frau zu kuriren, welche der Mann durch seine Vermittelung los zu werden sucht. Dieses sind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leser sollen den Ausspruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegorische Erzählung auf die jungen Advokaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andre Arten müßiger, und doch geschäfftiger, Gelehrten gehe? Hier sind die Worte des Phädrus selbst:

Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
Sibi molesta, et aliis odiosissima.

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen *).

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift zwölftausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 3ter Band, 4tes Stück, 1746.

nicht ungesund, und ihr Geblüt nicht verderbt wäre: allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter Sie wohl gekannt haben müssen, beschäfftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendesten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Großbritannien; und er hatte Lords und Schreiber in seiner Kur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daß es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerm Stande aber nur selten, oder doch wenigstens nicht heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, daß er sich zu Westmünster niederlassen, und seine Kuren daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal auszuschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als daß er sie in die Kur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am Besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bestreiten konnte. Indessen war er doch so billig, daß er Westmünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er starb in seinem neun und achtzigsten Jahre, und doch wünschte er sich selbst, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angesehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorsorge gegen seine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, sein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Medle und sein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor seinem Tode: ob er freudig stürbe? »Nicht recht freudig,« antwortete ihm der sterbende Swift; »ich wünschte mir wohl noch einige Zeit »zu leben, da ich Euch kenne, und weis, daß Ihr meiner »Kur vor andern bedürft.«

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß sich Swift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern für würdig hält, in seinem neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist itzt damit beschäftigt, und ich hoffe, Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind;

Nikolaus Carring, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden; und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifele er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König Georg wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn; so ist er fast gar Willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jakobiten in einem größern Ansehen stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoffe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jakobit sey, weil dieser ihn

unlängst Nikolaus, und nicht, Herr Nikolas, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilt würden; so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgeborne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daß er seit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiß, man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfassung anderer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der deut-

deutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut britisch davon geurtheilt würde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. „Ich,“ rief er, „ich aber lobe mir die Herren Cantons.“ Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutschland. Diese große Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande, sich bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande misvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; so sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug; daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich sogar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzigtausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert, und bey Hofe gedultet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe,

ſich noch einen dritten aus Deutſchland zu verſchreiben, weil er glaube, ein Deutſcher ſey zum Bewundern am geſchickteſten, und zu einem Jakob Pudding, welche Leute er ſehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; ſo verſichert er mit den theuerſten Schwüren, daß er in ſeinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch geleſen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen raſenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürriſchen Schulfuchs, und die ganze großbritanniſche Nation für pedantiſch, weil ſie zugelaſſen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Weſtmünſter begraben worden ſey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in ſeiner Dummheit hingeht, ſo iſt nichts gewiſſer, wenigſtens nichts wahrſcheinlicher, als daß noch gar ein Freygeiſt aus ihm wird. Er ſoll alſo ins Tollhaus, und zwar ſo bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Biſchoff P. Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, ſeine Gemeine werde ihn nicht ſehr vermiſſen, weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchoff, zu ſehen bekömmt. Sein Kapellan hat alle biſchöfflichen Bemühungen; Seine Hochwürden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Kapitalien mit großer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weis, daß auch der vorſichtigſte Wucherer unglücklich ſeyn kann. Es würde ein ſehr wich-

tiger

ziger Punkt in unsrer Kirchenhistorie werden, wenn ihr einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerot machte, und in den Schuldthurm gesperrt würde. Die armen Mitgefangnen sollten mich dauren; denn ich traue ihm zu, daß er die Almosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischoff, behalten würde. Man schaffe also diesen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß sich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daß man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden: denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der gröſten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Staats

regimens angefällt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäfftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne, mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer Poper, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt die er auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister King hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Somerhing zusehen, wenn er durch die Bassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somerhings Abbildung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Policey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann

dann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Köpfe anrührten. Dieses wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiednen unsrer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über

alle

alle andre Frauensperſonen den Vortritt behaupten. Nur ſie iſt Urſache, daß der brave Kaufmann Car-- er in den ſchweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, nicht etwa, weil ſeine Sache ungerecht war, ſondern weil ſeine Frau ſich an der Frau Nowtell gröblich verſündigt, und in der Kirche am Altäre den Rang über ſie frevelhafter Weiſe genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geiſtlichen Aemter in unſrer Stadt ſeit einigen Jahren mit ſo elenden Leuten beſetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf iſt, und dieſe Stellen beſetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn iſt, hat das Jus praeſentandi; die Frau Nowtell vocirt ſie; der Rath muß ſie beſolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß ſie in der Predigt gähnen und ſchlafen dürfen. Dieſes iſt noch der Reſt ihrer natürlichen Freyheit, deſſen ſie ſich auch ſehr wohl zu bedienen wiſſen. Alles dieſes hat mich bewogen, meinen gefaßten Entſchluß zu ändern. Die Frau Nowtell ſoll die ihrem unſchuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhauſe bekommen; ihr Mann aber, der durch dieſen Verluſt ſeiner Frau außer Stand geſetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohlthun, wenn er ſein Amt von ſich ſelbſt niederlegt, ſich zur Ruhe begiebt, ſeine Küche und Wirthſchaft beſorgt, und bey müßigen Stunden ſeine Schränke hohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthauſe in Pflichten ſtehenden Perſonen meine Werke der chriſtlichen Liebe ausüben könnte; ſo fallen mir unter den Sekretairen, Schreibern und Ein-

nehe-

nehmern eine so große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen soll. Meine zwölftausend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht vergessen: aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate und in den Familien geschehen sollen; so wenig werden sie sich träumen lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkömmt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen; so mag allenfalls ein anderer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht erräthen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lächerlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit; denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte; so sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Kapellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist; denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft vom Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen soll; und weil er das nicht weis, so

schließt

schließt er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehn Jahren wider die Religion herausgekommen sind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugeht, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden und trunkenen Ritters Dewlapps Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde; so verlange ich, daß Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; so hoffe ich, daß er die Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der

dritte Theil seiner Einkünfte zur Bekästigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brodt damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne, und nicht der Frau, die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verlosung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die liederlichste Gesellschaft,

schaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet, und die ganze Nacht durch säuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meynen. Er soll ins Tollhaus.

Der junge Thomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehn Jahre; aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Zöglings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daß selbst die Niederländer darüber spotteten; ja, was das Erschrecklichste war, so ließ er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen; so würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten seyn; denn bis zu ihnen dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unsern jungen

unlängst Nikolaus, und nicht, Herr Nikolas, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilt würden; so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgeborne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daß er seit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiß, man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfassung anderer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der deut-

deutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut brittisch davon geurtheilt würde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. „Ich,“ rief er, „ich aber lobe mir die Herren Cantons.“ Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutschland. Diese große Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande, sich bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; so sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich sogar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzigtausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert, und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe,

sich noch einen dritten aus Deutschland zu verschaffen, weil er glaube, ein Deutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jakob Pudding, welche Leute er sehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; so versichert er mit den theuersten Schwüren, daß er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze großbritannische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Westmünster begraben worden sey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in seiner Dummheit hingeht, so ist nichts gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als daß noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also ins Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Bischoff P. Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil sie ihn sehr selten, als Bischoff, zu sehen bekömmt. Sein Kapellan hat alle bischöfflichen Bemühungen; Seine Hochwürden aber lassen sich aus Bescheidenheit nur an der Besoldung und Accidentien begnügen. Er schachert wie ein portugiesischer Jude. Er assecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er sitze in seiner Studierstube, so steht er auf dem Boden, und sieht sich nach dem Winde um. Er leiht seine Kapitalien mit großer Vorsicht, und mit weit besserm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börse thun kann. Ich bin seinetwegen oft in Sorgen gewesen, weil ich weiß, daß auch der vorsichtigste Wucherer unglücklich seyn kann. Es würde ein sehr wich-

tiger

ziger Punkt in unsrer Kirchenhistorie werden, wenn ihm einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerot machte, und in den Schuldthurm gesperrt würde. Die armen Mitgefangnen sollten mich dauren; denn ich traue ihm zu, daß er die Almosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischoff, behalten würde. Man schaffe also diesen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß sich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daß man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden: denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der gröfsten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Staats

regimentes angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäfftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne, mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer Poper, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister King hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Policey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann

dann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Köpfe anrührten. Dieses wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr **Something** in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten **Nowtell** auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiednen unsrer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über

alle

alle andre Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache, daß der brave Kaufmann Carrer in den schweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwa, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Nowtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altäre den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn ist, hat das Jus praesentandi; die Frau Nowtell vocirt sie; der Rath muß sie besolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß sie in der Predigt gähnen und schlafen dürfen. Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaßten Entschluß zu ändern. Die Frau Nowtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen; ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau außer Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohlthun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begiebt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müßigen Stunden seine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte; so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einneh-

nehmern eine so große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen soll. Meine zwölftausend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht vergessen: aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate und in den Familien geschehen sollen; so wenig werden sie sich träumen lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkömmt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen; so mag allenfalls ein anderer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lächerlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit; denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte; so sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Kapellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist; denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft vom Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen soll; und weil er das nicht weis, so

schließt

schließe er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehn Jahren wider die Religion herausgekommen sind. Man hat nämlich nicht gewußt, wie es doch zugeht, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden und trunkenen Ritters Dewlapps Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde; so verlange ich, daß Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; so hoffe ich, daß er die Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der

dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brodt damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne, und nicht der Frau, die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verlosung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die liederlichste Gesellschaft,

schaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet, und die ganze Nacht durch säuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meynen. Er soll ins Tollhaus.

Der junge Thomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehn Jahre; aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daß selbst die Niederländer darüber spotteten; ja, was das Erschrecklichste war, so ließ er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen; so würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten seyn; denn bis zu ihnen dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unsern jungen

Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, daß das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: was ist gewisser zu befürchten, als daß man denselben gar an Ketten schließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammenbinden müßte, damit er nicht schreiben könnte? Da der Großvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daß er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse sogar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist unvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein Kunstrichter von funfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh-Pounces, anzufangen wäre? so zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daß sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daß Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daß er alle ersinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschließen, ihn in mein Tollhaus

zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jünglinge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine große Streitfrage, welcher von beyden der größte Narr sey? Derjenige, welcher bey seinem mißtrauischen Alter, als ein reicher Geizhals verhungert? Oder ein unbesonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe? Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthigt sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewissermaßen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschließen? Ich will also, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyßig Jahre alt ist. Müßig darf er nicht gehen; denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Intereßrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daß er arbeitet und rechnet; so wird man ihn im dreyßigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codi-

eille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daß dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalm verloren hätte; denn das andächtige Gespenst murmelte eben den Schluß desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaß verschüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Knidly eine Wittwe,) die Miethen um die Hälfte des Preißes gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn sie aufsteht, und sieht, daß noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über

mit

mit Schwefel und Peche vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: so wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp Esq. und die andächtige Sara Knidly zusammengesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlechte zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jakob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu stiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, diesen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und versicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen sehr nützlich seyn könnte, wenn ich seinen Rath annehmen wollte. Vor seinen Augen, sagte er, könnten sich die Thorheiten der Menschen nicht verstecken. Er kenne sie alle, er verfolge sie aufs schärfste, und die Liebe zur Wahrheit sey bey ihm so stark, daß er sich selbst nicht schonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an sich wahrnehmen sollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er sagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung diese Leute ja vor allen andern mir bestens empfohlen seyn lassen. Ich fand auf dieser Rolle zehn Personen, und erstaunte, als ich sah, daß gleich die ersten fünf davon Geistliche waren, deren Lehren so vernünftig sind, und deren Lebensart so erbaulich ist, daß sie wohl verdienten, selbst in den Augen der Narren und unsrer kleinen Religionsspötter ehrwürdig zu seyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er diese Männer des Tollhauses würdig hielte; ich fragte ihn um die Ursache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geistliche wären, und daß die Geistlichen . . .

Ich fiel ihm sogleich in die Rede, weil ich merkte, daß er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Personen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden.

Der

Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschließen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau und abergläubische Beschwester, zu heurathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte; so dürfen drey seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernhaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entschuldige; daß ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Mitz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich. und er würde nicht aufhören,

zu sagen, daß sie Narren wären, so lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwägenheit dieses jungen Menschen ganz erstaunt war; und weil er versprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen sollte, so hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verstellten Gelassenheit zu versichern, daß ich mir seinen Eifer zu Nutze machen, und solche Veranstaltungen treffen wollte, daß des Vaterlandes Bestes beobachtet werden, und er die billigste Belohnung dafür erlangen sollte. Ich habe ihm einen versiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorstehern des Testaments selbst einhändigen soll. Ich ersuche also diese Herren, demjenigen aufs genauste und sonder Verzug nachzukommen, was sie in diesem versiegelten Schreiben veranstaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; so will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Recrouten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird sie sogleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, G. Säfety, Carl Brackfest, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinsmann.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf

meine

meine milde Stiftung einen billigen Anſpruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für dieſe guten Leute ſorgen, doch unbeſchadet den Narren unſers lieben Vaterlandes.

Dieſes iſt mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin ſehen, daß derſelbe aufs genauſte erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als es wohl ſcheint! Dublin, am $\frac{17}{18}$ Brachmonats, 1745.

(L. S.) D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem ſwiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Segens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords Lavat und Pallbrow ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte. Dieſes einzige beruhigte ihn gewiſſermaßen;

denn er hoffte auf solche Art eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft zu finden.

Der Bischoff O. Carry wollte Feuer vom Himmel fallen lassen, weil das Parlament so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antastete. Aber eben daraus sah man, daß Swift Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nikolaus, machte nicht viel Umstände, sobald er nur vernahm, daß er den Rang über den Bischoff haben sollte.

Herr Something, so sehr er auch anfangs erschrack, faßte sich doch, da man ihm versprach, daß er der Policey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nowtell wechselsweise das Regiment führen sollte. Die Frau spie Feuer, als man sie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, daß sie die Erlaubniß haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischoffs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tische zu ihm, da er besoffen war und schlief. Man will für gewiß sagen, daß er seitdem beständig geschlafen; wenigstens thut er so träumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit Schuld seyn. Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, daß sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist groſse Hoffnung da, daß sie wieder klug werden dürften. Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein Paar Blätter liest, und sich wundert, wie er spricht, daß in diesem Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James

James Diaper hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlos. Der junge Thomas Swallow saß eben an seinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter sein Conterfey, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke setzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängniß, und dieses schien ihn sehr kräftig zu trösten. Math. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontack zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müßte sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war lustiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. Sobald sie hörte, was man wollte, schmiß sie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein schlug. Itzt sitzt sie, und betet, und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch so weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halse verdorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preiß der Miethen steigt; nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen.

So

Sobald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man sein Testament öffnete: so meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoffnung, eine reiche Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

»Das Parlament wird von mir Endesunterzeichnetem ersucht, sich der Person des Jacob Halley, der »ihnen dieses Schreiben versiegelt einhändigen wird, zu »versichern. Man wird aus meinem Codicille gesehen »haben, wie groß die Bosheit dieses Jünglings schon »itzt ist, und ich überlasse der weisen Einsicht des Par»laments, zu urtheilen, wie schädlich derselbe künftig »dem Vaterlande seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, »diejenigen für Narren zu halten, welche die Hochach»tung des ganzen Landes verdienen. Es ist zu befürch»ten, daß er nimmermehr zu bessern seyn werde, da er »seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit, und »seine schmähsüchtige Wut für satyrischen Witz hält. »Seine Raserey, welche er bey seinen Aeltern und Vor»gesetzten anfängt, wird bis an den Thron des Königs »dringen, und eher nicht aufhören, bis sie das Heiligste »der Religion befleckt hat. Er ist nicht würdig, in mein »Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in »das allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern bringe, »welche mit ihm die Geißel verdient haben. Ich be»stimme hierzu zweyhundert Pfund, welche nach dem »Tode dieses Unsinnigen dem Zuchthause heimfallen »sollen. Ich verordne solches kraft dieses, als meinen »letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten

herall-

herausstreichen; aber man ließ ihn weiter nicht reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens, ihm einen Beißkorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, daß man bereits drey Abkömmlinge, des Partridge ausfindig gemacht hat. Der eine ist ein Barbier in der St. James Straße, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und eine Schutzschrift für den Ritter St. Georg gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn; aber sie ist so verwirrt abgefaßt, daß man sie nicht verstehen kann. Der zweyte ist ein cassirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person in Begleitung zweener holländischer Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regimente gejagt worden ist. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daß sie nicht gerades Weges selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahre 1747 das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der Funfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecrouten wird es schon etwas mehr Mühe und Arbeitkosten. Man hält inzwischen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten,

ten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale ist, und es steht ein Preis von zehn Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es seine gute Richtigkeit. O. Säfety wird genau beobachtet. John Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein Paar große schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat beym letzten Verhör ihr Busen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heurathete sie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caspar Wicklaffs. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeynt sey. Der eine wohnt bey Williams Kaffeehause, der andre auf der Fleet-Straße. Man hat den ersten im Verdachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel Gutes vorsagen, und alle Jahre ein Paarmal wünschen müssen, daß der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein Paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewissermaßen noch ferner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander geistvolle Poeten nennen, wird noch ein schmaler Gang am Hafen ledig und unbe-

unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Blanke verwahrt werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daß es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daß sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riß ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Deutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Projekt gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine große Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als andre, zehn und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daß er ein großer, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man, erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Rechte. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaßen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französischer Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord,

Dero

Dublin,
am $\frac{10}{21}$ März 1746.

gehorsamster Diener,
Richard d'Urfey, Esq.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutschen genennt, die er für würdig hält, in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

Nachricht

von einem

Schlüssel zu Swifts Codicille *).

Leipzig.

Bey Boetius Erben unterm Rathhause ist zu haben: Schlüssel zu D. Jonathan Swifts Codicille; in Octav, viertehalb Bogen. Wir haben in einer Monatschrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines Richard d'Urfey Esq. an einen Mylord erhalten, worinnen von D. Jonathan Swifts letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauses für moralische Narren umständliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden ist.

Der Verfasser des Schlüssels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig schlafen können, bis er viertehalb Bogen von sich gegeben, macht sich diese Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher fast einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satyre überhaupt, und insbesondere, und macht ein trocknes Gewäsche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüssel braucht. Dieses bahnt ihm ganz natürlicher Weise

*) Diese Nachricht ist in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746 eingerückt gewesen.

Weise einen nähern Weg zu seinem Vorhaben. Er erzählt, daß man seither in verschiednen Gesellschaften zweifelhaft gewesen, ob dieses Codicill, und das ganze Schreiben des Esq. eine Uebersetzung aus dem Englischen, oder nicht vielmehr nur ein deutsches Original sey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es sey in der That nur ein deutsches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille stehen, nur erdichtete Namen sind. Dieses hat ihn aufmerksam und argwöhnisch gemacht. Er hat herumgesonnen, wer unter diesen erdichteten Namen versteckt seyn müsse? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wissen, was für deutsche Ehrenmänner unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns sogar den Ritterſitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn Something hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er sey nach dem Leben getroffen, und er lasse mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Bischoff B. Carry sey kein rechter Bischoff, aber sonst bekannt genug. Was uns am bedenklichsten erschienen hat, ist die Entdeckung von dem unsinnigen Dichter Thomas Swallow. Es steht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig sey, und der Verfasser des Schlüssels nennt ihn doch virum clarissimum. Wie wenig reimt sich das zusammen? Mit einem Worte, er hat alles ausgeklügelt, sogar, wer Johann Gale ist, den er für einen Thorschreiber hält.

Wir

Wir lassen alle diese Vermuthungen an ihren Ort gestellt seyn, sowohl als den Namen des Verfassers dieses swiftischen Codicills, welcher uns sehr umständlich angezeigt, und sogar dessen Amt, so er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es ist eine Beleidigung für einen vernünftigen Satyrenschreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er sich in seinen Charakteren bedient, nur auf gewisse einzelne Personen gehen müssen. So enge Gränzen hat nur ein Pasquill; eine Satyre ist viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne; so meyne ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwischen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows, zu finden.

Noch eine größere Beleidigung ist dieses, daß er den Namen des Verfassers vom swiftischen Codicille nennt. Wir haben Ursachen, an der Richtigkeit dieses Angebens sehr zu zweifeln; und wäre es auch richtig, so können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht sein Amt, oder andre Ursachen, bewegen, sich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem swiftischen Codicille, und beym Schlusse des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutschen genannt, welche in seinem Tollhause aufgenommen werden sollen; so hat der Verfasser des Schlüssels solches auch zum Drucke befördert. Es ist fünf Bogen stark, sehr enge gedruckt,

und besteht aus lauter Namen; im Uebrigen ist es auch bey Boetius Erben zu bekommen.

Nikolaus Seefgen in Augsburg ist itzt beschäfftigt, die in diesem Promemoria benannten Candidaten des swistischen Tollhauses, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte sind, in Kupfer zu stechen, wobey er bittet, daß diejenigen, so sich in Alongenperucken zu sehen wünschen, sich binnen hier und Ostern melden möchten.

Noch zur Zeit sind wir nicht im Stande, zu urtheilen, ob dieses Promemoria authentisch sey? Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt sind. Es stehen aber viele darinnen, die wir zum erstenmale kennen lernen, und der Verfasser des Schlüssels hat sich bey uns sehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey?

Bey der Magisterpromotion eines Freundes im Jahre 1743 gefertigt.

Meinen freundlichen Dienst zuvorn.

Ehrsamer, und Namhafter,
Günstiger Herr und guter Freund!

Als Derselbe mir eine umständliche Speciem facti, nebst copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einschlagenden Urkunden, sub ☉. ☌ ☍ ☊ et △ zugeschickt, und dabey seine billige Besorgniß geäußert:

Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Kreaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelassene Zwangsmittel angehalten, und also nach der Verfassung hie-

figer Lände, unter andern zum Kopfsteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verlesung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu seyn:

Daß ein Poet, qua talis, keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfassung entgegen, zu Register zu bringen oder zu catastriren, am mindesten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfsteuer anzuhalten, oder sonst auf dergleichen Weise ichtwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtsamen zu verhängen sey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Insiegel besiegelt.

(L. S.) CAIVS IAVOLENVS,

J. V. D.

Rationes decidendi

in Sachen

Die Versteurung der Poeten, und was diesem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Ansehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget sey, sich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derselbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, sich anmaßet, und seine angebliche Befugnisse zu behaupten, bey keiner Gelegen-

legenheit entstehet, einfolglich die Beschwerungen von sich auf andere zu wälzen, unbillig scheint:

omnes enim personae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni modo sentiant, siue in dando sit constitutum, siue in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia, vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ferendus est is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. un. C. de Caducis tollendis §. pro secundo 4.

Dieses auch, nach dem einhelligen Ausspruche der alten und neuen Rechtslehrten, um so viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingestandene Befreyung dieselben nur desto mehr in ihrer mythologischen Einbildung verstärkt, und mit der Obrigkeit eben so willkührlich, als sie mit ihren Göttern thun, zu schalten, veranlasset werden möchten;

ideoque illis, qui sidera vertice tangunt, frena non relaxanda videantur.

vid. Pacificus a Lapide de nociferis reipublicae animalibus c. 4. §. 6.

Godofr. ad h. l.

Bellonius de laudibus Alexandri Sauli VIII. 3.

et aequum est, vt ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis sentiat incommoda.

Petr. ab Vbaldis de illo, quod iustum est circa insomnia, IX, 3.

Blasius Michalorius de Vsopia, per totum.

zudem nicht unbillig zu befürchten steht, daß durch dergestaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels sich beyfallen lassen möchten, ihre beschwerliche Berufsarbeit zu verlassen, und dargegen in der müßigen Gesellschaft der Musen, oder in dem Schooße einer metaphysikalischen Schöne auf Erscheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weise Verordnung geschehen:

quod tolerandi quidem sint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis seu parangariis sint immunes.

Contius in Scholiis ad Corpus Iuris Ciuilis.

Charondas in ωιδαιον, seu verisimilium V, 3. §. 9.

Racuardus in protribunalibus I, 4.

Hiernächst die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, besitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande sey, dadurch aus dem Wege geräumt

gerühmt werden könnte, daß dieſe erwähnte Poeten ordentlicher Weiſe die Gabe der Dreuſtigkeit beſitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Proſa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Verſen ganz artig, und deutlich zu fodern wiſſen,

> id autem apud ſe quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti poteſt.
>
> *l. 143. ff. de V. S.*

ſolchergeſtalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten iſt, ſo lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelaſſen bleibt, ſich an den Geburtstägen und Hochzeitfeſten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlſeyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

> genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies; nam munus eſt donum cum cauſſa, vtpote natalitium, nuptalitium.
>
> *l. 194. ff. de V. S.*

et quae ſunt reliqua Poëtarum Beaſtia.

Gloſſa ad hanc legem.

wie man denn die guten und austräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind,

sondern bis auf den Geringsten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth essen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wärein es auch nur Kammermädchen, korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tausenderley Pracht zu verschaffen wissen; überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, so Werbung und Handthierung in sächsischen Landen treibt, und sich darinnen enthält, sein Handelsgeld, Zins, und alles sein werbend Gut und Vermögen versteuern soll,

Cod. Aug. P. I. p. 39. P. II. p. 1373. 1377. seqq.

und also unter diese allgemeine Verfassung die poetische Wahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchste Billigkeit erfodert, daß man zwischen sterblichen Bürgern, und unsterblichen Dichtern, einen großen Unterschied machet, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abstammen, mit einigerley Abgaben nicht beschwere, vielmehr den prosaischen Layen eignen und gebühren will, daß sie die Priester des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieser vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüssel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich steht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln solle; anbei die eingestreute Besorgniß wegen der ungegründeten Einbildung der Poeten so unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein *crimen de futuro* ist;

in dubio enim quilibet praeſumendus eſt bonus.

Goveanus, in variis lectionibus.

eben ſo wenig auch zu fürchten ſteht, daß durch Nachſuchung dergeſtalteter Freyheiten und Privilegien andre zum Nachtheile des gemeinen Weſens angelocket werden möchten, ſich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten faſt das Anſehen gewinnt, daß man aus Eigenſinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm ſogar anſinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk iſt; am allerwenigſten aber die angezogenen römiſchen Gebräuche hierinnen etwas beweiſen mögen, da auf eben ſolche Art behauptet werden konnte, daß der ſo unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Weſen nachtheilig ſey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.

l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris ſimilibus.

Godofredus et omnes Comment. ad hunc titulum.

anbey die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie größtentheils ſind;

Inhalt
des zweyten Theils.

Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen S. 5
Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit 14
Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satyre 24
Von Unterweisung der Jugend 34
Jrus, eine lucianische Erzählung 41
Eine Todtenliste, von Nicolaus Klimen, Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen 1 44
Schreiben eines Gratulanten an den Autor; nebst den Gedanken des Autors darüber 70
Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind; bey einer gewissen Gelegenheit im Jahre 1737 verfertigt 84
Ein Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiednen Seelen 91
Abhandlung von Buchdruckerstöcken 146
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text 175
Versuch eines deutschen Wörterbuchs 226
Beytrag zum deutschen Wörterbuche 254
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen 274
Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicille 305
Rechtliches Jnformat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey? Bey der Magisterpromotion eines Freundes im Jahre 1743 gefertigt 309